A I 8
46
Bd. 1.

Oe 18

4017 a

42

Landesbibliothek
Coburg

Robert Woods

Versuch

über das

Originalgenie

des

Homers

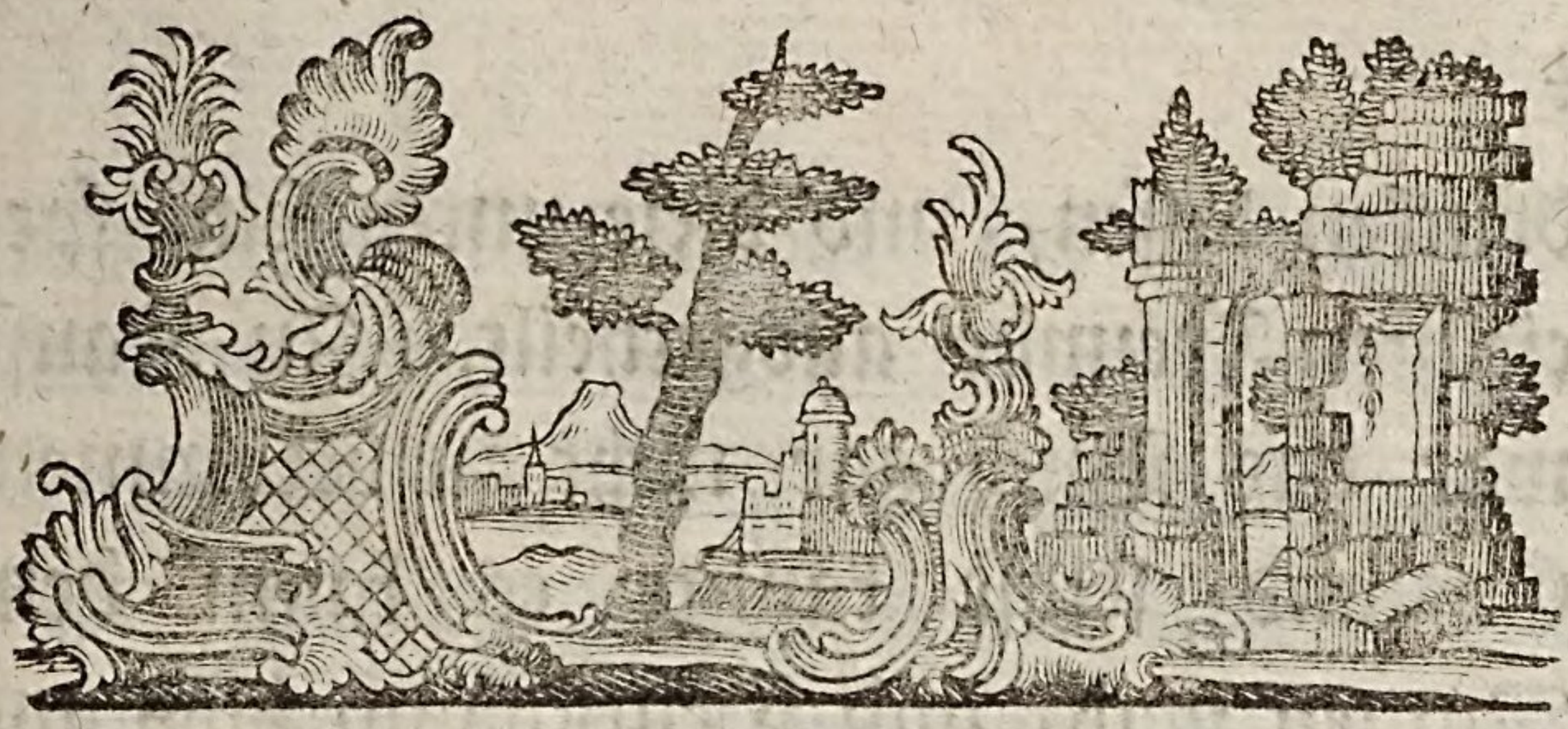
aus dem Englischen

Mit Churfürstlich-Sächsischer gnädigster Freyheit

Frankfurt am Mayn
in der Andreäischen Buchhandlung 1773.

A I 8/46
Bd. 1

Landesb[illegible]thek
Coburg



Vorrede.

Wir glauben durch die Uebersetzung von Woods Versuche dem Publicum kein unangenehmes Geschenk zu machen, da man sie schon längst erwartet, oder gar versprochen hat, und bisher dieser Schatz von Critik nicht blos dem deutschen Leser, sondern auch dem des Englischen kundigen und dem Engländer selbst verschlossen war. Wood hatte nur sehr wenige Exemplarien davon

drucken lassen, und diese unter seine speciellsten Freunde ausgetheilt. Zu Kaufe war das Buch gar nicht zu bekommen. England selbst kannte es kaum dem Namen nach, und Deutschland blos aus der Recension in den göttingischen Zeitungen. Diese hatte es sehr begierig auf ein so ausnehmend wichtiges, von Neuigkeiten volles Werk eines Mannes gemacht, der nach dem Ausdrucke des Recensenten tiefer als alle seine Vorgänger in den Geist des Homers eingedrungen seyn sollte. Man erwartete ungeduldig eine Uebersetzung; sie wurde auch versprochen, und es fehlte wenigstens nicht am Uebersetzer und Verleger, wenn dieß Versprechen nicht erfüllt wurde. Aber das Original war nicht zu bekommen. Woods Freunde, denen er es zugeschickt hatte, waren entweder unbekannt, oder weigerten sich, es zum Uebersetzen herzuleihen, weil er es noch nicht bekannt gemacht haben wollte.

Unter-

Unterdessen starb Wood, der noch an Zusätzen zu diesem Buche und an einer vollständigern Erklärung des Homers arbeitete. Die Begierde, seinen Versuch zu sehen, ward von neuem rege; allein auch jetzt konnte niemand ein Exemplar bekommen. Bryant versprach zwar, alles, was Wood über den Homer hinterlassen hat, in Ordnung zu bringen und herauszugeben, aber dieß dürfte wohl, wie wir hören, noch mehrere Jahre währen, weil Bryant mit eigenen Arbeiten beschäftiget seyn soll. Unterdessen sind wir so glücklich gewesen, eine Uebersetzung, die wir hier drucken lassen, zu erhalten. Wie der Uebersetzer die Gelegenheit gehabt, das so seltene Buch lang genug bey sich zu haben, um es übersetzen zu können, daran wird den Lesern nicht viel gelegen und ihnen genug seyn, das Buch zu haben, welches sie wünschten.

Billig sollte wohl eine Vorrede von einem Gelehrten hier voranstehen, der von Woods Werke Nachricht gäbe; allein die können wir leicht entbehren. Die göttingische Recension wird die Stelle von Vorrede und Plan vollkommen vertreten. Wir lassen sie also hier ganz abdrucken. Sie ist von der Hand des Herrn Hofrath Heyne, und steht im 32sten Stücke des Jahres 1770.

London.

An Essay on the Original Genius of Homer. 1769.

Groß 4to, 70 Seiten, enger Druck.

Noch niemanden haben wir gesehen, der so tief in den Geist Homers eingedrungen wäre. Die Enquiry into the Life and Writings of Homer liegt zwar gewissermassen zum Grunde, oder kann die ersten Gedanken erweckt haben. Aber im ge-

gen-

genwärtigen Essay verliert man jenes ganz aus den Augen; es ist der Adlerflug eines Genies, das die Spur eines Genies aus dem Alterthum ausspäht. Anmerkungen und Betrachtungen über den Homer von einem Mann, welcher auf der Stelle gewesen ist, wo Homer sang, Achill focht und Ulyß reißte, müssen ohnedem Aufmerksamkeit verdienen: denn der Verfasser ist, wie aus der Vorrede erhellet, Herr Rob. Wood, der seiner beyden Gefährten Dawkins und Bouverie, deren Namen bereits durch die Ruinen von Balbek und Palmyra verewigt sind, mit grosser Zärtlichkeit gedenket. Mit dem Homer in der Hand bereiseten sie die Küste von Troja; und einen Theil der gemachten Anmerkungen liefert uns hier Hr. Wood, der gegenwärtig in einer hohen Ehrenstelle im Departement der ausländischen Angelegenheiten steht. Er sah sich hierzu von dem verstorbenen Grafen von Granville aufgemuntert, der ein grosser Bewunderer vom Homer war, und von welchem wir hier einen merkwürdigen Umstand finden. Herr Wood kam zu ihm, wenige Tage vor seinem Ende, mit den Präliminarartikeln des Friedensschlusses zu Paris, fand den Lord aber so schwach, daß er sich wieder entfernen wolte. Bleiben Sie, sagte er zum

Hrn. Wood, durch Verabsäumung meiner Pflicht würde ich mein Leben doch nicht verlängern; und dann fügte er die schönen Verse aus Sarpedons Rede (Il. XII, 322:328) bey: Ω πεπον, ει μεν γαρ πολεμον περι τονδε φυγοντες s. w. Denn sammlete er seine Kräfte, ließ sich den Friedensvergleich vorlesen u. s. f. — Herr Wood verspricht, wenn sein Versuch Beyfall findet, seinen Plan zu erweitern, seinem Werk mehr Methode zu geben und es zu einem allgemeinen Commentar über den Homer einzurichten. Es ist oft gesagt, aber wenig noch befolget worden, man müsse den Homer als einen Dichter aus einem ganz andern Weltalter, als das unsrige ist, lesen. Die menschliche Gesellschaft, in ihrer politischen, bürgerlichen und häuslichen Verfassung, war in Jonien erst unlängst, und in einigen Gegenden Griechenlands nur kürzlich, oder kaum, aus dem ersten rohen Zustand der Natur hervorgetreten, und hatte in der Cultur nur die ersten Schritte gethan. Wer keine Menschen weiter, als seine Landsleute, unsre Europäer, kennt, muß den Homer nicht lesen, oder doch nicht beurtheilen. Aus Reise- und Länderbeschreibungen der Wilden und anderer Völker, die in einer noch ungebildeten Gesellschaft und Staatsverfassung leben,

ben, lernt man das meiste für den Homer. Selbst von den Griechen scheinen wenige ihren bewunderten Dichter recht gelesen zu haben. Aber sie waren doch von einem zweyten Fehler frey, den die neuern noch häufig begehen, da sie nicht bedenken, daß Homer ein Dichter aus einem ganz andern Welttheil, andern Clima, ist, der eine ganz andre Natur vor sich hatte, und sie folglich auch anders schildern, anders empfinden mußte. Wie sollte nicht die Einbildungskraft eines Barden auf der Küste von Jonien andere Eindrücke bekommen, als der Barde in der nördlichen Welt erhält? Mit diesem Himmel von Jonien, mit der Natur auf der Küste, wo unser griechische Barde der Sänger der reinen, der unverstellten Natur ward, kann Herr W. genauer, als jemand, bekannt seyn, da er in eben dieser Absicht jene Gegenden durchgereiset hat. Es sind mehr einzelne, als methodisch gestellte, Gedanken, die sich oft unter einen andern, vielleicht bequemern, Gesichtspunkt würden haben bringen lassen; sie sind von grosser Mannigfaltigkeit, so daß wir uns genügen müssen, das wichtigste und fruchtbarste auszulesen; wiewohl die Schrift unsern Landsleuten so bald noch nicht in die Hände kommen dürfte, da sie noch nicht ausgegeben, und nur

durch des Verf. Geschenk an einen hiesigen Gelehrten uns zugekommen ist. Für Leser des Homers wird manches ein Keim von fernern Betrachtungen seyn. Der Kürze wegen halten wir uns auch nicht bey demjenigen auf, worin wir anders als der Verf. denken. Der Verf. hat alles unter folgende Abschnitte zu bringen gesucht: Homers Vaterland, Reisen und Schifffahrt, Winde, Erdkunde, Religion und Fabellehre, Sitten, sein Verdienst als Geschichtschreiber, seine Zeitrechnung, seine Sprache und Gelehrsamkeit.

Homers Vaterland. Homer stellt einige Lagen der Plätze und Inseln Griechenlands so, daß man sieht, er bestimmt sie nach dem Standpunkt von Jonien aus. Die übrigen Beyspiele überzeugen uns nicht, aber über Odyß 15, 403. wo Eumäus die Insel Syros über Delus hinauf setzt, ὀπ. τροπαι Ηελιοιο, sagt uns Hr. W. die Aussicht von der Küste Kleinasiens aus nach der See sey sehr herrlich. In der Ferne ist sie durch den Athos, den Olymp und andere Berge Macedoniens, Thraciens und Thessaliens begrenzt, welche Herr W. von Ida aus oft mit dem bloßen Auge entdecken konnte.

konnte. Die nähere Aussicht ist durch die Inseln eingeschränkt, von denen allen die gegen das feste Land gekehrte Seite die fruchtbarste und bebauteste ist. Bey Sonnenuntergang ist der westliche Horizont hinter den Inseln der angenehmste der sich denken läßt. Vielleicht, sagt Herr W. bemerkten die alten Einwohner der Küste von Jonien, daß es bey der Sommer-Sonnenwende schien, als gieng die Sonne hinter Syros unter, welches der entfernteste Punkt von dieser Seite in der Aussicht war. Auch die Stellen, wo Homer den Nord- und Westwind von Thracien aus wehen, und wo er den Westwind die Wellen gegen das Ufer treiben läßt, (Il. IX, 4. IV, 275. 422. VII, 63. vermuthlich; denn da Hr. W. mit dem Homer vertrauliche Leser voraussetzt, so citirt er seine Stellen nicht) und die ganze Art des Sturms kann nur ein Jonier geschrieben haben. Zu Smyrna erhebt sich täglich den Sommer über um Mittag ein Westwind, der gerade in den Golfo hinein weht, erst sanft, dann stärker und mit dem Abend legt er sich wieder. Fast scheint es, daß H. eben dieß Phänomenon auch auf Aegypten übertragen hat, Odyß IV, 402. Herr W. wünscht zu finden, daß Virgil, der mit so vielem Verstande nachahmte,

den

den griechischen Dichter in diesem Localfehler möchte verlassen haben. Aber dieß ist auch der Fall; man darf nur Georg. IV, 425 f. nachsehen. — Der Dichter behandelt auch die Landschaften mit mehr oder weniger mythischem Schmucke, je näher oder entfernter sie von Jonien aus liegen. Die südliche Küste von Italien, Sicilien, und die Inseln im Jonischen Meer waren den Joniern am weitesten westwärts abgelegen und auch am fremdesten. Ulyß war auch unter allen Griechen für einen Jonier am fernsten zu Hause. Aus Chios oder Smyrna war also Homer gebürtig; Herr W. ist aber mehr für Smyrna. —

Homers Reisen, inbegriffen seine Schifffahrt und Erdkunde. Homer muß viel zur See gewesen seyn. Seine Sprache und Kenntniß des Seewesens seiner Zeit ist meisterlich. Griechenlands Lage machte, daß, wer damals reißte, mehr zur See als zu Lande reißte. — Herr W. befand sich 1742 auf dem Schiffe Chatham mit einer Kauffahrteyflotte an der Spitze von Chios in eben der Verfassung, als die Flotte Nestors, Diomeds und Menelaus, und bey einer ähnlichen Berathschlagung über die Fahrt durch den Canal bey

Chios

Chios hin oder westwärts auf der offenen See. Die ganze Fahrt der Griechen wird hier vortreflich erläutert (nach Odyß III, 130 f.) — Herr W. ist auf dem rechten Wege, und wir haben, deucht uns, sonst noch niemanden darauf gefunden, daß zu und schon vor Homers Zeiten der Phönicier Schifffahrt durch die Seekunde und den Handelsgeist der Jonier, insonderheit der Phocäer und Miletier, auf der Aegeischen und Jonischen See gar sehr eingeschränkt gewesen seyn muß, und daß es also um die Bochartischen Etymologien auf dieser Seite sehr mißlich aussieht. — Bey aller Kunde, welche die Jonier damahls von Italien und Sicilien haben mußten, legt der Dichter doch die Fabeln des Alterthums überall zum Grunde, bey der Scylla, Charybdis, Cimmerien s. f. (Dadurch aber, daß er die Lage der Ebentheuer nur dunkel bestimmt, gewinnt er ungemein für die Wahrscheinlichkeit.) Daß er die Sonne im Ocean untergehen läßt, zeigt, daß die Jonier schon damahls ausserhalb der Strase fuhren; aber woher wußte er das, daß er die Sonne auch im Ocean aufgehen läßt? — Auch das schwarze Meer befuhren sie; sie legten ja früh Sinope an; und daher wußte Homer von den Hippomol-

pomolgern. — Aber den Adriatischen Meerbusen kannten sie noch wenig. Daher war Ithaca die Grenze der bekannten Welt diesseits, und Corcyra lag schon halb in der fabelhaften Welt. So stellten wir uns zwar immer auch die Sache vor; aber Herr W. bringt physische und geographische Gründe aus der Schifffahrt auf diesem Meer bey, welche lehren, daß es für die Alten die bedenklichste Fahrt gewesen seyn muß, zugleich erläutert er die Fahrt des Antenors gegen die Küste von Adria im Anfang der Aeneide zu grossem Vortheil für den Dichter. — Homers Beschreibung und Beywörter der Winde, zumal des Zephyrs und des Boreas, sind ganz nach der Lage Joniens eingerichtet. Der starkwehende, der reisende, der rauschende, der pfeiffende, der rasselnde, der Schnee und Regenbringende Zephyr. Wie ganz verschieden vom Zephyr unserer Dichter! Mehr als vier Winde kannte Homers Welt noch nicht. Sollte aber der von Thracien wehende Nord- und Westwind nicht etwan den Nordwestwind anzeigen? Die acht Winde auf dem Achteck des Andronicus Cyrrhestes zu Athen haben nicht unterscheidende Attribute genug, auch nach Hrn. W. Urtheil — In den Winden ist Virgil

weit

weit unter Homers Wahrheit und Genauigkeit. – Homers geographische Kenntnisse sind bekannt. Viermal haben seine Verse ganze Streitigkeiten unter Nationen und Staaten entschieden. Zweytausend Jahre Zwischenraum haben wenig Verschiedenheit der Aussicht in allen den Gegenden gemacht, welche Homer beschreibt, daß unsre Reisenden sich wunderten, da sie, mit dem Homer und Strabo, seinem besten Ausleger, in der Hand, überall noch, nicht nur eben die Hügel, Thäler, Felsen, Vorgebürge s. f. sondern auch oft noch eben die Landschaft, eben die waldichte, oder grünende Flur, oft noch einerley Bekleidung der Natur, fanden. Wie sehr wünschte man dieß von einem solchen Reisenden ausgeführt zu sehen! Aber Herr W. verweiset auf sein grosses Werk. Unter allen Sprachen, in welche Homer ist übersetzt worden, ist er in der englischen allein immer noch Dichter geblieben. Aber so wie Sitten und Charakter, eben so wohl ist Landschaftmahlerey und Erdbeschreibung Homers aus Popen nicht zu beurtheilen; dieß wird durch viele Beyspiele gezeigt. Die Charte von Troja vor Popes Uebersetzung hat uns oft in grose Verlegenheit gesetzet; sie ist die unrichtigste von der Welt, sie widerspricht dem Dich-

ter gerade zu; hier finden wir unser Urtheil gar sehr bestätiget. — Die schönste Rettung Homers, die wir je gelesen haben, ist hier über die Entfernung der Insel Pharus vom festen Lande (Odyß IV, 354. f.) welche der Dichter auf eine Tagefahrt schätzt, da doch Pharus kaum tausend Schritt abgelegen ist. Alte und Neue haben über die Stelle gestritten, es ließ sich alles kaum in einen Foliobaud bringen; und doch fällt alles in Staub, so bald man hört, Αιγυπτος, wornach der Dichter die Entfernung bestimmt, ist hier nicht das Land, sondern der Nil. Wie man dies nicht längst hat wahrnehmen können, ist unbegreiflich. Aber so ist es gleichwohl. Der südliche Winkel vom Delta ist jetzt noch über funfzig Meilen (Leagves) vom Pharus entfernt, also eine gute Tagefahrt; und doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß zu Homers Zeit Unterägypten noch nicht so weit in die See gieng. Freylich bey Alexandria setzt die See nicht an, aber dieß liegt auch auffer den Grenzen des Nils; innerhalb deren es der V. mit stärkern Gründen, als uns noch vorgekommen sind, darthut, daß der Nilschlamm noch täglich mehr Land ansetzt. Bochart scheint auch hier blinde Nachfolger gehabt zu haben. Daß es jetzt weniger merk-

merklich wird, als vor zwey tausend Jahren, ist kein Wunder, denn die nördliche Basis des Delta, ist immer breiter geworden, und so lang noch die Mündungen des Nils durch die Vorgebürge zu beyden Seiten mehr beschützt wurden, gieng der Ansatz des Schlammes merklicher vor sich. Herr W. beschreibt uns eine Seereise von Ladikia aus nach Damiate, und die Gefahr bey dem Einlaufen in die Bogas, oder Sand- und Schlammbänke in der Mündung des Nils; den besten Commentar über Homer, den wir noch gesehen haben, insonderheit über die Verse: Ως δ' ὁτ' επι προχοησι f. w. (Il. XVII, 263.) über welche Solon und Plato aus Verdruße ihre Verse verbrannten; und über des Menelaus Furcht den Nil aufs neue zu beschiffen (Odyß IV, 481. f.)

Homers Religion und Mythologie. Herr W. ist wenig für die Behauptung, daß Homer des Weißheit der Aegypter so viel zu danken haben soll. Er ist überhaupt abgeneigt, ihnen nur ein mäsiges Maaß von Kunst und Wissenschaft zuzugestehen. Selbst der Gebrauch der Papyrstaude zum Schreiben, sagt er, war eine Griechische Erfindung. Das, was Aegyptens Seegen ist, ein

Clima, wo man wenig Kleidung bedarf, und ein Boden, der bey sehr wenig Cultur alle Bedürfnisse im Ueberfluß hervorbringt, war der Nation beförderlich, daß sie sich früh über den Stand der Wildheit erhob; aber eben dieses konnte nie grose Anstrengung des Körpers und der Seele veranlassen; und so blieben die Aegyptier ohne grose Leidenschaften und ohne grose Genies. Wie ganz unterschieden war die Lage und das Geschick von Griechenland! — Die reine natürliche Religion fällt durch den ganzen Homer in die Augen, so wie jeder vernünftige Mensch, wenn er in sich und um sich schauet, bey gemeinem gesunden Verstande, auf dieselbe stosen muß. Aber seine Mythologie ist etwas Locales; und der gemeine Aberglaube seines Zeitalters und seiner Landsleute, welcher den Göttern die Schwäche und Leidenschaften der Menschen beylegte, war für ihn das, was für das Genie eines Shakespeare Geister, Feen und andre erdichtete Wesen aus der Gothischen Mythologie sind. (Hier getrauen wir uns wohl noch einen Schritt weiter zu gehen, wenn wir die Naturlehre und Geschichte vor seiner Zeit, in Bildersprache vorgetragen, dazu nehmen.) — Die Lage vom Schlachtfeld am Scamander in seiner

Iliade ist überhaupt für seine Maschinerie die einzige in der Welt, wegen Mannigfaltigkeit von See, Land, Inseln, Berg s. w. aber seine himmlische Erdkunde verdient eine eigne Erwägung. Man denke sich Jupitern auf der Spitze vom Ida; Neptun beobachtet ihn von den Höhen Samothraciens aus, wenn er von den Gefilden Troja's sein Auge wegwenden wird; Juno vom Olymp aus beobachtet sie beyde. Nun gehe man der letzten beyden Bewegungen weiter nach — Nur von Troja's Nachbarschaft aus, konnte alles dieß gedacht werden. Eine Aussicht von eben dieser Küste aus westwärts um die Abendzeit, wenn die Sonne hinter den mit Wolken bedeckten Hügeln Thessaliens und Macedoniens untergeht, zeigt in der Ferne einen so mahlerischen wilden Anblick, daß die Fabel der himmelstürmenden Titanen natürlicher Weise einem jeden dabey einfallen muß. Man nehme die Ueberlieferung dazu, daß ein Erdbeben den Ossa vom Olymp abgesondert habe, da er sonst von diesem eine Spitze ausmachte — Virgil ist in allem dem unter Homern; wie viel Nachtheiliges hat Latium in aller dichterischen Betrachtung gegen die Scene vor Troja! Wir haben noch niemanden gefunden,

der unsern Ideen hierunter so gut zu statten gekommen wäre.

Homers Sitten. Eine allgemeine Aehnlichkeit der Sitten der Helden im Homer mit den Sitten einiger morgenländischen Völker der jetzigen Welt wird die Stunde noch angetroffen; und woher dieses? Nicht das Clima allein giebt die Auflösung, sondern nebst der ähnlichen Beschaffenheit des Clima und des Bodens, die ähnliche Unvollkommenheit der politischen, bürgerlichen und häußlichen Verfassung. Diese macht hauptsächlich, daß das heroische, patriarchalische und beduinische Leben so viel unter sich gemein hat. Die Wilden in America sind noch eine Stufe unter der Heldenzeit Homers; aber nichts kömmt den Sitten dieser Heldenzeit näher als der heutige Araber. Diesen beschreibt Hr. W. ausführlich und stellt eine kurze Vergleichung zwischen den alten Griechischen, Jüdischen und noch jetzigen Arabischen Sitten an; ein lesenswürdiges Stück, von einem Augenzeugen des Lebens der Araber! Er bringt alles unter folgende Hauptstücke: 1. übertriebnes Mißtrauen und Verstellung; welche die Verschlagenheit eines Ulyß zu einer grosen Ei-

gen-

genschaft macht. 2. Grausamkeit, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, die an den Mächtigern weniger bestraft und weniger verabscheuet wird; welches eine Folge der fehlerhaften Verfassung der politischen Verbindung unter den Menschen ist. 3. Recht der Gastfreyheit; diese eigne Tugend der Morgenländer, welche so vielen politischen Mängeln abhilft, und an die Stelle der Polizey und der positiven Gesetze bey ihnen tritt. 4. Die gänzliche Absonderung beyder Geschlechter von einander; in diesem Stück geht die Cultur der Heldenzeit Homers schon einige Stuffen weiter; und doch sind alle die Liebesscenen im Homer blose brutale Sinnlichkeit (Mars mit Venus, Jupiter mit Juno, Ulyß mit der Calypso, Circe ꝛc.); daher der Mangel aller Verfeinerung der bürgerlichen und häußlichen Gesellschaft: Rauhigkeit und Wildheit an den Männern; selbst der Ausdruck für die Leidenschaft der Liebe ist arm, niedrig, ohne alles, was wir anständig, fein, edel, nennen. 5. Einförmigkeit der Sitten unter den Vornehmsten und Geringsten, weil Rang und Stand noch nicht seine so mannigfaltigen Abstände und Schattirungen erhalten hat, sondern alles ist Herr oder Sklav.

Daher beschäftiget sich der König und Feldherr mit seinen Heerden, und bereitet sich seine Mahlzeit. Herr W. schaltet einige gründliche Gedanken über das Hirtengedicht ein, welches für ein gesitteter Zeitalter durchaus unnatürlich bleibt. 6. Endlich Witz und Scherz, grob und abgeschmackt, oder unanständig und beleidigend. Ein so unvollkommner Zustand des bürgerlichen Lebens, welcher unter einer despotischen Regierungsform sich immer erhält, giebt weder Materie zum Witz noch dem Witz die rechte Art. Die Sitten sind zu einförmig, und alles ist zu steif und zu ernsthaft, und entweder hält die Gefahr zu beleidigen alle Ausfälle des Witzes zurück, oder der Witz ist mit Gewaltthätigkeit und Beleidigung verknüpft. So kommen im Homer, und noch mehr in den Jüdischen Schriftstellern (denn auf diese sowohl als die arabischen läßt sich alles das übertragen, was Herr W. auf den Homer anwendet) solche unanständige Spöttereyen über einen ungestalteten Körper, über Armuth, und die grausamen Hohngelächter des Ueberwinders über den Ueberwundenen vor. Eine Menge andere feine Bemerkungen, als über Tedmor, das gleichwohl mitten im Land der Beduinen angelegt war, müssen wir hier übergehen.

gehen. Herr W. vertröstet uns auch noch auf seine Reisen im Morgenland. Hier erhellt zur Genüge, was man schon sonst gesagt hat, was an Homers Achill nach unserm Zeitalter zu urtheilen, brutale Grimmigkeit, und am Ulyß eine unedle Schelmerey seyn würde, war Heldenmuth und Weisheit für jenes Zeitalter.

Homer als Geschichtschreiber. Ihm haben wir die früheste Nachricht von Sitten und Regierungsform, Kunst und Wissenschaft zu danken, und ohne ihn kennten wir den wahren Charakter der ursprünglichen menschlichen Gesellschaft sehr wenig. Daß er aber auch in der Erzählung der Begebenheiten die Glaubwürdigkeit eines Geschichtschreibers habe, und wiefern, wird durch verschiedene sehr gute Betrachtungen erläutert. Bey der Ankunft des Aeneas in Italien, als dem Sujet der Aeneide, hält sich Herr W. insonderheit auf. Er scheint sie als erdichtet anzusehen, und das Νυν δε δη Αινειαο βιη Τρωεσσιν αναξει auf ein Reich im Gebiete von Troja einzuschränken; welches doch, deucht uns, die Worte nicht nothwendig erfodern. Ueber Herodot spricht er ein sehr gründlich Urtheil: Ich habe ihm nachgefolget in den meisten Län-

dern, die er sah und beschrieb; in allem, was er selbst gesehen hat, habe ich ihn als einen wahrhaften, in dem aber, was er von hören sagen hat, als einen sehr leichtgläubigen Schriftsteller befunden.

Homers Zeitrechnung. Was im Homer an Begebenheiten vorkömmt, läßt sich auf drey Perioden bringen, die Zeit vor, während und nach dem Kriegszug vor Troja. Kein griechischer Kalender, keine Aera, war zu seiner Zeit noch nicht. Herr W. baut sehr auf Newtons Verbesserung der Zeitrechnung, die doch voll Widersprüche, und blos auf einige willkührlich ausgewählte Data gegründet ist. Das giebt er doch zu, daß Newton so wenig auf den Homer geachtet habe als Eratosthenes. (aber nur aus verschiednen Gründen) Homers Lebenszeit setzt Herr W. ein halb Jahrhundert nach der Eroberung von Troja: aber man sehe die Beweise: er sah die Nachkommen des Aeneas im vierten Glied, (Il. XX, 307. 8.) er ist so umständlich im Beschreiben und Erzählen bis auf die kleinsten Umstände, und alles, was er vom gesellschaftlichen Leben sagt, kömmt nur mit dem frühesten Alter desselben überein: und endlich

seine

seine Nachrichten von Personen und Handlungen sind so bestimmt, daß er sie schwerlich aus einer sehr entfernten Hand hat haben können. Ueber die Zeit, welche die Iliade in sich schließt, folgen noch einige Betrachtungen, mit Vergleichung des Zeitraums der Aeneide.

Endlich Homers Sprache und Gelehrsamkeit zeigt den denkenden Mann noch in einem eignen Felde. Wir können ihn nicht verfolgen. Nur so viel. Homer schrieb unstreitig in einem Zeitalter, da seine Sprache sich erst bildete; wie viele thörichte Behauptungen der Gelehrten fallen dadurch über den Haufen, und wie viel folgert der V. daher, um von der poetischen Sprache und ihrem Wohlklang im Dichter Grund anzugeben. Auch das scheint der Verf. durchzusehen, daß das, was im Homer als Dialect ausgegeben wird, für Homern noch kein Dialect auch von ihm der Schönheit und des Reichthums wegen nicht gesucht war. Seine Gelehrsamkeit wird hier ganz anders als von unwissenden Bewunderern, und nach der Verfassung seiner Zeit bestimmet. Sehr wahrscheinlich ist es, daß Homer seine Gedichte nicht geschrieben, und daß man zu seiner Zeit noch

von keinem Alphabet gewußt hat. Aber alles dieß war seinem Genie und seiner Einbildungskraft nur desto vortheilhafter, welches der V. mit grosem Scharfsinn darthut. Die Aufschrift scheint dem V. erst unter den Händen erwachsen zu seyn; sie drückt den Erfolg aus dem Angeführten allen aus. Homer ist original, weil er nichts als die Natur, und kein Muster noch nicht, vor sich hatte, und diese Natur hatte er als ein Jonier, und als ein Reisender beobachtet, und dieß alles in einem Zeitalter, wo das politische, bürgerliche und häusliche Leben, Sprache und Gelehrsamkeit, auf einer Stuffe stand, von welcher die nächsten Zeitalter sogleich weiter fortschritten.

So weit die Recension. Nun noch ein paar Anmerkungen wegen der Uebersetzung, die uns der Herr Uebersetzer in einem seiner Briefe mittheilt:

„ Ich schicke Ihnen hier die letzten
„ Bogen von Woods Versuche. Ich hoffe,
„ Sie werden keine ängstliche, aber auch

„ keine

„ keine untreue Uebersetzung finden. Ich
„ habe so viel möglich auch in der Schreib-
„ art dem Originale gleich zu kommen ge-
„ sucht. Daher werden Sie manches frem-
„ de Wort, manchen etwas nachläßigen
„ kurzen Ausdruck entschuldigen. Wood
„ schrieb für Freunde, und für Freunde,
„ die mit dem Homer vollkommen be-
„ kannt waren. Daher oft eine Kürze
„ im Ausdrucke, die beynahe Dunkelheit
„ wird, und ein leichter, freundschaftli-
„ cher ungekünstelter Ton, der durch das
„ ganze Werk herrscht. Einigemale schien
„ mir Wood aus dem Gedächtnisse ge-
„ schrieben zu haben; aber auch da bin ich
„ ihm immer treu geblieben. Nur ein
„ paarmale habe ich Namen geändert, die
„ offenbar Druckfehler waren. Wood
„ citirt nur selten seine Stellen aus dem
„ Homer. Auch hierin bin ich ihm gefolgt,
„ theils weil ich Leser voraus setzen konnte,
„ denen ihr Gedächtniß meistens diesen

„ Man-

„ Mangel sehr leicht ersetzen würde, theils
„ weil es schwer ist, just die Stelle, die
„ Wood jedesmal im Sinne hatte, zu er-
„ rathen. Er redet oft so, daß man mehr
„ als eine verstehen kann. Nur an weni-
„ gen Orten habe ich die aus dem Homer
„ angeführten Stellen übersetzt, nemlich
„ da, wo ich ohne einen besondern Grund
„ im Originale Popens Uebersetzung an-
„ geführt fand; Z. E. in der Vorrede.
„ Woods Leser, glaubte ich, würden der
„ Uebersetzung leicht entbehren können.

Frankfurt am Mayn,
den 30 März 1773.

Andreäische Buchhandlung.

Woods

Versuch

über

das Originalgenie

des

Homers

Vorrede des Verfassers.

In der Vorrede zu den Ruinen von Palmyra habe ich schon meinen Lesern gesagt, daß die Begierde die berühmtesten Scenen der alten Geschichte zu sehen, um ihren gegenwärtigen Zustand mit den frühen durch Lesen der classischen Schriftsteller erworbenen Ideen zu vergleichen, mit ein Bewegungsgrund unserer Reisen in den Orient war, und daß wir besonders uns vorgesetzt, die Iliade und Odyssee in

eben den Gegenden zu lesen, wo Achill stritt, Ulysses reiste, und Homer sang; und daher glaube ich, dem Publico und meinen Freunden einige Rechenschaft, wegen des Erfolges, den dieser Theil unsers Projects gehabt hat, schuldig zu seyn. Ich bestimmte daher meine ersten müßigen Stunden dazu, die Beobachtungen zu sammlen, die diese Untersuchung mir zu machen Gelegenheit gegeben hatte, und schränkte meinen ersten Versuch von dieser Art blos auf das ein, was den griechischen Dichter betrift.

Aber so eine große Ehre ich mir auch daraus machte, und so begierig ich war, die Sache Homers zu unternehmen, so machten doch die Schwierigkeiten, die ich fand, wie ich ihm auch da, wo ich deutlich sah, daß er von der falschen Seite vorgestellet und ihm Unrecht geschehen sey, Gerechtigkeit verschaffen sollte, mich wegen der Wahl eines schicklichen Plans zu einer solchen Unternehmung nicht wenig verlegen. Denn obgleich der Gegenstand unserer Wißbegierde

unsere

unsere Erwartung, die wir uns von ihm gemacht, gar nicht betrogen hatte, so verzweifelte ich doch an einer mir Genüge leistenden Methode, anderen nur einigermaßen das Vergnügen und die Unterhaltung mittheilen zu können, die er uns an Ort und Stelle verschaffte. Ich muß es zwar gestehen, diese Hindernisse und Schwierigkeiten werden mit mehrerm Rechte mir selbst, als dem Gegenstande, den ich behandle, zugeschrieben werden, da sie klar, nicht aus einem Mangel, sondern aus einem Ueberfluß an Materie entstanden sind, die sich stets zu häufig meiner Wahl darbot, um mir die Kürze zu erlauben, in welcher ich das Urtheil des Publicums erst zu probiren für nöthig halte, ehe ich mich an ein weitläuftigers und mehr Mühe erfoderendes Werk wage. Ein Blick, den wir auf die Scenen werfen, wo Homer seine Helden handlen läßt, leitet uns ganz natürlich zu der Betrachtung des Zeitalters, in welchem er lebte, und je mehr wir uns diesem, je mehr wir uns seinem Vaterlande

näheren, je vortrefflicher finden wir ihn in seinen Gemälden der Natur, und in jeder Gattung seiner ausgebreiteten Nachahmung, den grösten Schatz, von dem Original getreuen Schilderungen, den man bey irgend einem alten oder neuerm Dichter finden kann.

Voller Begierde, dieser Schwierigkeiten ohngeachtet, einige Idee von dem zu geben, was wir beobachteten, als wir die Länder durchreisten, wo Homer seine ersten Begriffe gebildet hatte, schickte ich vor einigen Jahren von Rom aus einige Gedanken über diese Materie einem Freunde zu *, der wegen seines besondern Antheiles an dem Stoffe, den ich behandelt, seiner bekannten Ehrfurcht vor das Publicum, und seiner geprüften Zärtlichkeit gegen mich wegen, mit Recht fodern konnte, in dieser Materie von mir um Rath gefragt zu werden.

Der

* Hrn. Dawkins.

Der unvollkommene Entwurf, den ich ihm in Form eines Briefes zugeschickt hatte, war so glücklich, seinen Beyfall zu erhalten; unterdessen aber, daß ich, seinem Wunsche gemäß, denselben für die Presse zubereitete, hatte ich die Ehre, in ein Amt gerufen zu werden, welches einige Jahre hindurch meine ganze Aufmerksamkeit auf Dinge von so sehr anderer Art heftete, daß ich mich genöthiget sah, den Homer bey Seite zu legen, und die weitere Ausführung dieser Materie für eine bequemere Zeit aufzubehalten.

Aber auch in dieser geschäftvollen Periode erfoderten es die Pflichten meines Amtes, daß ich oft um einen Herrn * seyn mußte, der, ob

* Dieß war der verstorbene Graf von Granville, ein großer Bewunderer Homers. Ich hatte einige Tage vor seinem Tode Befehl bekommen, mit den Präliminärartikeln des Friedens mit Frankreich, zu ihm zu gehen; ich fand ihn aber so ermattet, daß ich ihm vorschlug, mein Geschäft bis auf eine andere Zeit auszusetzen; er aber bestand darauf, daß ich bleiben sollte, und sagte: „Die Vernachläßigung meiner Pflicht „kann mein Leben nicht verlängern“; hierauf wiederholte

er gleich im geheimen Rathe des Königes präsidirte, doch einige Augenblicke für das Vergnügen, welches er in den Wissenschaften fand, aufbehielt. Es war dieser Herr so sehr von dem Gegenstande, den ich behandle, eingenommen, daß ich selten seine Befehle in Staatssachen erhielt, ohne daß er die Unterredung auf Griechenland oder den Homer leitete. Er war begie-

wiederholte er mir folgende Stelle aus Sarpedons Rede, und legte einen besondern Nachdruck auf die dritte Zeile, womit er auf die große Rolle zielte, die er im Staate gespielt hatte:

Ω πεπον, ει μεν γαρ πολεμον περι τονδε φυγοντες,
Αιει δη μελλοιμεν αγηρω τ' αθανατω τε
Εσσεσθ', ΟΥΤΕ ΚΕΝ ΑΥΤΟΣ ΕΝΙ ΠΡΟΤΟΙΣΙ
ΜΑΧΟΙΜΕΝ,
Ουτε κε σε στελλοιμι μαχην ες κυδιανειραν·
Νυν δ', επει γαρ κηες εφεσαν θανατοιο
Μυριαι, ας ουκ εστι φυγειν βροτον, ουδ' υπαλυξαι,
Ιομεν· η τω ευχος ορεξομεν, η τις ημιν.

Im 12 Buche der Iliade v. 322.

D. i. „ Könnte ich, o Freund, wenn ich diesen
„ Krieg vermiede, Unsterblichkeit mir und graues
„ Alter versprechen, dann stritte ich selbst nicht
„ im Vordertreffen, dann feuerte ich auch dich
„ nicht zum ruhmvollen Streite an. Aber es
„ stehen

begierig, den oben erwähnten Brief zu sehen, und hatte die Güte, meine Methode zu billigen, wie ich seinen Lieblingsdichter behandelt hatte. Er rieth mir eifrig, den Inhalt dieses Briefes so heraus zu geben, daß ich den Briefstyl mehr in eine ordentliche Abhandlung verwandeln und das Werk durch Materialien von eben der Art, (wovon ich ihm schon eine Probe gezeigt hatte) zu einem mehr allgemeinen Commentar über den Homer erweitern sollte.

Hier habe ich, obgleich nicht ohne Mistrauen, den Anfang zu Erfüllung dieses Rathes

 gemacht,

„ stehen ohne dieß tausend Gefahren des Todes
„ uns bevor, denen kein Sterblicher entfliehen,
„ die keiner vermeiden kann; wohlan, so laß uns
„ in die Feinde uns stürzen, uns Ruhm zu erwer-
„ ben oder andern “.

Er erlangte hierauf wieder Kräfte genug, um die Tractaten sich vorlesen zu lassen, und um den eifrigsten Beyfall eines sterbenden Ministers, (dieß waren seine Worte) wegen des glorreichsten Krieges und ruhmvollsten Friedens zu bezeugen, den England je gesehen.

gemacht, von dessen Aufnahme mein Gehorsam in Absicht der übrigen Befehle des Grafen abhängen wird, weil ich es nicht allein der Ehrfurcht, die ich denen, für die ich schreibe, schuldig bin, für gemäß, sondern auch in Absicht auf mich selbst für klug halte, diesen Auszug aus meinen im Oriente gemachten Beobachtungen erst der Güte meiner Leser in seiner gegenwärtigen, kurzen und unvollkommenen Gestalt vorzulegen, ehe ich mehr wage, auch sogar bey der Entschuldigung, die ich von dem Befehle und dem verehrungswürdigen Urtheil des Lord Granville hernehmen könnte. Sollte die Aufnahme meines Versuches mich aufmuntern, weiter fortzufahren, so werde ich dann mit mehrerm Zutrauen das Werk erweitern, und dem Plane gemäß ausarbeiten, den mir dieser Herr vorgeschlagen hat; erfolgt das Gegentheil, so habe ich jetzo schon zu viel gethan.

Wir wollen hier uns darauf nur einschränken, die Stärke Homers in der Nachahmung

zu untersuchen; denn wir mögen ihn als Geographen, als Reisenden, als Geschichtschreiber oder Chronologen betrachten, wir mögen unsere Aufmerksamkeit auf seine Religion und Mythologie, auf seine Sitten und Gebräuche, oder auf seine Sprache und Wissenschaften richten, so wird aus allen diesen Gesichtspuncten seine Nachahmung unserer Betrachtung würdig seyn. Nur in so fern, als er Maler der Natur ist, gestehe ich ihm den bey den Alten gewöhnlichen Nahmen eines Philosophen zu, und wir untersuchen die Iliade und Odyssee nur in so ferne, als es darauf ankömmt, ob ihre Gemälde immer der Wahrheit und dem Originale gemäß sind.

Vielleicht machen Homers zu eifrige Bewunderer mir gegen meine Unternehmung den Einwurf, daß er unter allen Dichtern am wenigsten einer solchen Erläuterung bedärfe; daß die Genauigkeit seiner Beschreibungen viel zu einleuchtend und treffend sey, um einige Erklärung nöthig zu haben, die, indem sie das Bild

aus einander ſetzte, den wahren Geiſt und das Feuer ſeines Gemäldes erſticke und auslöſche; mit einem Worte, daß ſein natürlicher und ungezwungener Ton jene in die Augen fallenden Kennzeichen und das Gepräge der Originalerfindung habe, wodurch wir (beym erſten Anblicke oder nie) ſehen, daß das Bild nicht allein nach dem Leben gezeichnet, ſondern daß es auch treu und treffend copiret iſt.

Ich gebe zwar zu, daß unſer Dichter alle dieſe Lobſprüche in ihrem völligen Umfange verdienet, aber ich glaube doch, daß diejenigen Leſer am beſten in den Geiſt der Copie eindringen werden, die am genaueſten mit dem Originale bekannt ſind. Wir müſſen alſo, wenn wir dem Dichter völlig Gerechtigkeit wollen wiederfahren laſſen, ſo viel immer möglich, der Zeit und dem Orte uns zu nähern ſuchen, wenn und wo er ſchrieb. Dies geht vorzüglich die Odyſſee an. Da dieſes Gedicht mehr Gemälde des häuslichen und Privatlebens enthält, ſo ſind ſeine Schön-

heiten

heiten mehr local, und seine Schilderungen erreichen oft den vorzüglichen Grad von Vollkommenheit, daß sie Aehnlichkeit und characteristische Züge von den allergewöhnlichsten Zufällen und Gegenständen des gemeinen Lebens entlehnen. Aber eben diese feinen Züge, so unumgänglich nöthig sie zur vollkommenen Aehnlichkeit sind, entwischen, eben ihrer Feinheit wegen, unserer Aufmerksamkeit, wenn wir nicht Copie und Original mit einander vergleichen.

Sollten wir nicht hier eine Ursache des Vorzuges finden, welchen die Iliade so viele Jahrhunderte hindurch vor der Odyssee behauptet hat? eines Vorzuges, der, wenn ich nicht irre, immer zunehmen muß, je weiter wir uns von den Zeiten entfernen, welche der Dichter besingt, und je weniger wir sie kennen werden. Denn gesetzt, beide Heldengedichte wären an innerm Werthe einander gleich, so wird doch dasjenige von beiden das andere gewiß überleben, welches uns am häufigsten große tragische Leidenschaften,

und

und am wenigsten die veränderlichen Sitten des gemeinen Lebens malt. Vielleicht wendet man mir auf der andern Seite ein, daß schon bey dem frühen Rangstreite * beider Gedichte das Urtheil des Alterthums für die Iliade ausfiel. Ich sollte

* Madam Dacier in ihrer Vorrede zur Odyssee sagt:
„ Il est constant que le jugement de l' Antiquité sur
„ les deux Poëmes est, que celui de l' Iliade est
„ d' autant plus beau que celui de l' Odyssée, que
„ la valeur d' Achille est supérieure à celle d' Ulysse;
„ c' est ce que Platon nous apprend dans le second
„ Hippias, où Socrate dit à Eudicus qu' il avoit
„ souvent ouï porter ce jugement à son pere Ape-
„ mantus ".

Ich wünschte, daß meine Leser diese Stelle, worauf sich die so zuversichtliche Appellation an das Urtheil des Alterthums einzig und allein gründet, ansehen mögten; sie werden gewiß finden, daß Mad. Dacier in dem einzigen Beyspiele, welches sie von dem Vorzuge der Iliade vor der Odyssee bey den Alten anführet, sich geirret hat, weil dieß sonst gelehrte Frauenzimmer entweder nicht Aufmerksamkeit genug auf die ernsthafte Ironie, welche der Character der ganzen Unterredung ist, oder auf die Wortfügung der einzelnen Stelle wandte, auf welche sie sich beruft. Socrates sagt hier gar nicht seine eigene Meinung, und eben so wenig beruft er sich im Ernste auf das Urtheil

des

sollte aber glauben, was man auch irgend diesem Urtheile für einen Werth beylegen kann, wir könnten keine frühern Spuren dieses Vorzuges, als bey dem Longinus antreffen, dessen Partheylichkeit für dieses Gedicht (die denn doch nicht

des Apemantus; sondern um zu disputiren bringt er listiger Weise eine Materie vor, wovon er weiß, daß sie die Eitelkeit des Sophisten reizen wird, und bey dieser Gelegenheit bringt er eine lächerliche Caricatur an, worin er den pedantischen Stolz, den schlechten Geschmack, und die abgeschmackten Urtheile dieser Art von Leuten, schildert. Von Achills Tapferkeit ist in diesem lächerlichen Streite gar nicht die Rede, wie man aus Mad. Dacier Uebersetzung schliessen sollte. Das Wort αμεινων, welches in seiner ersten Bedeutung so häufig blos für Tapferkeit und Muth gebraucht wird, hätte hier in der That zweydeutig seyn können, wenn nicht in der Folge der Unterredung alles Missverständniß durch eine vollkommene Erklärung gehoben wäre, da Socrates den Hippias fragt, welchem von beiden er den Vorzug gäbe, dem Achill oder dem Ulyß? und worin der eine den andern überträfe? ποτερον αμεινων; και κατα τι; Hippias antwortet auf die erste Frage, daß er den Achill für den besten (αριστον) unter den Griechen halte, und auf die zweyte dadurch, daß er den Achill für so vorzüglich offenherzig und wahrheitsliebend, als den Ulyß für doppelseitig und betrügerisch erkläret. So sah man hier zum Scherze

die

nicht einmal sehr deutlich ausgedrückt ist) ihren Grund theils in seinem eigenen Genie, theils aber auch wohl in der Denkungsart seines Zeitalters, mag gehabt haben, dessen Lebensart und Gewohnheiten so sehr von denen im heroischen Zeit-

die Aufrichtigkeit der beiden Helden, als den Probestein ihrer Verdienste an, (wobey zugleich die Verdienste beider epischer Gedichte auf eine lächerliche Art mit beurtheilt werden) und nun fährt Socrates fort, mit vieler ironischen Sophisterey zu beweisen, daß in dieser Absicht Achill keinen Vorzug verdiene. Mit einem Worte, wenn man aus diesem Dialog irgend auf das Urtheil des Alterthums wegen des Vorzuges beider Gedichte schliessen kann, so wird dieser Schluß für die Meinung der Mad. Dacier nicht sehr günstig ausfallen. Alles würde etwan darauf hinaus laufen, daß Plato bey dieser Gelegenheit den dogmatischen Stolz der Sophisten habe lächerlich machen wollen, (die sich auf eine hochmüthige Art zu Richtern in jedem Theile der Litteratur aufgeworfen hatten) weil sie aus Gründen einer Critik, die gleichleer an Geschmack und Vernunft war, die Iliade der Odyssee vorzogen. Auch dieß muß man noch bemerken, daß Aristoteles, Horaz und Quintilian, diese großen Critici des Alterthums, keinen solchen Unterschied machen; auch Virgil (der beste unter allen Kunstrichtern Homers, und sein vornehmster Bewunderer,) zeigt keine Partheylichkeit von dieser Art für eines der beiden Heldengedichte.

Zeitalter verschieden waren. Ist es wohl zu verwundern, wenn ein Criticus von Longins Feuer und lebhafter Imagination ein pathetisches Drama einer moralischen Geschichte vorzieht, und daß er bey dem Gemälde von Leidenschaften entzündet wird, die er selbst oft gefühlt, und hingegen ganz kalt und gleichgültig bey der Vorstellung von fremden Sitten bleibt, die er nie gesehen hat? Wenn ich alle Gründe prüfe, so kann ich doch nicht anders, als der Meinung beypflichten, daß die Odyssee, ihres so interessanten Gegenstandes wegen, als ein Gemälde des bürgerlichen Lebens, einen allgemeinern Beyfall in dem Lande und in dem Zeitalter muß gehabt haben, für das sie geschrieben war, und daß die Ursache, warum sie vielleicht in spätern Zeiten weniger zum Ruhme ihres Verfassers beygetragen hat, diese ist, weil ihre abgemessene Präcision, und daher entstandene Dunkelheit, in ihren speciellen Schilderungen der Gewohnheiten und Sitten sowohl, als der Landschaften, verursachen mußte, daß immer wenigere unter

den Neuern sich finden konnten, die sie zu beurtheilen im Stande wären, je mehr die Kenntnisse von den Privatcharactern, Familienumständen, und häuslichen Leben in den heroischen Zeiten, sich verlohren. Die Iliade hingegen macht mehr die Leidenschaften rege, die wir alle fühlen, und ihre belebten Gemälde des menschlichen Herzens werden zu unwiderstehlich von jenen Empfindungen vertheidiget, die jedem Zeitalter und jedem Lande gemein sind.

Ich gestehe es, ich wundere mich, hier noch ein so weites Feld zu Beobachtungen unbearbeitet zu sehen, und vorzüglich trifft meine Verwunderung die römischen und griechischen Schriftsteller, die ein so vollkommenes System von Moral und Politik im Homer entdeckt zu haben glauben, und die doch so wenige Aufmerksamkeit auf den Character der Zeiten gewandt haben, für welche aller dieser Unterricht bestimmt war. Denn ob ich gleich noch keinen

Schrift-

Schriftsteller gefunden habe, der genau das Zeitalter des Dichters und seines ersten großen Kunstrichters von einander gehörig unterschieden hätte, so getraue ich mir doch zu behaupten, daß beide eben so sehr in Absicht auf ihren politischen Zustand, in dem Grade der Cultur, in ihrem Geschmacke und Moden, kurz, in allen Hauptgeschäften und Vergnügungen des Lebens, von einander verschieden gewesen sind, als wir in eben diesen Stücken von unsern gothischen Vorfahren zur Zeit der Chevalerie und Rittergeschichten.

Ich bin überzeugt, daß man in der That dem Homer einen tiefern moralischen Plan andichtet, als er je gehabt hat. Sein größtes Verdienst, als Lehrer des menschlichen Geschlechtes, scheint mir das zu seyn, daß er uns ein treues Gemälde der menschlichen Natur, (oder was vielleicht von noch größerm Nutzen ist) den Menschen selbst, so wie er ist, aber nur von allem Persönlichen und Individuellen entkleidet, geliefert hat, und das ohne alle Par-

theylichkeit, und dem Zustande seiner Zeiten gemäß, so weit nur immer sein beobachtender Geist kommen konnte. Aber deswegen sind mir die wichtigen moralischen Lehren, die man aus der Iliade und mehr noch aus der Odyssee ziehen kann, um nichts weniger schätzbar; denn eine schöne Nachahmung hat eine bewunderns=würdige Macht, manche Dinge in der Natur für uns interessant zu machen, die wir nur mit flüchtigem Blicke ansahen, bis der Dichter oder Maler unsere Aufmerksamkeit rege macht, und uns mit einem neuen Interesse zum menschlichen Leben wieder hinführet, mit einem Interesse, an dem blos die Copie Schuld ist. Ausser dem aber hat eine Sammlung dieser angenehmen und lehrreichen Zeichnungen des menschlichen Lebens und seiner Sitten, wenn sie mit Beurtheilung gemacht ist, und wenn der Künstler in seiner Wahl, in der Anordnung und vorzüglich in der richtigen Zeichnung seiner Charactere glücklich ist, noch den Vorzug vor dem Originale und dem Leben selbst, daß sie mehr der überlegten

Unter=

Untersuchung und der genauen Vergleichung eines mit dem andern fähig ist, welche das unbeständige und zu sehr zerstreuete Original nicht eben so erlaubt.

Sollte das Schicksal des Versuches, den ich jetzo mache, da ich diese Bogen drucken lassen, mich überzeugen, daß auch ich den so gewöhnlichen Fehler begangen hätte, (einen Fehler, vor dem ich mich zu fürchten nur allzu viele Ursache habe,) daß ich nemlich eine eifrige Liebe für mein Sujet für Kenntniß desselben gehalten, so verspreche ich nochmals, mich dadurch warnen zu lassen, und zum wenigsten dem Publico, wo nicht auch mir selbst, alle fernere Mühe und Beschwerde, was diese Materie betrifft, zu ersparen; in der Hoffnung, daß meine partheyische Neigung zu jenen romantischen Scenen heroischer Thaten einige Entschuldigung, besonders bey denen erhalten wird, welche den Enthusiasmus zu empfinden und zu verzeihen wissen, den man bey einer

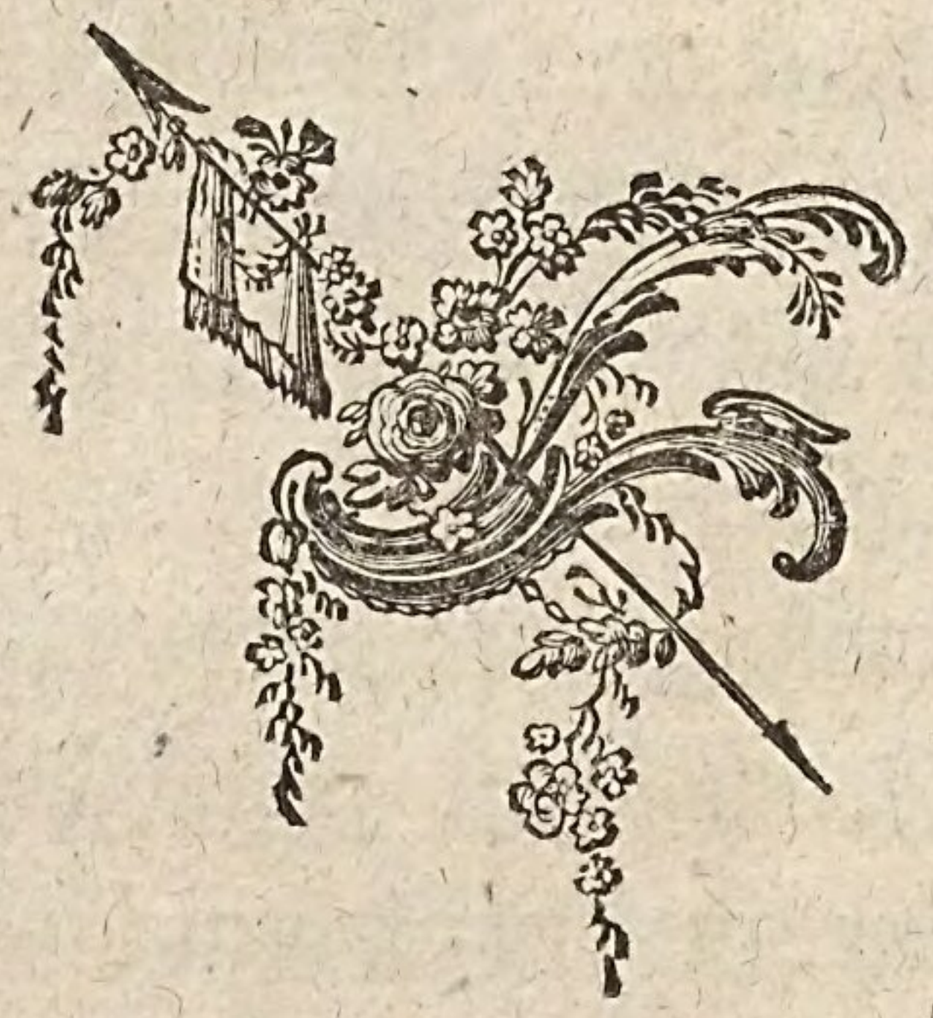
solchen Reise, und in solcher Gesellschaft fühlt, bey der Homer mein Wegweiser und Bouverie und Dawkins meine Reisegefährten waren, und wo mich die Schönheiten des ersten der Dichter in der Gesellschaft der zärtlichsten Freunde vergnügten. So sehr auch diese Empfindungen einigen zu kaltblütig Vernünftigen schwärmerisch vorkommen mögen, so muß ich doch gestehen, daß sie sich in mir erneuern, so oft ich mit dankbarem Blicke auf jene Tage zurück sehe, die wir dort durchlebten, als wir in der scamandrischen Ebene die Iliade untersuchten, und den Ulyß, Menelaus und Telemach, mit der Odyssee in der Hand, durch die verschiedenen Scenen ihrer so unterhaltenden und merkwürdigen Begebenheiten begleiteten.

Wäre ich so glücklich gewesen, des Beystandes dieser meiner Freunde zu geniessen, da ich das Wesentlichste unserer Gespräche über diese Materie anordnete und für das Publicum zubereitete, so würde ich weniger wegen des

Schick-

Schicksals dieser kleinen Schrift besorgt seyn. Indessen mag dieser Versuch, etwas zum Vergnügen und zur Unterhaltung meiner Leser in einer müssigen Stunde beyzutragen, aufgenommen werden, wie er will, so vergnügt mich doch der Gedanke, daß, wenn es mir gleich nicht gelingt, der Neubegierde des Publicums Genüge zu leisten, ich doch gewiß die Pflichten der Freundschaft erfüllet, und als der einzige, der von unserer Gesellschaft noch lebt, als derjenige, dem die gelehrten Bemühungen meiner verstorbenen Freunde anvertrauet sind, nach meinen besten Einsichten und Vermögen, den Entwurf von Freunden ausgeführet habe, deren Andenken mir stets heilig seyn wird, und, wenn ich vielleicht den ehrvollen Empfindungen, die mich zu diesem der Freundschaft geheiligten Geschäfte antreiben, Unrecht thue, indem ich einer Handlung, die Pflicht ist, das Ansehen gebe, als wollte ich zugleich etwas Verbindliches sagen, so kann ich doch einen besondern, vielleicht eitlen, Trostgrund nicht verbergen, (aber, ist es Eitel-

keit, ihm nachzuhängen, so würde es Undank-
barkeit seyn, ihn zu unterdrücken,) nemlich,
daß so lange, als meine unvollkommene Be-
schreibung den gegenwärtigen Zustand der Ge-
gend um Troja und der Ruinen von Balbeck
und Palmyra vor der Vergessenheit bewahret,
sich auch das Andenken der Freundschaft erhal-
ten wird, die mich mit Dawkins und Bouverie
verband.



Versuch

Versuch
über
das Originalgenie
des
Homers.

Vom Gegenstande und der Anordnung dieses Versuches.

Die Nachricht, die ich meinen Lesern von der besondern Absicht unserer Reise in den Orient, welche den Gegenstand dieses Versuches ausmacht, gegeben habe, wird vermuthlich nicht hinlänglich gewesen seyn, um sie völlig mit unserm Zwecke bekannt zu machen. Indessen hoffe ich, wird folgendes Fragment aus der alten Geschichte wenigstens den Vorwurf, dem unsere Unternehmung, wie ich fürchte, ausgesetzt seyn wird, als sey sie ein sonderbarer und phantastischer Einfall, in etwas mildern. Man wird wenigstens daraus sehen, daß wir nicht die ersten gewesen sind, die die Idee hatten, nach Troja zu reisen, um dort den Homer zu lesen.

Als der Redner Aeschines durch seinen siegenden Nebenbuhler in der Beredsamkeit aus Athen verbannt wurde, so finden wir unter den Vergnügungen, wodurch er sich seine Verbannung erträglich zu machen suchte, eine Lustreise von Rhodus aus nach Troja, um die dortigen Gefilde, den Homer in der Hand, in Begleitung seines Freundes Cimon, zu besuchen; nur ward die Ausführung dieses Projects, durch eine sehr romanenhafte Galanterie, die sein unbedachtsamer Reisegefährte an dem Ufer des Scamanders begieng, und wodurch er die Gesätze des Wohlstandes sowohl, als der Gastfreyheit, beleidigte, unterbrochen und verhindert. Wollen meine Leser diese Geschichte recht artig erzählet und eingekleidet lesen, so müssen sie den Fontaine nachschlagen; zugleich aber will ich sie, was diese besondere Anecdote und ihre Quellen betrifft, wo wir sie her haben, auf untenstehende Anmerkung verweisen *.

Die

* Ohne für die Authenticität der Briefe des Aeschines Bürge zu seyn, aus denen diese Erzählung genommen ist, will ich daraus folgenden Auszug geben:

Es war die Gewohnheit zu Troja, welche man alle Jahre beobachtete, daß diejenigen Mädchen, welche dieß Jahr sollten verheyrathet werden, sich an einem gewis-

Die unbedachtsame Handlung, welche den athenienſiſchen Redner hinderte, den Zweck ſeiner Reiſe zu erfüllen, hat uns vielleicht einer guten critiſchen Schrift über die Iliade beraubt, ob ſie gleich auf der andern Seite wieder den Nutzen hat, daß ſie uns einen Wink giebt, wie wir ſehr natürlich die Menge von Fluß-

gewiſſen Tage im Scamander baden, und ihre Jungferſchaft dem Gotte dieſes Fluſſes heiligen mußten. Aeſchines und Cimon erhielten, als Fremde, die Erlaubniß, dieſe Ceremonie mit den Anverwandten der jungen Frauenzimmer, in einer gehörigen Entfernung, mit anzuſehen. Als nun Caluboe, eine reizende junge Schöne, von gutem Stande, in den Strom kam, und die bey dieſer Gewohnheit gewöhnlichen Worte ausſprach, ſo antwortete Cimon, der ſich in einen Flußgott verkleidet, und im Buſche verſteckt hatte: „ Der Gott Scamander nimmt dein Geſchenk „ an, und zieht dich allen andern vor "; und hierauf begab er ſich mit ihr in das Gebüſch. Wenige Tage nachher, als die neuvermählten Paare dem Feſte der Venus beywohnten, und auch die Reiſenden zugegen waren, bemerkte Caluboe den Cimon, und zeigte ihn unſchuldigerweiſe einer ihrer Freundinnen als den Gott Scamander, dem ſie ihre Jungferſchaft geweihet hätte. Dadurch ward der ganze Handel entdeckt, und die beiden Fremden waren genöthiget, die Flucht zu ergreifen.

Flußgöttern erklären können, die wir in den Genealogien der heroischen Zeiten antreffen. Auser dem aber können wir aus seinem fruchtlosen Versuche noch die für uns vortheilhafte Anmerkung ziehen, daß nemlich in der blühendsten Periode der griechischen Litteratur, als man den Homer am besten verstand, und am meisten schätzte, ein Athenienser von sehr feinem Geschmacke, und ein großer Bewunderer unseres Dichters, solche Hoffnungen sich davon machte, wenn er die Iliade in der scamandrischen Ebene lesen könnte, daß er deswegen eine besondere Reise nach Troja unternahm.

Indessen mag unser Plan gewesen seyn, wie er will; unsern Lesern kömmt es doch nur auf den dadurch erhaltenen Nutzen an, und davon werden sie am besten zu urtheilen im Stande seyn, wenn sie meine Beschreibung der Gegend von Troja mit den Nachrichten, die Homer in der Iliade davon giebt, vergleichen. Wollen sie sich ferner auch die Mühe geben, aus dem Gedichte ein bloßes Journal der Belagerung von Troja, von allem poetischen Schmucke entkleidet, heraus zu ziehen, so werden sie, wie ich glaube, finden, daß zwar einen großen Theil desselben die Phantasie des Dichters geschaffen hat, daß es aber dem ungeachtet, wenn wir das Ganze betrachten, eine zusammenhängende Erzählung

zählung kriegerischer Begebenheiten enthält, die durch eingemischte locale Umstände der Zeit und des Ortes, wie es die wahre Geschichte erfodert, unterstützt und verbunden ist.

Die Genauigkeit unsers Dichters schränkt sich aber nicht blos auf diese Gegend ein, und deswegen sey es mir erlaubt, ehe ich unsere Charte von Troja untersuche, einen kurzen Blick auf die Treue unsers Dichters überhaupt, welche so allgemein in jeder seiner Beschreibungen herrscht, werfen zu dürfen. Wenn man am Ende meinen Anmerkungen, die ich machen werde, nicht ganz ihr Gewicht und ihre Kraft, zu beweisen, absprechen wird, so, glaube ich, werde ich daraus schliessen können, daß, so zweifelhaft es auch in andern Stücken seyn mag, ob wir den Homer als ein vollkommenes Muster in der Dichtkunst anzusehen haben, er doch gewiß in dem großen Felde der Imitation unter allen Dichtern am meisten Original, und der getreueste Maler der Natur ist.

Ich ward in dieser Meinung bestätiget, da ich auf den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, da ich auf die Sitten dieses frühen Zeitalters zurück sah, und die Materialien der Iliade und Odyssee, sowohl woher

sie

sie gesammelt, als auch, so viel wie möglich, in eben der Ordnung und aus eben dem Gesichtspuncte untersuchte, wie ich glaubte, daß sie sich der Wahl des Dichters dargestellet hätten. Die verschiedenen Umstände, und die manchfaltigen Beziehungen und Relationen von dieser Art, die einigen Einfluß auf seine Vorstellung, die er sich von den Dingen machte, haben konnten, werden der Gegenstand dieser Untersuchung seyn.

Zwar werden meine Leser schon aus dem, was ich bisher gesagt habe, keine strenge Ordnung in diesem Versuche erwarten, indessen halte ich es doch, um einige Methode zu beobachten, nicht für unnütz, die Ordnung, der ich mir, bey Behandlung meines Stoffs, zu folgen vorgenommen habe, ihnen vorzulegen.

Einige Conjecturen, wegen des Vaterlandes unsers Dichters, sollen den Anfang machen. — Dann werden Anmerkungen über seine Reisen vorkommen. — Diese werde ich vorzüglich aus seiner Schifffahrt und Geographie herleiten. Seine Schifffahrt wird uns auf einige Betrachtungen über die Winde führen, von denen er redet, und seine Geographie wird uns einen geschwinden Blick auf Popens Uebersetzung, in so weit sie diese Materie

betrifft,

betrifft, werfen lassen, beide aber werden uns Gelegenheit geben, den Dichter wider einige unverdiente Beschuldigungen von Unachtsamkeit und Nachläßigkeit zu vertheidigen. — Ich werde dann eine kurze Untersuchung über seine Religion, Mythologie, Sitten und Gebräuche anstellen, ihn als Geschichtschreiber und Chronologen betrachten, und zuletzt an seine Sprache und Gelehrsamkeit denken. — Schliessen werde ich mit der Untersuchung, in wie fern er den Namen eines Philosophen verdienet; stets aber werde ich mich in allem, was ich unter diesen verschiedenen Rubriken sage, auf das blos einschränken, was mit meinem Zwecke in Verbindung steht, und was dazu dienen kann, einiges Licht über sein Originalgenie zu verbreiten.

Von

Von dem Vaterlande Homers.

Nicht sowohl die unvollkommenen Nachrichten, welche uns die Geschichte von der alten Streitfrage über den Ort, wo Homer gebohren und erzogen worden, giebt, werden, ob sie gleich mit meiner Meinung über diese Materie gröſstentheils übereinstimmen, der Gegenstand dieser Untersuchung seyn, sondern vielmehr ein Versuch, ob es nicht möglich sey, aus dem Dichter selbst den Ort kennen zu lernen, wo sich zuerst seiner Phantasie das unermeßliche Feld von Materialien öfnete, welche er so glücklich zu sammeln, und in die bewundernswürdige Form eines epischen Gedichtes so geschickt einzukleiden und anzuordnen wußte, welches noch immer den ersten Rang unter den Werken des Genies behauptet. Die Gründe, die ich zum Vortheile der gewöhnlichsten Meinung gefunden habe, daß er nemlich aus Asien, vermuthlich ein Jonier oder Aeolier *, und vielleicht aus Chios oder Smyrna gewesen sey, will ich hier anführen.

Wenn

* Uebertriebene Genauigkeit würde es beynahe seyn, wenn man, da diese Länder in einem so engen Bezirke und so sehr nahe an einander liegen, wegen der Sprache

Wenn wir mit aufmerksamem Blicke die Charte des Erdbodens, die uns Homer giebt, betrachten, so finden wir, wie mich dünkt, daß er die ersten Eindrücke von den Gegenständen der Natur, die uns in die Augen fallen, in einem Lande ostwärts von Griechenland muß empfangen haben; wenigstens ist diese Bemerkung in so fern richtig, als es erlaubt ist, nach Beschreibungen von Gegenden zu urtheilen, die unter einer solchen Perspective gemacht sind, daß dazu just der Gesichtspunct erfoderlich war, wenn sie so und nicht anders ausfallen sollten.

Mein erster Grund, den ich zur Bestätigung dieser Meinung vorzubringen habe, ist, daß er die Locrier jenseits Euböa setzet; eine geographische Idee, die, so deutlich sie auch zu Smyrna und Chios ist, den Einwohnern von Athen oder Argos sehr seltsam vorkommen würde.

Seine Beschreibung von der Lage der echinadischen Inseln, die er jenseits des Meeres, Elis gegenüber

Sprache und einiger Gewohnheiten im Homer, die mehr äolisch zu seyn scheinen, behaupten wollte, unser Dichter gehöre zu dieser letztern Nation.

über setzet *, hat einige Zweydeutigkeit, die sich aber gleich aufkläret, sobald wir annehmen, daß sie an die Einwohner des Theils von klein Asien, der an dem Archipelagus liegt, gerichtet war. Nehmen wir aber mit Popen an, daß die Worte: jenseits des Meeres sich auf Elis beziehen, so erkünsteln wir, wie ich glaube, eine unnatürliche Wortfügung, um einen erzwungenen Sinn heraus zu bringen; denn die alten griechischen Schriftsteller berichten uns, daß diese Inseln

* Περην ἁλος Ηλιδος αντα. Im 2ten Buche der Iliade im 626sten Verse.

Nach Popens Uebersetzung:

(„ And those who view fair Elis o' er the Seas
„ From the blest Islands of th' Echinades ").

Il. 2. v. 759.

Das ist:

„ Und diejenigen, welche von den glücklichen echinadischen Inseln, jenseits des Meeres, das „ schöne Elis erblicken ".

Madame Dacier hat die Construction, welche ich vertheidige, zwar angenommen, aber ohne im geringsten daran zu denken, sie darauf anzuwenden, weswegen ich sie hier anführe. Ihre Worte sind: „ Ceux de „ Dulichium & des autres Echinades, de ces Isles „ sacrées qui sont à l'extremité de la mer, vis „ à vis de la cote d'Elisle ".

seln so nahe an der Küste von Elis liegen, daß viele davon, zu ihrer Zeit, mit derselben durch den Achelous verbunden waren, welcher auch noch jetzo fortfährt, sie durch den Schlamm, den dieser Fluß an seine Mündung hinführet, mit dem vesten Lande zu verbinden, wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

Ich glaube einen andern Beweis von der Art aus dem fünfzehnten Buche der Odyssee hernehmen zu können, wo Eumäus, der getreue Diener des Ulyß, eingeführt wird, wie er seinen verkleideten Herrn mit der Erzählung der Begebenheiten seiner Jugend unterhält; er fängt seine Geschichte mit einer Beschreibung der Insel Syros, seines Vaterlandes, an, und setzet sie jenseits, oder über Ortygia hinaus.

Bedenken wir hier, daß Ithaca der Ort der Unterredung ist, so scheint die Lage von Syros sehr unrichtig angegeben zu seyn; denn eigentlich sollte diese Insel, anstatt als jenseits, und weiter als Ortygia entfernt, vielmehr als näher nach Ithaca zu liegend, beschrieben werden.

Da aber diese Beschreibung der Wahrheit vollkommen gemäß seyn würde, wenn sie in Jonien ge-

macht wäre, ist es nicht billig und wahrscheinlich geurtheilet, wenn wir annehmen, daß der Dichter seine ersten Ideen von der Lage von Syros an diesem Orte empfangen hatte, und daß er dießmal vergaß, seine Beschreibung dem Orte gemäß einzurichten, wohin er die Scene verlegt hatte.

Wenn meine Leser diese Conjectur einigermassen wahrscheinlich finden, so bitte ich sie, mir zu erlauben, daß ich sie auch bey einem Versuche, die schwere Stelle, ὀθι τροπαι ἡελιοιο, zu erklären, brauchen darf. Für unsern Dichter wäre es sehr wichtig, wenn man seinen eigenen Sinn dieser Worte, wo möglich, wieder herstellen könnte, da einige sie als einen Beweis seiner groben Unwissenheit in der Geographie gebraucht haben, weil sie glaubten, sie bezögen sich auf die Breite von Syros, und setzten diese Insel unter die Wendezirkel.

Ohne in das Labyrinth von Gelehrsamkeit mich einzulassen, wodurch die Kunstrichter auf beiden Seiten * diese

* In Popens und Madame Dacier Noten über diese Stelle werden die, welche begierig wären, mehr über diese Materie zu lesen, die verschiedenen Erklärungen derselben finden.

Nach

dieſe Stelle ſo ſehr verwirrt haben, daß es ſchwer zu entſcheiden iſt, ob Homer durch die Unwiſſenheit ſeiner Feinde, oder den Eifer ſeiner Freunde, am meiſten ge-

 litten

Nach Popens Ueberſetzung iſt die Stelle im 15ten Buche der Odyſſee im 440ſten Verſe dieſe:

„ Dort erblicken neugierige Augen den Tag- und
„ Jahrlauf der Sonne wundervoll abgebildet “.

(„ There curious Eyes inſcrib'd with wonder trace
„ The Sun's diurnal and his annual race) “.

„ Homers Worte (ſagt Pope) ſind τροπαι ἡελιοιο,
„ oder ſolis converſiones. Perrault giebt dem Dich-
„ ter hier eine grobe Unwiſſenheit in der Geographie
„ Schuld, weil er Syros unter die Wendezirkel ſetze;
„ ein Irrthum, (ſagt er) den ſeine Ausleger verge-
„ bens zu vertheidigen geſucht haben, indem ſie ihre
„ Zuflucht zum Sonnenweiſer des Pherecydes nahmen,
„ worauf der Lauf der Sonne (τροπαι ἡελιοιο) abge-
„ bildet war. Dieſe letztere Erklärung würde in der
„ That lächerlich ſeyn, weil Pherecydes dreyhundert
„ Jahre nach dem Homer lebte. Niemand (ſagt
„ Boileau) war ſonſt wegen der Erklärung dieſer Stelle
„ ſchwierig; Euſtathius beweiſt, daß τρεπεσθαι ſo viel
„ heißt, als δυνειν, und vom Untergehen der Sonne
„ gebraucht wird, ſo daß der Sinn dieſer Worte der
„ iſt, Syros liege jenſeits Ortygia, auf der Seite,

„ wo

litten hat, bitte ich nur meine Leser um Erlaubniß, sie auf einige Augenblicke an die asiatische Küste des Archipelagus versetzen zu dürfen, um dort zu untersuchen, ob

„ wo die Sonne untergeht, das ist, mehr gegen Abend,
„ προς τα δυτικα μερη της Ορτυγιας. Es ist auch richtig,
„ daß Eustathius einer Höhle (Σπηλαιον) erwähnt, in
„ welcher der Lauf der Sonne abgebildet war. Alles
„ dieses würde in der That den Homer vollkommen
„ rechtfertigen; aber Bochart und andere behaupten,
„ daß Eustathius einen Irrthum begehe, und daß
„ Syros so wenig nach Westen oder προς τροπας ἡελιοιο
„ liege, daß vielmehr seine Lage, sowohl in Absicht
„ auf Ithaca, als auf Delos, östlich sey. Wie kann
„ man auf diesen Einwurf antworten? Bochart
„ p. 411. seiner Geographia sacra erklärt die Stelle
„ dadurch, daß er seine Zuflucht zu der Höhle nimmt,
„ deren Eustathius erwähnt, worin der Lauf der Sonne
„ abgebildet war. Pherecydes (sagt Hesychius Mi-
„ lesius) sammelte die Schriften der Phönicier, durch
„ deren Gebrauch er, ohne alle Anweisung gehabt zu
„ haben, in der Welt als ein großer Mann berühmt
„ ward: Laertius giebt uns Nachricht, daß eine von
„ ihm verfertigte Vorstellung des Laufes der Sonne
„ auf der Insel Syros aufbewahrt werde. So ist es
„ also ganz klar, daß er seine Kenntnisse, vorzüglich
„ in der Astronomie, den Phöniciern zu verdanken
„ hatte, die in dieser Wissenschaft, wegen ihres großen
„ Nutzens bey der Schifffahrt, sehr geschickt waren.
„ Könnte es nicht also eine von den Phöniciern ver-

fertigte

ob der Anblick von Syros, von dieser Küste aus, diese Worte zu erklären fähig ist, ohne daß wir ihrem buchstäblichen Sinne Gewalt anthun dürfen.

„ fertigte Maschine gegeben haben, welche den Lauf
„ der Sonne vorstellte, und könnte Homer diese nicht
„ gekannt haben? Es ist wahrscheinlich, daß Phe-
„ recydes dieß Heliotropium zum Muster nahm, wel-
„ ches, als eine der größten Seltenheiten des Alter-
„ thums, Syros sehr berühmt machen konnte, und
„ folglich würdig war, vom Homer, dem großen Er-
„ halter der Alterthümer, besungen zu werden. Falli-
„ tur igitur (sagt Bochart) Eustathius, dum vult
„ intelligi, quasi sita sit Syros ad occiduas partes
„ Deli, quum contra Deli ad ortum sit Syros, non
„ ad occasum; et rem sic se habere ex ipso Homero
„ patet, apud quem Eumaeus in Ithaca Syriam
„ asserit esse trans Delum, quo nihil dici potuit
„ falsius, si Syrus sit ad occasum Deli. Wenn diese
„ Antwort jemanden zu gelehrt oder abstract scheint,
„ so läßt sich die Schwierigkeit leicht heben, sobald
„ man sich vorstellt, Eumäus spreche von Delos dem
„ Verhältnisse gemäß, wie es ihm gegen Syrus lag,
„ ehe er von da weg kam; denn wenn Syros einem
„ in Ithaca ostwärts von Delos liegt, so liegen beide,
„ Ithaca und Delos, einem, der zu Syros ist, west-
„ wärts von dieser Insel. Ich möchte daher lieber
„ glauben, Eumäus spreche als ein Eingebohrner von
„ Syros, und nicht als einer, der jetzo in Ithaca ist,
„ und dann wird Delos gegen Abend, oder προς ἡλιου
„ τροπας

Hier kann ich nicht verschweigen, daß kein Theil unsrer Reise uns mehr Vergnügen und Unterhaltung verschafft hat, als eben diese in den classischen Schriften des

„ τροπας zu, liegen. Doch dieß letztere ist bloße Con-
„ jectur, die ich gar nicht für ausgemacht ausgeben
„ will “.

So weit Pope.

Mad. Dacier hat folgende Anmerkung: „ Voici un
„ passage très-important. Mr. Despréaux, dans ses
„ Reflexions sur Longin, a fort bien refuté la
„ ridicule Critique que l'Auteur du Parallele,
„ homme qui étoit très-ignorant en Grec, en Latin,
„ & sur-tout en Géographie, avoit faite contre Ho-
„ mere, c'est-à-dire, contre le pere de la Géographie,
„ en l'accusant d'être tombé dans la plus énorme
„ bévûë qu'un Poëte ait jamais faite : *C'est* (dit-il)
„ *d'avoir mis l'Isle de Syrus & la Mer mediterranée sous*
„ *le Tropique; bévûë*, ajoute-t-il, *que les Interpretes*
„ *d'Homere ont taché en vain de sauver, en expliquant ce*
„ *passage du Cadran que le Philosophe Phérécyde, qui vivoit*
„ *trois cens ans après Homere, avoit fait dans cette Isle.*
„ Il n'y a rien là qui ne marque l'ignorance grossiere
„ de cet Auteur, car il est également faux, & qu'Ho-
„ mere ait placé l'Isle de Syros sous le Tropique,
„ & qu'on ait jamais voulu justifier ce Poëte en ex-
„ pliquant ce passage du Cadran de Phérécyde qui ne
„ fut fait que trois cens ans après. Mais je suis
„ fachée que Mr. Despréaux, qui refute cette mal-

„ heureu-

des Alterthums so oft erwähnte Aussicht auf das Meer von dieser Küste aus. Hier erblickt man den weitesten Prospect, nur durch den Athos, Olymp und andere

„ heureuse Critique avec tant de raison & de solidité,
„ ne soit pas mieux entré lui même dans le véritable
„ sens de ce passage, & qu'il se soit laissé tromper
„ par une note d'Eustathe, qui lui a persuadé, que
„ ces mots ὀϑι τροπαι ἡελιοιο, veulent dire que *l'Isle*
„ *de Syros est au Couchant de Delos*; car c'est ainsi qu'Eu-
„ stathe l'a d'abord expliqué, χειμενη προς τροπας ἡλιϑ,
„ ἡτοι προς τα δυτικα μερη της Ορτυγιας, &c. *C'est-à-dire,*
„ *que Syros est située au Couchant du Soleil, au Couchant de*
„ *l'Isle d'Ortygie; Car* τρεπεσϑαι, se tourner, *se dit du*
„ *Soleil pour* δυνειν, se coucher. Mr. Despréaux devoit
„ voir, que cette explication est insoutenable, car il
„ est absolument faux, que l'Isle de Syros soit au
„ Couchant de Delos. Aucun Géographe ne l'a ja-
„ mais dit. Et comment Homere auroit-il pû le
„ dire, dans le même vers où il a dit Ορτυγιας καϑυ-
„ περϑεν, *au dessus* de l'Isle *d'Ortygie*; ce qui est *au*
„ *dessus* ou *au-de-là* de cette Isle par rapport à Eumée
„ qui est à Ithaque, ne peut jamais être au Couchant.
„ Voici comme en parle le savant Bochart, dans
„ sa Chanaan Liv. I. Chap. XIV. *Eustathe se trompe*
„ *quand il veut que par* ἡλιϑ τροπας, *on entende le Cou-*
„ *chant, comme si l'Isle de Syros étoit au Couchant de Delos,*
„ *car au contraire elle est au Levant & non au Couchant de*
„ *cette Isle. C'est la situation que lui donnent les Géographes,*
„ *& il ne faut que ce vers d'Homere pour prouver que c'est*

Gebirge Macedoniens, Thraciens oder Theſſaliens begränzt, wovon ich einige, auch mit unbewaffnetem Auge, auf dem Gipfel des Ida, wenn zumal bey dor-

„ *ſa véritable poſition, puisqu' Eumée, qui eſt à Ithaque,*
„ *aſſûre que Syros eſt au deſſus, au de là d' Ortygie, ce qui*
„ *ſeroit très-faux, ſi elle étoit au Couchant de Delos, Eumée*
„ *auroit plûtôt dû dire en deçà.* Il falloit donc s'en
„ tenir à la ſeconde explication, qu' Euſtathe a
„ ajoutée dans ſa même Remarque. *D'autres*, dit-il,
„ *expliquent ce paſſage en diſant que dans l' Isle de Syros il*
„ *y avoit un antre qui marquoit les converſions du Soleil,*
„ c' eſt-à-dire les Solſtices, *& qu' on appelloit l' antre*
„ *du Soleil par cette raiſon. Et voila ce qu' Homere entend*
„ *par ces mots, où ſont les converſions du Soleil.* Voilà
„ la ſeule véritable explication; elle mérite d' être
„ éclaircie. Nous voyons par ce paſſage même que
„ les Phéniciens avoient fait un long ſéjour dans
„ l' Isle de Syros, il eſt certain que le nom même
„ de Syros vient des Phéniciens, comme nous le
„ verrons plus bas, & nous ſavons d' ailleurs que les
„ Phéniciens étoient très-ſavans en Aſtronomie,
„ c' eſt de-là qu' il faut tirer l' explication de τροπαι
„ ἡελιοιο, & il eſt aiſé de voir que c' eſt ἡλιοτροπιον,
„ l' heliotrope, c' eſt-à-dire, le Cadran, & par-là
„ Homere nous apprend que les Phéniciens avoient
„ fait dans cette Isle un Cadran dont le ſtyle ou
„ l' aiguille, par le moyen de ſon ombre, marquoit
„ les Solſtices. Et comme c' étoit une choſe fort
„ rare & fort merveilleuſe dans ces tems-là, Ho-

tigem ohnedieß heiterm Himmel der Tag uns eben günstig war, auf der gegenüber liegenden Küste des ägäischen Meeres, ganz deutlich unterscheiden konnte. Nicht weniger reizend war des Abends eine mehr begränzte und kleinere Landschaft, von einem weniger hohen Orte aus betrachtet; denn es ist merkwürdig, daß sich die Fruchtbarkeit und Cultur des Landes auf den Inseln, die an der Küste von klein Asien herum liegen, blos auf die Seite einschränkt, welche nach dem vesten Lande zu gekehret ist, daher sie sich von da aus sehr zu ihrem Vortheile dem Auge darstellen. Der westliche Horizont, wenn ihn im Sommer die hinter

diesem

„ mere, fort curieux & fort instruit de tous ces
„ points d'Antiquité, la marque comme une rareté
„ qui distinguoit cette Isle. Bientôt après les Ca-
„ drans furent plus communs. Environ six vingts
„ ans après Homere, l' Ecriture sainte fait mention,
„ 4 Rois XX. 2. d' un Cadran qui étoit à Jerusalem,
„ & qu' on appelloit le Cadran d' Achas, sur lequel
„ Dieu fit, en faveur de ce Prince, que l' ombre re-
„ trograda de dix dégrés. Ce Cadran marquoit les
„ heures, & non les Solstices. Il y avoit donc des
„ Cadrans avant celui de Phérécyde, qui ne fit le
„ sien à Syros que deux cens ans après celui d' Achas,
„ & trois cens ans après celui des Phéniciens, & par
„ consequent, pour expliquer ce passage d' Homere,

„ on

dieſem Haufen von Inſeln untergehende Sonne erleuchtet, beſchließt dieſe Ausſicht mit einer entzückenden Manchfaltigkeit von Schönheiten.

In der erſten Kindheit der Aſtronomie konnte dieſe Ausſicht, wo der Horizont allenthalben durch eine Menge kenntlicher Stellen unterbrochen und gleichſam abgetheilt war, den Bewohnern der Seeküſte als eine unförmliche Eclipſe vorkommen, woran ſie bemerken konnten, wie weit die Sonne in ihrem jährlichen Laufe ſich dem Norden oder Süden mehr genähert habe, die bey dem Sommerſolſtitio den Einwohnern gewiſſer Theile

„ on n'a eu recours qu'à ce Cadran des Phéniciens
„ & nullement à celui de Phérécyde qu' Homere n'a
„ jamais connu. Il me ſemble que cela eſt prouvé.
„ Mais il y a plus encore, c'eſt qu'il y a bien de
„ l'apparence que ce Cadran, que Phérécyde fit à
„ Syros trois cens ans après Homere, ne fut fait que
„ ſur les découvertes des Phéniciens, car Heſychius
„ de Milet, dans le livre qu'il a fait de ceux qui ont
„ été celebres par leur érudition, nous aſſûre que
„ *Phérécyde, qui étoit de Syros même, n'eut point de maître,*
„ *& qu'il ſe rendit habile en étudiant quelques Livres ſecrets*
„ *des Phéniciens qu'il avoit recouvrés.* Je me flatte que
„ ce paſſage d' Homere eſt aſſez eclairci, & c'eſt par
„ le ſecours que M. Dacier m'a donné “.

Theile Joniens hinter der Insel Syros unterzugehen scheinen konnte. Nehmen wir also an, daß diese Erscheinung dem Homer und seinen Landsleuten etwas gewöhnliches war, so ist die ganze Dunkelheit dieser Stelle dadurch gehoben, daß man die Sache von Jonien aus betrachtet, und die Worte, ganz buchstäblich erklärt, geben einen leichten und natürlichen Sinn.

Ich werde fortfahren, die Schriften Homers und sein Vaterland auf eben diese Art eines aus dem andern zu erläutern, und jetzo einige Vermuthungen wegen des Ortes seiner Geburt, oder wenigstens seiner Erziehung, aus seinen Gleichnissen hernehmen. Hier kann man die vollkommenste Deutlichkeit und Klarheit erwarten, die nur immer eine mit so vieler Dunkelheit umhüllte Untersuchung erlaubt; denn eben aus den natürlichen Anspielungen und Beziehungen auf die gewöhnlichsten und bekanntesten Dinge im gemeinen Leben, die einem Originalgenie, auch oft unversehens, entfahren, können wir nicht allein auf die Sitten, Gebräuche und Künste des entferntesten Alterthums schliessen, sondern auch wohl die Lebensart, Umstände, und, wie ich bey folgenden Beyspielen glaube, das Vaterland des Dichters entdecken.

Ich will den Anfang mit dem schönen Gleichnisse machen *, wo die schwankende und unentschlossene Unruhe der Griechen mit einer von den Winden bestürmten See verglichen wird; und ich wähle diese Stelle um desto lieber, weil sie zu einigen harten Critiken über die Geographie unsers Dichters Gelegenheit gegeben hat.

Wir haben hier eine der glücklichsten Vergleichungen, und, wo ich nicht sehr irre, eines der schönsten Seestücke im Homer. Wollen wir aber seiner Aussicht, die er uns malt, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so müssen wir uns an den Ort und in den Gesichts-

* Ὡς δ' ανεμοι δυο ποντον ορινετον ιχθυοεντα,
Βορέης και Ζέφυρος, τώ τε Θρηκηθεν αητον,
Ελθοντ' εξαπινης· αμυδις δε τε κυμα κελαινον
Κορθυεται, πολλον δε παρεξ αλα φυκος εχευαν·
Ὡς εθαίζετο θυμος ενι στηθεσσιν Αχαιων.

Das ist:

„ So, wie wenn zween Winde, Boreas und Zephyr,
„ beide von Thracien herwehend, sich plötzlich erheben,
„ und die schwarzen Wellen thürmen, daß das Ufer
„ mit ausgeworfenem Meergrase bedeckt wird, so ward
„ die Brust der Griechen bestürmt ".

Im 9ten Buche der Iliade im 4ten Verse.

Gesichtspunct versetzen, aus dem er sein Gemälde verfertigt hat, und hierzu werden allein einige Stellen der asiatischen Küste oder ihrer Inseln passen.

Es würde unrecht angebrachte und gezwungene Genauigkeit seyn, wenn man glaubte, das Gleichniß bekäme durch die Entdeckung einer solchen Gegend in der Natur, als es uns schildert, eine neue Schönheit. Der Dichter wollte den Streit der schwankenden Unentschlossenheit schildern, die vom Gefühle der Ehre und der Gefahr gleichstark bestürmt wird, bald zu fliehen sich entschließt, und bald standhaft der Gefahr entgegen zu gehen sich vornimmt, und diesen Zweck hat er vollkommen in der allgemeinen Schilderung erreicht, die er uns giebt; indessen glaube ich doch, daß, wenn er gleich nichts weiter als ein generelles Gemälde geben wollte, ihm doch seine Imagination einen Sturm darstellte, den er wirklich gesehen hatte, und da ich selbst mehr als einmal Gelegenheit gehabt habe, die Uebereinstimmung dieses Gemäldes mit der Natur von der ionischen Küste aus, auch in jedem Nebenumstande, zu bemerken, so kann ich nicht umhin, es als einen Beweis von der beständig originellen Art zu dichten unsers Homers anzuführen, die getreu (obgleich in diesem Falle ohne Wissen des Dichters) in ihm die

Ein-

Eindrücke zurück ruft, welche ein besonders merkwürdiges Phänomen in der Natur seiner jugendlichen Phantasie tief eingeprägt hatte, und dieselbe locale Verbindung der Gegenstände beybehält, welche seine erste warme Idee davon begleitete.

Sollte hier aber, ob ich gleich ein Augenzeuge von der genauen Uebereinstimmung dieser Copie mit dem Originale bin, von dem sie, wie ich glaube, genommen ist, mein Zeugniß nicht hinlänglich scheinen, so will ich eine Probe vorschlagen, über die jeder meiner Leser selbst zu urtheilen im Stande seyn wird. Wir wollen uns einen Maler denken, der es unternommen hätte, dieß Stück nach dem Homer zu zeichnen; dieser würde jeden Gegenstand, obgleich in dem kurzen Raume von vier Versen, nicht allein deutlich ausgedrückt, sondern auch den Platz, wo er in dem Gemälde stehen sollte, genau bemerkt, die Anlage sowohl, als die Perspective des Ganzen bestimmt, und eine Genauigkeit des Risses finden, von der er nicht würde abweichen können; die thraciſchen Gebirge würden den Hintergrund bilden, von da würde das Ungewitter über das ägäische Meer herrollen, welches, um dieß beyläufig zu erinnern, seine beym Sturme gewöhnliche Farbe hat, da hingegen das, durch die sich beständig an dem Gestade

brechen-

brechenden Wellen, mit Meergrase bedeckte jonische Ufer, den Vorgrund bildet, wo der Dichter alles übersieht, bewundert und beschreibt. Vielleicht kann sich ein neugieriger und aufmerksamer Beobachter der Natur, schwerer noch als andere, von diesen localen Kennzeichen losmachen, die ich in meinem Dichter aufsuche. Eine schöne Vorstellung, die wir uns von irgend einem Gegenstande gemacht haben, läßt sich nicht leicht von der genauen Folge und Ordnung trennen, womit wir einst die Idee von Schönheit verknüpfet haben. Daher malt Homer alles aus seinem jonischem Gesichtspuncte, auch oft mit Verletzung der Einheit des Ortes.

Mehr Entschuldigung wird diese Nachläßigkeit des Dichters bey uns finden, wenn wir die nicht unwahrscheinliche Tradition von den alten Barden annehmen, die herumzogen, und ihren Landsleuten ihre Gedichte vorsangen, wie es noch heutiges Tages im Oriente gewöhnlich ist, eine Tradition, welche der dramatische Ton der Iliade und Odyssee begünstiget. Ich habe oft die lebhafte theatralische Declamation der italiänischen und orientalischen Dichter bewundert, wenn sie unter freyem Himmel Gedichte hersagen, und jeden Gegenstand, den sie beschreiben,

in einer eingebildeten Scene zeigen, die sich ihre Phantasie den Augenblick schafft, zugleich aber sich jedes natürlichen Vortheils der Gegend bedienen, der sich auf ihren Gegenstand anwenden läßt, wodurch sie auf diese Art ihr Gedicht mit dem Orte, wo sie es recitiren, einigermassen in Verbindung setzen.

Ich würde es für unnöthig halten, nach dem, was ich schon hiervon gesagt habe, die Critik des Eratosthenes über diese Stelle anzuführen, würde sie nicht so häufig zum Nachtheile Homers, und als ein Beweis seiner Unwissenheit in der Geopraphie, gebraucht. Der Fehler, den man ihm Schuld giebt, ist, daß er den Westwind von Thracien herwehen läßt. Strabos Antwort, die er auf diese wunderliche Critik giebt, ist genug; sie läuft vorzüglich darauf hinaus, daß Eratosthenes den Dichter nicht verstehe, wenn er aus dieser Stelle schliessen will, Homer behaupte als einen allgemeinen Satz, der Westwind wehe von Thracien her; der Wind, von dem hier die Rede ist, wehe von den thracischen Gebirgen über das ägäische Meer, und müsse folglich der Westwind seyn.

Um aber noch mehrere Beyspiele von gleicher Art anzuführen, so muß ich (nicht um die ganz deut-

lichen

lichen Schönheiten des Gleichnisses, sondern um das Vaterland des Dichters zu erläutern) hier bemerken, daß, wenn der fürchterliche Anzug des Ajax mit seinen Truppen dem über das Meer herziehenden drohenden Sturme verglichen wird, hier kein anderer als ein jonischer Sturm kann verstanden werden, denn er wird durch einen Westwind verursacht, welcher in jenen Meeren nur allein gegen diese Küsten zu wehen kann.

Wenn ferner die unwiderstehliche Wuth des Hectors mit dem brausenden, die Wellen thürmenden Zephyr verglichen wird, so ist uns anfangs die Erscheinung dieses Windes in einer so rauhen Gestalt ganz fremd, unter der man ihn so wenig in westlichern Gegenden kennt, und die dem sanften spielenden Zephyr unserer neuern Dichter so unähnlich ist; ehe wir aber den Homer als einen nachlässigen Beobachter der Natur verdammen, sollten wir doch erst zusehen, ob er sich nicht immer in seiner Schilderung gleich bleibt, und ob dieß nicht in Jonien der wahre Charakter dieses Windes ist.

Das nächste Gleichniß desselben Buches gehört gleichfalls hieher, wo der grosse Haufen, das Ge-

räusch und der Eifer einer Armee, die streiten will, mit einem im Meere sich erhebenden Sturme verglichen wird, der immer mehr herannahet, das Ufer zu verheeren. Hier wird in diesem wiederum jonischen Gemälde gleichfalls der Westwind gebraucht. Ueber dieselbe so bald wiederholte Vergleichung werden meine Leser sich weniger wundern, wenn sie sehen werden, daß unter allen Phänomenen der Natur, die sonst der Veränderung so sehr unterworfen zu seyn pflegen, keines so regelmäßig auf dieser Küste ist, als eben dieses; denn zu Smyrna wehet der Westwind fast jeden Tag im Sommer einige Stunden durch gegen den Meerbusen hin, und fängt gewöhnlich vor zwölf Uhr mit einem sanften Wehen an, nimmt mit der Hitze des Tages zu, und verliert sich nach und nach gegen Abend. Ich hatte, als ich mich zu drey verschiedenen malen, jedesmal einige Tage, zu Smyrna aufhielt, Gelegenheit, die Grade seines Zunehmens, von dem ersten dunkeln Kräuseln des Wass..s bis zu seiner stärksten Bewegung, die manch..al heftig war, zu beobachten. Zwar ist dieses Phänomen, theils in dem Grade seiner Stärke, theils aber auch in der genauen Zeit seines Anfanges, mancher Veränderung unterworfen, doch pflegt es selten ganz auszubleiben. Dieser Wind, der so viel

zur

zur Gesundheit und dem Vergnügen der Einwohner beyträgt, heißt bey ihnen Inbat; die Franken, und zwar vorzüglich die Kaufleute unter ihnen, haben dorten lange Gallerien an ihren Häusern her, die auf Säulen stehen, und sich in ein Chiosque, oder offenes Sommerhaus endigen, um dieser kühlen Seeluft zu genießen, die, wenn sie nicht allzu heftig ist, das orientalische Vergnügen des Caffees und der Tabackspfeife nicht wenig vermehrt.

Wir haben bisher gesehen, wie glücklich der Dichter, um den stets zunehmenden Lärm und die Unruhe einer Armee zu schildern, die zur Schlacht geht, sein Bild von der wachsenden Heftigkeit dieses Windes hergenommen hat; nun aber werden wir in einem Gemälde der noch nicht völlig ausgebrochenen Unruhe, die Anspielung blos auf die vesten noch zweifelhaften Kennzeichen eines herannahenden Sturmes eingeschränkt finden, die man mehr nach der Farbe des Wassers, als nach einiger Bewegung und daher entstandenem Geräusche im Meere, beurtheilen muß. Hier ist ein Beyspiel von dieser Art:

Wenn Hector den tapfersten unter den Griechen zum Zweykampfe herausfodert, und beide Armeen

Befehl erhalten sich niederzusetzen, um den Vorschlag anzuhören, so wird die weite mit Schildern, Helmen und Spiessen bedeckte Ebene, in dem Augenblicke dieser feyerlichen Pause, mit der See verglichen, wenn der sich erhebende Westwind einen dunkeln Schatten über ihre Oberfläche verbreitet.

Wenn meine Leser die hier angeführten Gleichnisse mit den Originalmaterialien, die ich ihnen gleichfalls vorgelegt, werden verglichen haben, so mögen sie dann selbst, als über eine Conjectur, die ich selbst nicht für etwas gewisses ausgebe, urtheilen, ob nicht der Dichter, der ganz voll von diesen jonischen Bildern war, einige derselben unversehens in folgendem Gemälde angebracht hat, wo sie eigentlich nicht hingehörten. Wenn Eidothea *, die Tochter des Proteus, zu Pharos dem Menelaus Nachricht giebt, wenn ihr Vater aus dem Meere hervorkommen wird, so ist die Beschreibung des Zephyrs, der am Mittage die Oberfläche der See schwärzt, so vollkommen jonisch, und für die egyptische Küste nur so sehr etwas zufälliges, daß ich den Verdacht nicht unterdrücken kann, Homer habe dieß Bild aus seinem Va-

* Im 4 B. der Odyssee im 400ten Verse.

Vaterlande mitgebracht, ohne an die Scene, ja ohne einmal an die Umstände der Begebenheit zu denken, worauf er es anwendet; denn Menelaus, der so rührend klagt, daß er nicht von Pharos weg kann, würde mit diesem Westwinde haben fortsegeln können.

Dieß alles würde noch sehr bestätiget werden, wenn sich fände, daß Virgil in diesem Stücke auf meiner Seite wäre; sein Urtheil, in dem was unsern Dichter betrift, ist stets der besten critischen Auctorität vorzuziehen, auf die wir uns in diesem Punete berufen können; und bey ihm, wenn wir seine Nachahmung verschiedener Stellen, auf die ich mich berufen habe, betrachten, finden wir stets den Zephyr, als einen originellen und charakteristischen Zug von Jonien, ausgelassen.

Wenn ich zu Bestätigung meiner Meynung mich auf ein so viel geltendes Urtheil berufe, so schliesse ich aus Virgils Auslassung dieser Züge noch gar nicht, daß er sie wirklich für jonisch erkannt habe, (dieß würde zu meinem Zwecke unnöthig seyn) sondern es ist mir genug, daß Virgil sah, daß sie nicht auf Italien paßten, wie jeder Leser sehen muß, der überlegt, daß Zephyr in diesem Lande nicht stürmisch ist, und

daß er keinen Theil der Küste Italiens unmittelbar trifft.

Mit einem Worte, Virgil copirte zwar unsern Dichter, mehr als man gewöhnlich glaubt, mehr wenigstens als ich bisher diese Imitation bemerket und gezeigt gefunden habe; aber in den Stellen, die wir hier vor uns haben, ahmte er ihn nicht weiter nach, als er den Homer mit der Natur übereinstimmend fand, und wenn er den Umstand, den ich für local halte, verwarf, und nur die allgemeinen Schönheiten seines großen Musters beybehielt, so richtete er sich hierin sehr vernünftig nach der natürlichen Beschaffenheit seines Landes; so giebt hier der Dichter Italiens dem Griechen einen so großen Beweis seiner Achtung, und macht ihm ein so großes Compliment, als nur immer der Scharfsinn des einen dem erfinderischen Geiste des andern machen konnte.

Die alte Fabel von einer Höhle in den thracischen Gebirgen, die der Aufenthalt der Winde seyn sollte, war vermuthlich aus dem Homer genommen; spätere Dichter aber, die in westlichern Ländern wohnten, liessen die besondern Umstände dieser Mythologie weg, welche sie für Jonien oder die benachbarte Gegend

local

local zu machen schienen, mit der allgemeinen Idee zufrieden, daß alle Winde, ohne Unterschied Bewohner dieser großen Höhlen wären, anstatt daß Homer nur den Boreas und Zephyr allein, als die eigentlichen Einwohner dieser Orte beschreibt; zwar versammelt er bey einer einzigen Gelegenheit einmal alle Winde hier zusammen, aber da sind sie als Gesellschaft im Hause des Zephyrs, der Wirth ist, da die übrigen hingegen als Freunde und Gäste da sind.

Nichts, glaube ich, ist fähiger, uns den geraden Weg ins Vaterland unsers Dichters zu zeigen, als die Art mit der er, recht so wie ein Reisender thun würde, von fremden Ländern redet, je nachdem sie mehr oder weniger von Jonien entfernt sind, und seine Bewunderung und Neubegierde, die er dann äussert; (beides Empfindungen, die entfernte Dinge in uns zu erregen pflegen;) da ihm hingegen Jonien, ja, (was noch merkwürdiger ist) selbst der Schauplatz der großen Handlungen der Iliade, der in der Nachbarschaft dieses Landes lag, ihm zu bekannt und also zu wenig interessant zu seyn scheint, um ihn zu beschreiben; von beiden Ländern wird nicht besonders und um ihrer selbst willen, sondern nur wegen ihrer unzertrennlichen Verbindung mit der Handlung selbst,

und dennoch, was in der That merkwürdig ist, stets mit einer grossen Genauigkeit geredet, mit einer solchen Richtigkeit jeder Beschreibung, die zeigt, daß er das Land vollkommen muß gekannt haben.

Man könnte mir hier den Einwurf machen, daß obgleich Egypten und Phönicien weit genug von Jonien entfernet lagen, wir doch in keinem dieser beiden Länder den Schauplatz des Wunderbaren, wo der Dichter seine speciosa miracula hätte anbringen solen, anträfen. Aber vielleicht läßt sich dieser Zweifel heben, wenn man bedenkt, daß das eine dieser Länder zu sehr durch Künste, Handel und Schifffahrt, das andere aber durch seine Fruchtbarkeit, Bevölkerung und die Wissenschaften, die dort blüheten, bekannt war, als daß der Dichter hier eine Vorstellung hätte anbringen können, die nicht wenigstens einigermassen, mit diesen allgemein bekannten Umständen übereinstimmend gewesen wäre; da hingegen die wenig von Fremden besuchte südliche Küste Italiens, die Insel Sicilien, und die Reiche des Alcinous und Ulysses, ob sie gleich nicht weiter entfernt lagen, doch viel unbekannter waren, und der Phantasie des Dichters weit mehr Freyheit verstatteten.

Maior e longinquo reuerentia; dieſe Beobachtung iſt zu gut in der Natur gegründet, als daß ſie dem Homer hätte entgehen ſollen. Vielleicht hält man es für allzuerkünſtelt und geſucht, wenn ich in meinen Vermuthungen ſo weit gehe, und einigen Verdacht äuſſere, als habe dieſer Satz einigen Einfluß auf die Wahl unſers Dichters gehabt, da er in dem einen ſeiner epiſchen Gedichte ſeinen Helden aus einem Lande nahm, das von dem ſeinigen ſehr weit entfernt war; indeſſen kann ich doch nicht umhin zu bemerken, daß, es mag nun Zufall oder Wahl geweſen ſeyn, keiner von allen den griechiſchen Königen, die vor Troja zogen, ein ſo weit entlegenes Land beherrſchte, als eben Ulyſſes; gewiß dieſer Umſtand mußte die Odyſſee beſonders der Lage Joniens gemäß und für die Einwohner deſſelben intereſſant machen.

Wollte ich hier das ſchwache Licht, das uns die Geſchichte in dieſer Materie giebt, zum Wegweiſer wählen, ſo würde ich den Homer für einen Eingebohrnen von Chios oder Smyrna halten, und ſollte ich, eben dieſen Nachrichten zufolge, in dem Streite, der über zweytauſend Jahre zwiſchen dieſen und vielen andern Oertern wegen der Ehre, Homers Geburtsort zu ſeyn, gedauert hat, Parthey nehmen, ſo

würde

würde ich mich für den erstern von beiden erklären, obgleich, wenn ich blos aus der Iliade und Odyssee meine Gründe hernehmen sollte, mein Urtheil mehr zum Vortheile des letztern ausfallen würde. In der That aber kann man, ohne die Sache zu übertreiben, aus den Gründen, die man zu Bestätigung der Vermuthung, daß Homer aus klein Asien war, anführet, nicht bestimmen, ob er ein Jonier oder Aeolier, und noch weniger, ob er aus Chios oder Smyrna gewesen, und wenn ich also für diesen letztern Ort eingenommen bin, (vielleicht weil ich mich am längsten dort aufgehalten habe) so bin ich doch bereit, beide für jeden andern Ort der Küste klein Asiens, von Rhodus an bis nach Tenedos, aufzugeben, den etwa künftig Reisende nach genauerer Untersuchung dieser Ehre würdiger finden werden *.

* Siehe den Abschnitt von Homers Götterlehre zur fernern Erläuterung seines Vaterlandes.

Von

Von Homers Reisen und zuerst von seiner Schifffahrt.

Wir haben bisher den Dichter in seinem Vaterlande betrachtet, und nun werden wir ihn, wenn wir der Ordnung gemäß, die wir vestgesetzt haben, ihm jetzo ausserhalb seines Landes folgen, und das mittelländische Meer in seiner Gesellschaft durchreisen, auch als einen wißbegierigen und beobachtenden Reisenden kennen lernen.

Aber auch hier muß ich wiederum, wie vorhin, da ich von seinem Vaterlande redete, die allzuschwache Hülfe der Geschichte fahren lassen, und so viel möglich den Homer zu seinem eigenen Biographen machen. Dieß ist freylich sehr schwer, weil Homer so sehr bescheiden ist, und gleichsam vorsetzlich alles das vermeidet, was uns irgend etwas von seinen Lebensumständen hätte verrathen können. Dennoch werde ich hier alles sammeln, was ich über diese Materie vorzüglich in seiner Schifffahrt und Geographie gefunden habe, was mir zu wahrscheinlichen Vermuthungen Gelegenheit geben konnte, wo man am ersten

einiges Licht in einer so dunkeln Materie erwarten kann.

Man hat mit Recht an der Iliade getadelt, daß sie zuviele Beschreibungen von Waffen, Mordthaten, Schlachten und Blutvergiessen enthalte, und vielleicht werden einige der Meynung seyn, daß der Gegenstand der Odyssee dem Dichter zu häufig zu Schilderungen der Schiffe, Stürme und Schifffahrt Anlaß gebe. Wenn ich zeige, daß dieß für den Homer sehr gewöhnliche Sachen waren, so werde ich mehr die Ursache, als einen Grund zur Entschuldigung ihrer öftern Wiederholung angeben; indessen, da ich nur für seine Genauigkeit in der Nachahmung zu stehen unternommen habe, so wird es hier hinlänglich seyn anzumerken, daß das, was wahrscheinlicher Weise seine Beschäftigung war, sowohl, als die bürgerliche Verfassung seiner Zeit *, ihn nothwendig mit diesen Dingen bekannt machen müssen, und daß seine häufigen Seereisen ihn an die Sprache und Lebensart der Seeleute gewöhnen, und ihm zugleich eine allgemeine Kenntniß ihres Metiers erwerben müssen.

Wenn

* S. den Abschnitt von den Sitten.

Wenn meine Vermuthungen wegen des Vaterlandes unsers Dichters gegründet sind, so lebte er auf einer Insel oder an der Seeküste. Die Griechen in klein Asien breiteten sich nicht in dem innersten des vesten Landes aus, sondern blieben blos an der Küste, von da sie mit einer Zärtlichkeit und Ehrfurcht, wovon man in spätern Zeiten gar keine Idee gehabt hat, auf ihr mütterliches Land, von dem sie Colonisten waren, zurücksahen.

Wenn die Dinge, welche die großen Gegenstände unserer Wünsche zu seyn pflegen, wenn Reichthum, Ansehen, Ehre und Kenntnisse nicht zu Hause erlangt werden können, so ist es ordentlich nicht zu erwarten, daß ein Mann von Homers Denkungsart, in der Blühte seiner Jugend, zufrieden mit der Armuth, Unwissenheit und dem ruhmlosen unbedeutenden Zustande seines Vaterlandes, ruhig zu Hause sollte geblieben seyn; und war es nicht Begierde nach Reichthümern oder Ehrgeiz, so war es Neubegierde, die wir in ziemlich hohem Grade bey ihm zu vermuthen haben, was ihn zu einer thätigern Lebensart fortriß. Nur durch Reisen allein konnte man in jenen Zeiten den Durst nach Kenntnissen stillen, da der damalige Zustand der Wissenschaften und der Regierung, in

Grie-

Griechenland wenigstens, gar nicht von der Art war, daß er dem Gelehrten die ihm so unentbehrliche Ruhe und Sicherheit hätte verschaffen können. Nur das große Buch der Natur konnte Homer studiren, und er ward Original durch Noth sowohl als durch Genie.

Wenige Länder von gleichem Umfange haben so viel Seeküsten, als Griechenland; alles Gewerbe seiner Einwohner, mit andern Nationen sowohl, als einer Provinz mit der andern, wurde meistens zu Wasser getrieben. Wir finden, weder in der Iliade, noch in der Odyssee, eine Landreise ordentlich beschrieben, ausgenommen die kurze Reise des Telemachs von Pylos nach Myeene; und auch sogar da läßt Nestor seinem Gaste die Wahl, ob er auch lieber zu Wasser gehen will, ob dieß gleich ein viel weiterer Weg war.

Es ist also wohl nicht zu verwundern, daß wir unsern Dichter in dem Metier des Schiffszimmermanns sowohl, als des Schiffers selbst, so bewandert finden, zumal wenn wir bedenken, daß die bey uns getheilten niedrigen und vornehmern Beschäftigungen damals von Leuten von gleichem Range und Stande verrichtet wurden. Nur dadurch hat die Geschichte

ihre frühesten Nachrichten von diesen Künsten erhalten, daß sie unserm Dichter in allem dem, was er davon sagt, nachspürte. Zuerst wollen wir hier von der Bauart seiner Schiffe, und hernach von seiner Art sie zu brauchen, reden.

Aus seinen Nachrichten von den Schiffen der Alten und ihrer Schiffsbaukunst sehen wir, daß Homers Seeleute, so gut sie auch immer ihr Metier verstanden, sich doch blos auf die vorsichtige Art zu schiffen, da man immer nahe an der Küste bleibt, einschränkten, die noch heutiges Tages in dem mittelländischen Meere mit kleinen, schwachgebauten Fahrzeugen gewöhnlich ist, die sich in offener See nicht würden halten können. Ihre Hauptsorge ist, so viel möglich das Land nicht aus dem Gesichte zu verlieren, längst dem Ufer hin zu fahren, und bey dem ersten Anscheine von übelm Wetter den Haven zu suchen, oder wenn keiner in der Nähe ist, ihre Schiffe gleich an das Ufer zu bringen.

Nestor, Diomed und Menelaus berathschlagen sich * zu Lesbos über eine Frage, die nur durch diesen un-

* Im 3 B. der Odyssee. V. 169.

unvollkommenen Zustand der Schiffskunst bey ihnen entstehen konnte; es kam darauf an, ob sie bey ihrer Rückreise nach Griechenland an der asiatischen Küste bleiben sollten, bis sie vor Chios vorbey wären, welches zwar der sicherste, aber auch der längste Weg war, oder ob sie ihren Weg gleich queer über das offene Meer nehmen sollten, welches der kürzeste, aber auch der gefährlichste war.

Ich bin bey einer gleichen Berathschlagung, in derselben Gegend, und unter denselben Umständen, in so fern sie nemlich unsere jetzige Untersuchung zu erläutern dienen, gegenwärtig gewesen. Ich war im Jahre 1742. an Bord des königlichen Schiffes Chatam, welches damals den türkischen Handel von Constantinopel nach Scanderona durch seine Begleitung der Kauffahrteyschiffe sichern sollte; wir waren zwischen Mitylene und Scio, nordwärts von letzterer Insel, in einer finstern Nacht, und bey einem starken Nordwestwinde, als unser griechischer Steuermann den Vorschlag that, wir sollten durch den Canal von Scio durchfahren; allein unsere Seeofficiere, die sich in einem so schmalen Wege dem Lande nicht nähern wollten, zogen das offene Meer vor, und wir lavirten nach dem-

sel-

selben hin; indem wir Scio auf der linken Seite liegen lieſſen.

Wenn wir die Situation, in der wir damals waren, mit Neſtors, Diomeds und Menelaus seiner vergleichen, die den geſchickteſten Steuermann ihrer Zeit an Bord hatten, ſo ſehen wir, daß, wenn gleich unſere Beſtimmung verſchieden war, wir doch darin vollkommen überein kamen, daß wir uns über eben dieſelbe Frage berathſchlagten, ob wir nemlich den kürzeſten oder den ſicherſten Weg vorziehen ſollten. Jene wagten ſich in das offene Meer, ob es gleich der gefährlichſte Weg war; wir wählten es, weil es der ſicherſte war; und hier unterſcheidet ſich vorzüglich die Schifffahrt der alten von den neuern Seefahrten.

Da die beſten Ausleger Homers durch ihre verſchiedenen Erklärungen eines Theils der Stelle, auf die ich mich hier beziehe, von dem deutlichen Sinne des Dichters, worin, wie ich glaube, ſeine Genauigkeit beſteht, abgewichen ſind, ſo werde ich mich etwas länger bey den Verſen aufhalten, welche dieſe Schifffahrt beſchreiben, um ihren Sinn zu berichtigen. Es wird uns dieſe Unterſuchung zwar zu einer kleinen Ausſchweifung verleiten, indeſſen werde ich dadurch

meinen Lesern zum voraus eine Probe von der historischen Genauigkeit unsers Dichters geben, (eine Materie, die uns noch in diesem Versuche beschäftigen wird) und zeigen können, wie vorsichtig wir zu seyn Ursache hätten, um nicht die feine Verbindung und den Zusammenhang der Umstände zu unterbrechen, welches selten, sollte auch nur eine Kleinigkeit verändert seyn, geschehen kann, ohne der Wahrheit und Uebereinstimmung der Begebenheiten untereinander zu schaden.

Wenn wir also in dieser Absicht diese Verse alles dichterischen Schmuckes berauben, und eine simple Erzählung oder Journal, nach der natürlichsten ganz buchstäblichen Erklärung der Stelle, herausziehen wollen, so bringen wir, bey einer kleinen Paraphrase, wozu aber auch der Dichter selbst allen Stoff hergiebt, folgendes Stück von alter Geschichte heraus:

„ Troja war endlich zerstöret, und Agamemnon
„ und Menelaus, die wegen dessen, was nun zu thun
„ war, nicht mit einander übereinstimmeten, liessen
„ eine Versammlung zusammen rufen, die den Streit
„ entscheiden sollte. Hierzu ward zu übereilt der
„ Abend genommen, zu Berathschlagungen nicht die

„ be-

„ bequemste Zeit, da die vornehmsten Griechen eben
„ von Tische aufgestanden und, vom Weine erhitzet,
„ also sehr schlecht vorbereitet waren, Sachen von der
„ Wichtigkeit zu überlegen. Der Erfolg entsprach
„ einem so unüberlegten Verfahren. Als die An-
„ führer der Armee versammelt waren, so that ihnen
„ Menelaus den Vorschlag, nach Griechenland zurück
„ zu kehren; Agamemnon aber gab ihm den Rath,
„ erst den Zorn der Minerva durch ein Opfer zu be-
„ sänftigen. Hierüber entstand ein Wortwechsel, der
„ sich mit einer heftigen Zänkerey der beiden Brüder
„ miteinander endigte, so daß die Versammlung sehr
„ unruhig und unordentlich auseinander gieng, ohne
„ etwas beschlossen zu haben.

„ Hierdurch war die griechische Armee in zwo
„ Partheyen getheilet, wovon die eine auf Agamem-
„ nons, und die andere auf Menelaus Seite war.
„ Unter letzterer war Nestor, Diomed und Ulyß,
„ die ihre Sachen und ihr Frauenzimmer einschiff-
„ ten, und bey Anbruche des nächsten Tages mit
„ günstigem Winde nach Tenedos zusegelten, wo sie
„ den Göttern ein Opfer brachten, eine glückliche Reise
„ von ihnen zu erbitten.

„ Hier entstand eine neue Streitigkeit, und die
„ Parthey des Ulyß kehrete, um sich dem Generalan-
„ führer (Agamemnon) gehorsam zu bezeigen, nach
„ Troja zurück; Nestor aber, der das Unglück vorher
„ sah, das wahrscheinlicherweise erfolgen würde, setzte
„ klug seine Reise den folgenden Tag nach Lesbos
„ fort, und ließ den Menelaus zurück. Dem ohn-
„ geachtet folgte ihm Menelaus, und holte ihn noch
„ denselben Tag zu Lesbos wieder ein, wo er sie mit
„ der Einrichtung ihrer Reise beschäftigt und sich
„ berathschlagend antraf, ob, da es schon so spät im
„ Jahre wäre, sie mehr auf ihre Sicherheit sehen, und
„ langsam an den Küsten bey dem Berge Mimas
„ und den Cycladen vorbeyschiffen, oder es lieber
„ wagen sollten, den kürzern Weg gerade nach Eu-
„ böa hinüber zu nehmen. Sie zogen die ge-
„ schwindere Art zu reisen vor, und schifften den drit-
„ ten Tag von Lesbos ab; der Wind war ihnen sehr
„ günstig, und sie kamen noch dieselbe Nacht bey dem
„ Vorgebirge Geraestum an.

„ Da sie nun den größten Theil ihrer Reise so
„ glücklich geendiget hatten, so brachten sie dem
„ Neptun ein Dankopfer, und setzten, weil der Wind
„ ihnen noch immer günstig blieb, den vierten Tag
„ ihre

LB Coburg

„ ihre Reise längst der Küste von Griechenland fort.
„ Hier hatte Menelaus, als sie das Vorgebirg
„ Sunium vorbeyfuhren, das Unglück, seinen Steuer-
„ mann Phrontis durch einen plötzlichen Tod zu
„ verlieren; um diesen begraben zu lassen, und die
„ letzte Pflicht seinem im Seewesen sehr erfahrenen
„ Freunde zu erweisen, hielt er sich hier etwas auf,
„ mit so großer Ungeduld er auch wünschte sein Va-
„ terland wieder zu sehen. Diomed aber schiffete
„ weiter, und kam noch denselben Tag, als den vier-
„ ten nach seiner Abreise von Troja, zu Argos an;
„ Nestor bedienete sich eben dieses günstigen Windes,
„ der ihn nach Pylos brachte “.

Dieß Journal der viertägigen Seereise ist so gänzlich, und einzig und allein homerisch, jeder Umstand der Zeit der Schifffahrt, und der Entfernung der Oerter von einander, stimmt so genau mit dem andern überein, und hielt die scharfe Untersuchung, die wir anstellten, als wir dieselbe Reise thaten, so vollkommen aus, daß ich meinen Lesern nicht mit einer Widerlegung, weder des Eustathius, noch der Madame Dacier Auslegung dieser Stelle beschwerlich fallen will, wozu ersterer dadurch, daß er ein Wort falsch verstanden, und letztere, weil sie die Entfernung zwi-

schen Lesbos und Euböa nicht kannte, beide aber dadurch verleitet wurden, weil sie mehr auf grammaticalische Critik, als auf das wahre Genie und den Charakter des Dichters sahen.

Ich bin in diesem kleinen Auszuge aus der Geschichte der Heldenzeit sehr sorgfältig gewesen, immer bey jeder Begebenheit meinem Gewährsmanne, dem Homer, zu folgen, um zu zeigen, daß ich mit dem deutlichen, natürlichen Sinne des Dichters nicht im geringsten frey verfahre. Wenn ich einige wenige Umstände, welche die Erzählung deutlicher machen und erklären sollten, hinzugefügt habe, so sind auch diese genau aus eben der Quelle geschöpft, und beweisen, daß man den Homer nie besser versteht, als wenn er sein eigener Ausleger ist.

Man pflegt daraus, daß Homer es beständig als etwas charakteristisches der Phönicier anführet, daß sie eine vorzüglich handeltreibende und seefahrende Nation sind, ganz natürlich zu schliessen, er habe ihnen seine Kenntnisse fremder Gegenden gröstentheils zu verdanken, indessen können wir, wie mich dünkt, einen guten Theil dieser seiner Kenntnisse auch aus seinem Vaterlande herleiten, und zeigen, wie er sie in demselben hat erlangen können. Wir wis-

wissen, daß die Jonier, vorzüglich die Phocäer und Milesier, mit unter die frühesten Seefahrer gehöreten. Die ersten von beiden werden ausdrücklich die Entdecker von Adria, Iberien, Toscanien und Tartessus genannt, und sie sollen die ersten gewesen seyn, die weite Seereisen unternommen; wir finden, daß sie schon zu Cyrus des Grossen Zeiten das Weltmeer beschiffeten, und sogar genaue Verbindungen und Bündnisse durch diese Schifffahrt errichtet hatten. Die Milesier, die wegen ihrer Colonien so berühmt sind, da sie mehr als 70 Städte in verschiedenen Theilen der Welt angelegt haben, waren sehr lange vor dem persischen Einfalle zur See mächtig, und wir könnten uns sonst gar nicht vorstellen, wie sie schon zu Gyges Zeiten eine nur irgend gleiche Parthey für Lydien seyn konnten, womit man sie von dieser Periode an bis zu Crösus Zeiten in beständigen Kriegen antrifft, wenn es nicht ihre Handlung und Schifffahrt war, die sie so mächtig machte.

Da wir hier, bey klarer historischer Gewißheit, ohne die zweydeutige und verdächtige Hülfe der Etymologie (wodurch man fast allenthalben phönicische Colonien herausgebracht hat,) zu gebrauchen, so weit kommen können, so scheint es mir eben nicht wahrschein-

scheinlich, daß Homers Landsleute, die so bald nach seiner Zeit eine so blühende Schifffahrt trieben, nicht auch vor seiner Zeit etwas darin sollten gethan haben.

Wie weit seine Kenntnisse fremder Länder und der Schiffahrt, die er sich theils durch eigene Erfahrung, theils aus anderer Nachrichten erworben hatte, sich erstreckten, wird dadurch zu bestimmen schwer, weil er beständig, auch sogar bey seinen freyesten und ausschweifendsten Schilderungen, etwas Wahres mit beybehält. Aus der Geschichte der Cimmerier scheint er einige seiner Ideen von den traurigen unterirdischen Schatten geborgt zu haben, und die distinctiven Züge im Charakter der Phanacier sind phönicisch. Auch selbst da, wo er am meisten fabelhaft ist, liegen Erzählungen und Traditionen zum Grunde, die schon vor seiner Zeit bekannt waren, und er giebt uns nur die Mährchen, die die Leichtglaubigkeit des Pöbels schon geheiligt hatte, mit seinen eigenen Veränderungen ausgeputzt, wie bey seiner Erzählung von der Scylla und Charybdis, die klar aus der argonautischen Geschichte der Symplegaden genommen ist. So sehr auch die eingeschränkten Kenntnisse seiner Zeit dem grossen Geiste unsers Dichters zu eng

sind,

sind, so ungern weicht er doch von der Natur ab, und, wenn er es thun muß, so folgt er den gewöhnlichen Begriffen, die die Leichtglaubigkeit und das allgemeine Vorurtheil schon lang an ihre Stelle gesetzt hatten. Eine solche Mischung von Wahrheit und Erdichtungen, die aber mit ihr gleichen Grad von Glaubwürdigkeit erhalten hatten, finden wir, was die Scene seiner fabelhaften Erzählung betrifft, in seiner Beschreibung der Inseln der Circe, des Aeolus und vorzüglich der Calypso.

Homer weiß, daß die untergehende Sonne in den Ocean herabsinkt, und dieß konnte er, auch bey dem so eingeschränkten Zustande der Schifffahrt seines Zeitalters, doch sehr wohl wissen; denn es ist wahrscheinlich, daß nicht die Phönicier allein, sondern auch die Landsleute unsers Dichters die Säulen des Herkules vorbeygeschiffet waren, und also dieß Phänomen, das sie selbst gesehen hatten, als Augenzeugen erzählen konnten; aber, wie Homer wissen konnte, daß die aufgehende Sonne gleichfalls aus dem Ocean heraufsteigt, und daß unsere Erdkugel ganz mit Wasser umgeben ist, übersteigt, ich gestehe es, so weit alle meine Begriffe, daß ich eher geneigt bin, was unser Dichter hiervon sagt, blos für erra-

then

thei und für Conjectur, als für eine Frucht der Philosophie der damaligen Zeiten, oder weiterer Schifffahrten auf dem indianischen Meere, zu halten. Ich wundere mich daher gar nicht, wenn lang nachher noch Herodotus diese Idee vom Ocean, aus dem die aufgehende Sonne emporsteigen soll, für eine poetische Erdichtung ansieht.

Daß der Pontus Euxinus, oder das schwarze Meer, dem Dichter bekannt war, scheint mir ganz unwidersprechlich ausgemacht; seine Beschreibung der Hippomolger und anderer Nationen in dieser Gegend erlauben uns nicht, daran zu zweifeln; und daraus, daß er weder dieses Sees, noch der Stadt Sinope, und anderer an dieser Küste gelegenen Oerter erwähnt, kann man keinen Grund wider diese Meynung hernehmen. Man muß sich verwundern, wie weit der Schluß, daß Homer einen Ort nicht müsse gekannt haben, weil er seiner nicht ausdrücklich erwähnt, getrieben ist, nie aber war er unbilliger, als eben in diesem Falle. Ist es wohl billig zu glauben, Homer habe Sinope, eine von seinen eigenen Landsleuten, den Joniern, gegründete Colonie, nicht gekannt? Sollten wir nicht lieber aus seinem Stillschweigen von ihr schliessen, er habe entweder nicht

für

für nöthig gehalten, ihrer, wie vieler andern nicht weniger ansehnlichen Städte, zu erwähnen, oder sie sey erst nach seiner Zeit erbaut worden, oder auch, er habe, ohne einen großen Fehler wider die Zeitrechnung zu begehen, den Namen einer so lang nach dem trojanischen Kriege erst erbauten Stadt nicht in diese ältern Zeiten bringen können?

Ich schliesse also nicht, Homer würde, hätte er das adriatische Meer gekannt, seiner gewiß erwähnt, und es beschrieben haben, weil die Ebbe und Fluth desselben für die Neubegierde der asiatischen Griechen besonders wichtig würde gewesen seyn; wir sehen ja, daß er sich gar nicht um die sonderbar nach Art der Ebbe und Fluth abwechselnden Ströme des Euripus bekümmert, die von jeher ein Gegenstand der Bewunderung gewesen sind, da doch diese Meerenge, wo sich zuerst die griechische Flotte versammelte, mitten zwischen den Ländern liegt, die er am genauesten beschreibt.

Indessen ist es doch merkwürdig, daß, da doch der meisten andern Theile des mittelländischen Meeres in der Iliade oder Odyssee gedacht wird, wir nicht die geringste Spur von dem adriatischen Meere in ei-

nem

nem oder anderm der beiden Gedichte antreffen. Wenn es wahr ist, was Herodotus sagt, daß ein Jonier das adriatische Meer entdeckt hat, so ist das Stillschweigen unsers Dichters sehr schicklich, und ein Beweis von der Sorgfalt, die er angewandt hat, den Zustand seines eigenen und des Zeitalters, welches er uns beschreibt, gehörig von einander zu unterscheiden. Auch ausser dem ausdrücklichen Zeugnisse des ältesten Profangeschichtschreibers, sind noch andere Gründe, die mich geneigt machen zu glauben, daß die Küsten des adriatischen Meeres, ob sie gleich nicht so entfernt als andere den Griechen besser bekannte Oerter lagen, doch unter ihre spätesten Entdeckungen gehörten, die sie durch die Schifffahrt machten. Ich will meinen Lesern die Beobachtungen vorlegen, worauf sich diese Muthmassung gründet, wie ich sie auf meinen Reisen an der dalmatischen und italiänischen Küste dieses Meerbusens, besonders aber bey der Reise gemacht habe, die ich im May 1742 von Venedig nach Corfu, in einem venetianischen Schiffe, dem Ercole e Rosa, that, das der Capitain Rota commandirte, ein Mann der diese Schifffahrt aus vierzigjähriger ununterbrochener Erfahrung kannte.

Die Küsten Dalmatiens und Italiens sind auf eine sehr merkliche Weise von einander verschieden; die von Dalmatien ist steil, tief, und hat einige gute Häven, auch für die grössesten Schiffe; wenige Flüsse ergiessen sich auf dieser Seite in das Meer, denn fast alle Flüsse und Bäche gehen nach der Donau zu.

Das italiänische Ufer hingegen ist niedrig, flach und seicht. Hier führen große Flüsse von den Alpen und reissende Ströme und Bäche von den Apenninen vielen Schlamm in die See, und verursachen dadurch, daß das Land das Meer verdrängt. Hierdurch leiden alle Häven von Venedig bis Brundusium, mehr oder weniger, je nachdem sie diesen Flüssen und reissenden Gewässern näher sind.

Ravenna, ehedem der berühmteste Haven und Schiffsplatz der Römer an dieser Seite Italiens, ist, weil er nahe beym Po liegt, schon lang verschlemmt, und der Ort, wo er ehedem war, ist nun eine französische Meile (league) vom Meere entfernt.

Die Schifffahrt in diesem Meerbusen wird immer (vorzüglich aber bey den Venetianern) der Beschaffenheit desselben, die ich jetzo beschrieben habe,

gemäß

gemäß eingerichtet. Die Schiffe vermeiden das italiänische Ufer und bekommen es in der That selten zu Gesichte, ob ich gleich an einem besonders hellen Tage die Berge von Ancona, als ich von den Bergen der gegenüberliegenden Küste stand, habe unterscheiden können. Man bleibt, wenn man nach Venedig segelt, immer an der Küste von Dalmatien, bis man die Höhe von Rovigno, einer ansehnlichen Stadt in Istria, erreicht hat. Hier pflegt man im Sommer einen Lootsen zu nehmen, der das Schiff queer über den Meerbusen nach Venedig führen muß. In den gefährlichen Wintermonaten aber bleiben die Schiffe an der Küste, bis sie Parenzo erreicht haben, welches noch 10. Meilen weiter hinauf liegt, ehe sie gerad auf Venedig zu segeln; es werden auch wechselsweise zu Rovigno oder Parenzo, nachdem die Jahrszeit ist, Signale errichtet, um den Schiffen zu erkennen zu geben, an welchem von beiden Orten Lootsen auf sie warten. Dieß ist die gewöhnliche Art, nach Venedig zu schiffen; englische Schiffe indessen brauchen oft diese Vorsicht nicht.

Ursachen, die ihrer Natur nach so beständig und unveränderlich sind, müssen von je her eben diese Folgen hervorgebracht haben, und wir können mit Recht ver-

vermuthen, daß das italiänische Ufer immer gefährlich war, und daß man mit noch viel größerer Vorsicht und Sorgfalt sich an die dalmatische Küste werde gehalten haben, als die Schifffahrt noch in ihrer Kindheit und unvollkommenem Zustande war. Dieß ist auch der Weg, den Virgil den Antenor nehmen läßt, nur mit dem Unterschiede, daß er, weil er keinen Lootsen hatte, durch dessen Hülfe diese Schifffahrt jetzo verkürzet wird, an dem Ufer bis an das äusserste Ende des Meerbusens fortschiffet. Dieß war ohne Zweifel der Weg, den die Römer zu Virgils Zeiten zu nehmen pflegten; da aber diejenigen, welche die Beschaffenheit der Küste Italiens und Dalmatiens nicht kennen, und sich ihre Idee von Antenors Reise blos aus der Landcarte machen, nie auf die Ursachen kommen können, die diesen Umweg für die Schiffe nothwendig machen, so ist es auch nicht zu verwundern, daß die Erklärer des Virgils bisher nicht im Stande gewesen sind, die Geographie einer der originellesten Beschreibungen in der ganzen Aeneide zu verstehen. Hier ist die Stelle; die Rettung des Dichters beruht nur auf wenigen Worten, und ist für mein Buch keine fremde Materie.

Antenor potuit, mediis elapſus Achiuis,
Illyricos penetrare ſinus atque intima tutus
Regna Liburnorum, et fontem ſuperare
Timaui;
Vnde per ora nouem vaſto cum murmure
montis
It mare praeruptum, et pelago premit arua
ſonanti.
Heic tamen ille vrbem Pataui ſedesque lo-
cauit
Teucrorum — — — *. Aen. I. v. 242.

Wäre

* Da ich dieſe Verſe eben vor mir habe, ſo kann ich nicht umhin anzumerken, daß die Worte mare praeruptum mir im buchſtäblichen Verſtande das Meer, und nicht, wie man die Stelle gewöhnlich verſteht, figürlich den Fluß Timavus zu bedeuten ſcheinen, und daß hier nicht der Fluß, wie er ſich mit groſſer Heftigkeit in das Meer ſtürzt, ſondern das Meer geſchildert wird, wie es in das Bett und ſogar bis an die Quellen des Fluſſes hereindringt und das Land überſchwemmt. Es wundert mich, wie dieſe Anmerkung meinem Freunde, dem ſel. Holdſworth, hat entgehen können, der an dem Orte zugegen geweſen iſt, und geſehen haben muß, daß der Timavus durch den

Zu-

Wäre Antenor gerad zugeschifft, so hätte er früher nach Padua, als an den Timavus kommen müssen; dieß würde aber der Beschreibung, die uns Virgil in diesen Versen giebt, widersprechen. Man hat allerhand Versuche gemacht, diese Schwierigkeit zu heben; einige beschuldigen den Dichter eines Fehlers in der Geographie, andere verändern die Lage von Padua lieber, ehe sie ihm einige Schuld beymessen

Zusammenfluß mehrerer Quellen entsteht, die einen Fluß ausmachen, der sich bald ganz ruhig in das Meer ergießt, wenn die Fluth vorbey ist; wenn aber die Fluth kömmt, so treibt sie das süsse Wasser mit vielem Geräusche und grosser Heftigkeit zurück, und überschwemmt das Land.

Diese sonderbare Verbindung, in der das adriatische Meer mit den Quellen des Timavus steht, und seine Lage oben an dem Meerbusen, haben vermuthlich Gelegenheit zu der sehr alten Sage gegeben, die sich bey dem gemeinen Manne bis auf unsere Zeit erhalten hat, daß der Timavus den adriatischen Meerbusen mit Wasser versorge, weswegen sie ihn auch die Mutter dieses Meeres nennen. Polybius schon hatte bemerkt (S. Strabo im 5 Buche) επιχωριος πηγην και μητερα θαλαττης ονομαζειν τον τοπον, und die Bauern nennen ihn noch heutiges Tages: La madre del mare.

wollen, da eine dritte Conjectur, dem allgemeinen Zeugnisse des Alterthums und der genauen Beschreibung Virgils zuwider, den Fluß verändert, und haben will, die Brente sey der Timavus der Alten; alle aber stimmen darin überein, daß die Stelle sehr dunkel sey. Wenn wir aber nun den Antenor, den Grundsätzen der Schifffahrt und der Gewohnheit derer gemäß, die dieß Meer beschiffen, längst der illyrischen Küste herbringen, so muß er erst vor dem Timavus vorbey, ehe er an den Ort, wo er hin will, kommen kann, und sein Weg stimmt dann vollkommen mit der Ordnung überein, wie der Dichter die Oerter nennet; nemlich zuerst Illyrien, Liburnia, Timavus, Padua.

Was aber auch Virgil und die römischen Geschichtschreiber von Antenors oder Diomeds Reise sagen, so ist doch Homer hier gar nicht ihre Quelle; dieser bekümmert sich so wenig um das adriatische Meer, daß er Ithaca vielmehr zur Gränze seiner geographischen Kenntnisse auf dieser Seite zu machen scheint, und von Corcyra redet er, wie mich dünkt, schon so unbestimmt, wie er zu reden sucht, sobald er in seine fabelhafte Welt kömmt; jemehr ich daher die Küsten dieses Meeres, die gefährliche Schifffahrt auf demsel-

ben, und die Wildheit und Rauhigkeit, die von je her die Einwohner der nordöstlichen Küste, vom Sinus Flanaticus an bis zu den acroceraunischen Gebirgen hin, charakterisirte, jemehr ich alle diese Umstände überlege, je geneigter werde ich zu glauben, daß die Griechen noch einige Zeit nach dem trojanischen Kriege dieß Meer nur sehr unvollkommen gekannt haben.

Von den Winden im Homer.

Ich habe zwar schon in dem Abschnitte vom Vaterlande unsers Dichters zum voraus einige Anmerkungen über die Winde jener Gegenden gemacht, indessen bringt uns jetzo seine Schiffahrt ganz natürlich zur noch nähern Untersuchung dieser Materie. Wir finden in der Iliade und Odyssee nur die vier Hauptwinde, die aus den vier verschiedenen Weltgegenden wehen, ausdrücklich genannt. Sie kommen alle in dem Sturme vor, den Neptun gegen den Ulyß, der von der Insel der Calypso wegschiffte, erregt, und zwar in dieser Ordnung: Eurus, Notus, Zephyrus, und Boreas.

Eine so unvollständige Liste der Winde entspricht der damaligen Art zu schiffen, da man immer nur an den Küsten blieb, und läßt uns nur sehr allgemeine Begriffe und Kenntnisse von ihrer Natur und Eigenschaften erwarten. Einige der Alten bildeten sich ein, Homer hätte auch die Unterabtheilungen der Winde durch gewisse Beywörter auszudrücken gesucht; wenn z. E. der Zephyrus, der heftigwehende

genannt

genannt wird, so glaubten sie, dieser sey nicht blos in dem Grade seiner Heftigkeit, sondern auch in der Richtung von dem Zephyrus verschieden, zu dem Homer kein Beywort setzt; mich aber dünkt, daß, wenn der Dichter anders einige Idee von diesen Nebenwinden hat geben wollen, (für die, wie es scheint, die griechische Sprache noch keine Namen hatte) man sie eher da suchen müsse, wo er zween zusammensetzt, wie in der Stelle, die ich schon angeführet habe, wo Boreas und Zephyrus von den thracischen Gebirgen über das ägäische Meer herwehen; denn wenn wir hier die beiden Namen Boreas und Zephyrus ganz buchstäblich durch Nordwestwind übersetzen, so machen wir diese Beschreibung der Natur und Wahrheit noch um etwas gemässer.

Wenn wir diese Winde in der Ordnung, wie der Dichter sie aufeinander folgen läßt, durchgehen, so finden wir das Distinctive ihres Charakters darin, daß Eurus und Notus mehr mild und sanft, Zephyrus und Boreas aber mehr stürmisch und ungestüm sind. Die zween erstern kommen seltener vor, als die beiden letztern, denn da die Erdichtungen von der Art gewöhnlich gebraucht werden, dem Gemälde mehr Leben zu geben, so sind Zephyrus und Boreas,

ihres Charakters wegen, bey solchen Gelegenheiten dem Zwecke des Dichters am gemässesten. Eurus hat nie ein charakteristisches Beywort, und Notus auch kein anders, als daß er der schnelle Wind genannt wird; nie ist einer von beiden personificirt, ein einziges mal ausgenommen; ihre Eigenschaften, die Homer ihnen beylegt, sind just das Gegentheil von dem Charakter der beiden andern ihnen entgegenstehenden Winde; denn Eurus wird gebraucht, den Schnee zu schmelzen, den Zephyrus herbringt, und Notus hüllt die Spitzen der Berge in Wolken, die auseinander zu jagen das Geschäft des Boreas ist.

Zephyrus wird der starkwehende, reissende, und schnelleste unter allen Winden genannt; er ist rauschend, pfeifend oder rasselnd, naß und bringt Regen oder Schnee.

Zwo Stellen aber finde ich doch in der Odyssee, die von diesem Charakter des Zephyrus abzuweichen und ihn dem Zephyr unserer neuern Dichter ähnlicher zu machen scheinen. Die eine ist die Beschreibung der elisäischen Felder, „ wo man nie Win-
„ terschnee oder Regen erblickt, sondern ein erfri-
„ schen-

„ schender Zephyr stets vom Ocean herwehet “; und die andere ist die Beschreibung der Gärten des Alcinous, deren ausserordentliche Fruchtbarkeit dem beständig wehenden Zephyr zugeschrieben wird.

Wenn wir uns daran erinnern, was ich oben zu beweisen gesucht habe, daß der Zephyr in Homers Vaterlande, wornach, wenn nicht eine besondere Ursache ihn davon abhält, er sich seine Begriffe von diesem Winde zu bilden pflegt, von den thracischen Gebirgen herwehet, und daß die zwey Exempel, die ich eben angeführt habe, die einzigen sind, wo er die Eigenschaften dieses Windes in entferntern weit westlichern Gegenden beschreibt, so werden wir hier, anstatt unsystematischen Widerspruchs, eine sehr ausgebreitete Kenntniß der Natur finden. Denn mit eben der Genauigkeit, womit er uns die bekannten Naturbegebenheiten seines Vaterlandes schildert, folgt er, sobald er von fremden Ländern redet, dem, was er entweder als Augenzeuge selbst bemerkt, oder aus anderer Nachrichten gehöret hat; es würde eben so tadelhaft gewesen seyn, in einem Gleichnisse, das an seine Leser in Jonien gerichtet war, den Zephyr sanft vorzustellen, als ihn in westlichern Gegenden als unangenehm und rauh zu schildern.

Beide, Zephyrus und Boreas, erscheinen als Personen, beide sind gleich geschäftig, auf Achills Bitte den Scheiterhaufen des Patroclus in Flammen zu setzen. Xanthus und Balius, die beiden unsterblichen Pferde Achills, sind (um technisch zu reden) von der Palarge und dem Zephyrus gefallen; eine Genealogie, die Homers Imagination würdig ist, die vielleicht aber doch, wie viele andere seiner Erdichtungen, auf eine alte Sage sich gründet, die durch den Aberglauben des Pöbels begünstiget war; denn man hatte die sonderbare Einbildung, daß an den Küsten des atlantischen Meeres der Westwind Stuten trächtig mache; und so lächerlich uns auch diese Idee immer vorkommen mag, so ist sie doch im Ernste von ehrwürdigen und verdienstvollen Schriftstellern in aufgeklärtern Zeiten vertheidigt worden. Was die Liebe Zephyrs und der Flora * betrifft, so ist sie die natür-

* Die laconische Erzählung der Flora von der Zeit, da ihre Liebe mit dem Zephyr anfängt, vom Fortgange und zuletzt vom Ende derselben, gefällt sehr, durch den dem Ovid eigenen artigen und leichten Ausdruck:

Ver erat; errabam, Zephyrus conspexit; abibam.
Insequitur, fugio, fortior ille fuit.

türliche Mythologie späterer Dichter, die in westlichern Gegenden wohneten, und die gewiß jedem Leser in England gefallen wird, von der aber Jonien und Homer gar nichts wußten.

So gewiß ich auch bin, daß meine Leser, wenn sie die am Archipelagus liegende Küste klein Asiens kenneten, von der Richtigkeit der Naturbegebenheit, worauf sich Homers Charakter des Zephyrus gründet, vollkommen würden überzeugt werden, so halte ich es doch für sehr schwer, eine Imagination, die von ganz entgegengesetzten Begriffen voll ist, dahin zu bringen, daß sie sich den Eurus als sanft und den Zephyrus als rauh gedenkt. Vielleicht aber ist es für den Dichter selbst noch schwerer, die ersten Eindrücke, die die Natur auf ihn gemacht hat, in dieser Art von poetischen Schilderungen zu besiegen, worin das Genie seine ersten Versuche zu machen, und seine hernach schwer wieder auszulöschenden Ideen von den Gegenständen der Natur sich zu bilden pflegt. Daher mischt Pope, der sehr früh seine Imagination mit den Originalbildern des englischen Climas bereichert, und schon vorher, ehe er sich noch an den Homer wagte, seine Schäfergedichte verfertiget hatte, beständig seine eigenen Ideen in die Landschafts-

gemälde der Iliade und Odyssee; so setzt er z. E. hier ausdrücklich seinen sanften Zephyr an die Stelle von Homers ΖεΦυρος δυσαης.

Boreas ist reissend und heftig, aber heiter und trocken, verjagt die Wolken, bringt Reif und Schnee, ist klar, rein, gesund, und erfrischend.

Diese Schilderung des Boreas kömmt den Beschreibungen unserer neuern Dichter weit näher, da sie mehr mit der Erfahrung und den Beobachtungen in westlichern Gegenden übereinstimmt, als die des Eurus und Zephyrus.

Vermuthlich war es Nachahmung des Homers, daß hernach Dichter und Künstler, obgleich in ganz anderer Absicht, und ohne sich an seine Beschreibung dieser Winde zu binden, den Boreas und Zephyrus oft als Personen vorgestellt haben. Ihr Ansehen und ihre Gestalt sind uns, sowohl aus der Machinerie unserer neuern Dichter, als aus den Werken der Kunst, der Maler sowohl als Bildhauer, bekannt, die finstern Ernst des Alters zum Charakter des erstern, und jugendliche Schönheit und Reize zum Distinctiven des

andern

andern machen; Eurus und Notus hingegen, vorzüglich aber der letztere von beiden, sind so selten personificirt, daß wir von ihrer Gestalt keine recht bestimmte Idee haben.

Man findet die vier Haupt- und die vier Nebenwinde in alto relievo und übernatürlicher Grösse an dem Achtecke des Andronicus Cyrrhestes zu Athen abgebildet. Da dieß das einzige Stück des Alterthums war, wo ich sie so gut vorgestellt und noch so wohl erhalten sah, so betrachtete ich sie genau, um die Uebereinstimmung des Bildhauers mit dem Dichter zu bemerken, wodurch wir in Stand gesetzt werden, die geborgte Idee bis zu ihrer ersten Quelle zu verfolgen; aber mit schlechtem Nutzen. Ob der Künstler durch die besondere Absicht, die man etwa bey Errichtung dieses Achtecks hatte, das vollkommen nach dem Meridian von Attica eingerichtet ist, in seinen Ideen eingeschränkt wurde, oder ob er in der Invention nicht so glücklich war, als in der Ausführung, das wage ich nicht zu entscheiden; aber diese Winde sind sich in der Stellung, Kleidung und Charakter so sehr gleich, daß es schwer seyn würde, den Namen eines jeden unter ihnen zu bestimmen, wenn sie nicht über jede Figur geschrieben wären.

Ich kann diesen Abschnitt nicht endigen, ohne hier den Homer mit dem Virgil zu vergleichen, um zu zeigen, wie sehr der erste den letztern in seiner Genauigkeit, auch kleine Nebenumstände der Natur und Wahrheit gemäß einzurichten, übertrifft. Die Winde, die Homer bey der Schifffahrt braucht, sind stets den Umständen der Reise, die er beschreibt, und dem Laufe des Schiffes gemäß eingerichtet, worin Virgil oft zu nachlässig ist, wovon ich viele Beyspiele geben könnte. Ich will nur eines anführen, das mir am merkwürdigsten scheint. Die Beschreibung von Aeneas Abreise von Carthago ist nicht nur der Möglichkeit und Wahrheit zuwider, sondern widerspricht sich auch selbst. Er segelt des Morgens mit einem Westwinde * ab, den der Dichter sehr unwahrscheinlich als günstig beschreibt; ehe er aber noch Carthago aus dem Gesichte verliert, finden wir ihn mit einem Nordwinde ** seine Reise fortsetzen, der ihm noch mehr zuwider seyn sollte; da er sich gegen

* Aen. IV. v. 562. „ Nec Zephyros audis spirare secundos? „

** Vom fünften bis zum 28 Verse des 5 Buches der Aeneide, bis an die Worte: „ Flecte viam velis. „

gen Abend ganz vom Lande entfernet hat, dreht sich der Wind, und weht aus Westen, mit allen Vorboten einer dunkeln, stürmischen Nacht. Hier befiehlt Palinurus den Matrosen die Segel einzuziehen, und aus allen Kräften zu rudern: da er aber sieht, daß es vergeblich ist, wider den Westwind, den er vorhin günstig nannte, zu schiffen, so steuert er nach Sicilien zu. Noch ein unglücklicher Umstand in dieser Beschreibung ist der, daß Palinurus zu eben der Zeit, da er von der dicken Dunkelheit der Nacht redet, doch die Sterne beobachtet, um zu wissen, wie weit sie noch von dieser Insel entfernt sind.

Von

Von Homers Geographie.

Wir können keinen bessern Grund anführen, um zu beweisen, daß Homer muß gereist seyn, als seine so sehr ausgebreitete Genauigkeit in der Geographie, deren weitläuftigere und vollkommenere Untersuchung ich für mein grösseres Werk aufbehalte; denn ich würde dieser Materie gar nicht Genüge leisten, und die Aufmerksamkeit, die sie verdient, ihr widmen können, ohne die Grenzen dieses kurzen Versuches zu überschreiten. Homers Carte und Beschreibung von Griechenland würde, wollten wir sie, wie sie es verdient, behandeln, allein einen ganzen Band erfodern, zumal da ich den Homer in diesem Lande, mit dem Strabo in der Hand, untersuchte, dessen vortreffliche Anmerkungen über die Geographie der Iliade und Odyssee uns wegen des Verlustes von zwölf Büchern des Apollodorus von Athen, (der der beste unter allen, die über Homers Erdkunde geschrieben haben, soll gewesen seyn) von 23 Büchern des Menogenes, und der Werke, die verschiedene andere Schriftsteller noch über diese Materie geschrieben haben, ziemlich schadlos halten; unter andern schrieb

Demetrius von Scepsis 60 Bücher über 30 Verse des homerischen Schiffsverzeichnisses. Eine so ausschweifende Weitläuftigkeit giebt mir, ich gestehe es, nicht die günstigste Idee von diesem Werke; indessen muß ich doch auch das zur Entschuldigung des Demetrius sagen, (vielleicht ist seine Entschuldigung zugleich Lob des Homers) daß er im Anblicke von Troja, in einer erhabenen Gegend, wohnte, von da er die Aussicht auf den großen Schauplatz der Iliade hatte, und daher konnte er vielleicht von der Genauigkeit Homers auch in den kleinsten Umständen, da er sie täglich vor Augen hatte, mehr als andere gerührt werden.

Ueber diese weitläuftigen Erklärungen des homerischen Schiffsverzeichnisses werden meine Leser sich weniger wundern, wenn sie das Ansehen bedenken, das diese ehrwürdige Urkunde, sogar auch im Gerichte, zu jenen Zeiten hatte. In manchen Städten war es durch die Gesätze befohlen, daß alle junge Leute dieß Verzeichniß auswendig lernen mußten.

Als die Athenienser so heftig mit den Megarensern über den Besitz der Insel Salamis stritten, berief sich der Gesätzgeber Solon, der von dieser In-

sel gebürtig war, um die Rechte der erstern gegen die Ansprüche der letztern zu vertheidigen, auf diese Auctorität, welcher jene, da die Entscheidung dieser Streitigkeit zuletzt fünf spartanischen Richtern aufgetragen ward, ihre Kraft zu beweisen gar nicht absprachen, da sie eine andere, ihren Ansprüchen günstigere Leseart der Stelle im Homer vertheidigten. Ausserdem finden wir noch drey andere streitige Fälle, die Besitz und Eigenthum ganzer Länder betrafen, und die durch diese Originalcarte Homers sollen entschieden seyn.

Daß Homer so glücklich, und ohne verunstaltet zu werden, den Händen der Rechtsgelehrten und Grammatiker entkommen, das ist ein Glück für die Wissenschaften, worüber seine Freunde sich zu freuen Ursache haben; denn wenn man bedenkt, wie grausam man mit seinem Vaterlande und mit seinen Schriften umgegangen ist, was beide für so mancherley Schicksale haben erleiden müssen, und was für Veränderungen sie so viele Jahrhunderte hindurch unterworfen waren, so finden wir gewiß seine Beschreibungen mit dem gegenwärtigen Zustande harmonischer, als man billig hätte erwarten können.

Nicht nur Dinge, die ihrer Natur nach dauerhaft und ewig sind, Felsen, Hügel, Thäler, Vorgebirge, u. s. w. die uns Homer beschrieben hat, sind noch jetzo häufige und unwidersprechliche Beweise von seiner Genauigkeit, und zeigen uns, da jedes Beywort so angemessen, so passend ist, wie treu er hier die Natur copirt hat, sondern auch sogar, seine der Veränderung mehr unterworfenen Landschaften, schattigen Wälder, grünenden Fluren, blühenden Wiesen, Weiden und Ackerfelder, mit allen seinen Abwechselungen von Korn, Wein und Oelbau, stimmen noch mit dem jetzigen Anblicke jener Länder zum Erstaunen überein.

Eine so große Aehnlichkeit in so verschiedenen Zeiten könnte uns auf den auch aus andern Gründen nicht unwahrscheinlichen Gedanken bringen, der Ackerbau sey jetzo in jenen Gegenden in eben dem schlechten Zustande, und werde eben so sehr vernachläßiget, wie zu des Dichters Zeiten. Ich zweifle sehr, ob seine Beschreibungen von dieser Art unsere Untersuchung vor zwey tausend Jahren eben so gut würden ausgehalten haben, in jener Zeit der Cultur und Verfeinerung, wo die Natur vermuthlich in eine künstliche, gezwungene, der leichten Kleidung sehr

unähnliche Tracht versteckt war, worin Homer und wir sie fanden.

Einen großen Theil des Vergnügens, das wir in Homers und Strabos Gesellschaft in jenen Gegenden genossen, hatten wir, wie ich meinen Lesern gestehen muß, eben sowohl dem aufmerksamen Nachforschen und Suchen, als der Entdeckung dieser Uebereinstimmung und Aehnlichkeit zu verdanken. Daher kann ich meinen Lesern nicht eben dasselbe Vergnügen und gleiche Unterhaltung versprechen, wenn ich lang genug leben sollte, um meine übrigen Beobachtungen über diese Materie ihnen vorzulegen; doch, glaube ich, wird meine Mühe nicht ganz vergebens gewesen seyn, wenn es mir nur gelingt, die Ausleger Homers auf eine neue Materie aufmerksam zu machen, die man, wie mich dünkt, bisher zu sehr vernachlässiget hat. Vielleicht kann ich den Nutzen, den eine genauere und weitere Untersuchung dieser Materie haben würde, nicht besser und wirksamer vorstellen, als wenn ich zeige, wie sehr die Vernachlässigung derselben unserm Dichter nachtheilig gewesen ist; und dieß soll mich jetzo beschäftigen.

Ich habe die Beyspiele, die ich hier anführen werde, lieber aus Popens feiner und schöner Uebersetzung, als aus andern, die weniger Verdienst haben, gewählt, weil ich glaubte, sie würden mehr Eindruck machen, wenn ich sie just aus einer Schrift nähme, der sonst die Iliade und Odyssee so viel zu verdanken hat; und das, glaube ich, wird man mir, wenn man alles prüfet, leicht zugestehn, daß unter allen uns bekannten Sprachen, worin bisher Homer übersetzt ist, er nur in der englischen allein noch Dichter bleibt.

Ich werde hier zwar so frey mit Popen umgehen, als es eine durch nichts eingeschränkte Untersuchung verlangt, indessen werde ich doch dabey nie vergessen, wie viel wir dieser großen Zierde unsers Vaterlandes schuldig sind, und ich bin gewiß deswegen gegen das Verdienst seiner in der That poetischen Uebersetzung nicht unempfindlich. Mit Vergnügen würde ich von einigen Stellen reden, wo er das Original verbessert hat, gehörten die Schönheiten seines Werkes eben so gut zu meinem Sujet, als die unangenehme Beschäftigung, Fehler zu finden, worin ich mich jetzo verwickelt sehe. Da indessen der Zweck dieses Versuches ist, Homers Treue gegen die Wahrheit, und die Uebereinstimmung seiner Beschreibungen mit dem Originale,

zu vertheidigen, so gehört eigentlich diese Uebersetzung nur in so fern zu unserer Materie, als sie hierin dem Charakter unsers Dichters widerspricht.

Hier gestehe ich zwar gern, daß Pope der einzige Uebersetzer ist, der einigermaßen den göttlichen Geist des Dichters erhalten hat, der in anderer Händen ganz verloren gegangen ist, aber ich kann auch nicht umhin zu glauben, daß die Erwartung derer, die vollkommen die Sitten und Charaktere des homerischen Zeitalters, oder die Landschaften und Geographie seines Vaterlandes, kennen zu lernen begierig sind, sehr wird betrogen werden, wenn sie dieß von Popens Uebersetzung erwarten. Hätte Pope die erstern beiden Stücke, nemlich Sitten und Charaktere beybehalten, so würde Homer für seine meisten englischen Leser noch immer griechisch geredet haben; oft mag er wohl einige Stellen deswegen moderniſiret haben, weil er nicht genug mit der Lebensart und den Sitten der Alten bekannt war, oft aber verändert er mit Fleiß seinen Dichter nach den Ideen derer, für die er übersetzt, und setzt eigene Schönheiten (dem Original so ähnliche, als immer möglich ist,) an die Stelle derer, die er deutlich genug machen zu können verzweifelte.

Was aber die Landschaften und Geographie der beiden Gedichte und Homers Genauigkeit in seinen Beschreibungen derselben, die uns hier beschäftiget, anbetrifft, so kann diese nur in einer buchstäblichen Uebersetzung erreicht werden, und es ist unmöglich, sie in eine neuere Sprache, so wie es einem Dichter gemäß wäre, zu übertragen, wenn man auch nur etwas von dem fliessenden schönen Ausdrucke, und der harmonischen Versification, die Popens Schriften charakterisiren, beybehalten will. Er verdient also viel Lob, weil er mehr geleistet hat, als irgend ein anderer Uebersetzer, und deswegen keinen Tadel, weil er das nicht gethan hat, was vollkommen zu leisten unmöglich ist. Um über diese Materie urtheilen zu können, wollen wir jetzo kurz seine Uebersetzung, in so fern sie unsern Zweck betrifft, untersuchen, und den Anfang mit seinem Schiffsverzeichnisse machen.

Hier finden wir den trockensten Gegenstand, nemlich blosse Herrechnung, oder eine Liste von Namen, mit so viel Geist belebt, daß nur ein Mann, wie Pope, der so vollkommen die Versification in seiner Gewalt hatte, seinen englischen Lesern etwas von den Originalschönheiten dieses Stückes zu erhalten im Stande war. Es ist weiter nichts, als Gerechtigkeit, wenn wir

Popen gestehen, „ daß er dadurch, daß er die Versi-
„ fication fliessend und musikalisch und das Ganze
„ einem Landschaftsgemälde so ähnlich wie möglich
„ machte “, mehr zum Vergnügen des Auges und Ohres gethan hat, als man von einem so trockenen Stoffe, in einer Uebersetzung, und in Reimen, billig hätte erwarten können.

Da aber dieß Pope selbst auf keine andre Art bewirken konnte, als „ indem er es wagte, die
„ Aussicht durch einige hinzugesetzte Beywörter
„ oder kurze Beschreibungen zu erweitern, so mußte
„ nothwendig das schätzbarste Ueberbleibsel von
„ Geographie, das sich mit dem Zustande Grie-
„ chenlandes in dieser frühen Periode beschäftiget “, durch solche Freyheiten leiden * ; und wäre auch jedes malende Beywort Homers gewissenhaft beybehalten worden, so hätte doch Pope durch seine eigenen Zusätze eine ganz neue Carte gemacht, und uns der Schönheiten des Originals beraubt, die zu bewundern, er uns aufruft. So wird aus

Graea,

* S. Popens Anmerkungen über das Schiffsverzeichniß.

Graea, und dem weitläuftigen Mycalessus Homers, durch die Uebersetzung *:

„ Das am Meere gelegene Graea,
„ Und Mycaleßiens weite mit Fichten bedeckte Gefilde “.

Wäre es auch schicklich, die schmale Meerenge des Euripus das Meer zu nennen, so würde doch Graea durch dieses Beywort gar nicht von verschiedenen andern Städten, die auch an diesem Ufer liegen, unterschieden seyn; und was die weite mit Fichten bedeckte Ebene anbetrifft, so haben wir darnach vergebens gesucht; es ist also zweifelhaft, ob sie zu Homers Zeiten da war, obgleich Statius ungefehr tausend Jahre nachher ihrer erwähnet. Es würde in der That schwer seyn einigen Grund wegen des Zusatzes in der englischen Uebersetzung anzugeben, als den Reim, der in dem ersten Verse erfodert, daß Graea am Meere liegen muß, (near the main) und Mycaleßia (denn so mußte der Uebersetzer den Ort nennen, um

* „ Graea near the main,
„ And Mycaleffia's ample piny plain “. Il. 2. v. 592.

den Vers voll zu machen,) verdankt seine mit Fichten bedeckte Ebene (piny plain) im zweyten Verse dem Sylbenmasse und dem Reime.

Wenn die Beywörter des Uebersetzers dauerhafte und der Veränderung weniger unterworfene Gegenstände beschreiben, wie in folgenden Versen *:

„ Vom hohen Troezene, und Masetas Ebene,
„ Und dem schönen Aegina, vom Meere umflossen “;

so war diese Beschreibung (ob sie gleich nicht homerisch und blos des Reimes und Sylbenmasses wegen da ist) vermuthlich zu allen Zeiten der Wahrheit gemäß; wenn aber Pope, ohne durch das Original dazu berechtiget zu seyn, das Gemälde mit veränderlichen vom Feldbau hergenommenen Zügen bereichert, so scheint er mir weniger zu entschuldigen.

So

* „ From high Troezene, and Maseta's plain,
„ And fair Aegina, circled by the main “.

So verwechselt er z. E. wenn er uns von folgenden zwey Orten sagt, daß sie *

„ Der Heerden wegen Erythra, des Weines Glissa wegen “

berühmt waren, und wenn es derer erwähnet **,

„ Die das weite orhomenische Gefilde beflügen “;

den Zustand dieser Gegenden zu Plutarchs und Statius Zeiten, (aus denen er dieß genommen hat) mit dem, was sie in Homers Zeitalter waren, der bey Nennung dieser Oerter nichts von Weiden, Wein oder Kornbau sagt.

Mit einem Worte, diese kurzen, aber malenden und deswegen interessanten Risse der Künste, Sitten und Gebräuche des Alterthums, wodurch Homer seine Carte von Griechenland belebt hat, können nicht getreu

* „ For flocks Erythrae, Gliſſa for the vine “.

** „ Who plow the ſpacious Orchomenian plain “.

treu und zugleich dichterisch übersetzt werden. Pope hat alle Erwartung in Absicht des letztern übertroffen, aber seine fliessende, musikalische Versification verleitet ihn zu häufig zu einer Menge von unnöthigen Zierrathen, wodurch sein Gegenstand verstellt und unkenntlich gemacht, oder wohl ganz verdrängt wird, wie z. E. wenn er, statt des grasichten Pteleon Homers, folgende Umschreibung macht *:

„ Und der grasreiche Pteleon, mit reizendem Grüne bedecket,
„ Jene Lauben der Ceres, und jene waldichten Gegenden, " u. s. w.

Eben

* „ And graffy Pteleon, deck'd with chearful greens,
„ The bow'rs of Ceres, and the Sylvan Scenes ".

Eben so macht er es mit dem einzigen Beyworte edel, welches Homer dem Cephyssus beylegt *:

„ Aus jenen reichen Gegenden, wo Cephyssus
„ Seinen Silberstrom durch beblümte Wiesen
leitet “.

Noch verschwenderischer ist er mit Schmuck, wenn er den Peneus und den belaubten Pelion Homers mit so viel neuen, von ihm blos herrührenden Zierrathen ausputzt, als er nur immer in vier Versen hat anhäufen können **:

„ Welche dort wohnen, wo Pelion, mit Fichten-
„ zweigen bekränzet, jeden freyen, baumleeren Ort
„ des Waldes verdunkelt, und seine rauhen Augen-
„ brau-

* „ From those rich regions, where Cephyssus leads,
„ His Silver Current thro'the flow'ry meads “.

** „ Who dwell where Pelion, crown'd with piny boughs,
„ Obscures the glade, and nods his shaggy brows;
„ Or where thro' flow'ry Tempe Peneus stray'd,
„ The region strech'd beneath his mighty shade “.

„ braunen schüttelt; oder dort, wo Peneus sich durch
„ das blühende Tempe ergießt, und die Gegend sich
„ weit unter seinem mächtigen Schatten hin-
„ streckt “.

Hier malt uns der Uebersetzer eine Landschaft, die gewiß nicht ohne Schönheiten ist; aber diese Schönheiten sind so blos seine eigenen, daß sie nur noch sehr wenig homerisches, was Sujet und Manier anbetrifft, übrig haben.

So viel hier vom Schiffsverzeichnisse, wo Rhaetor grün, Lilana schön und Cynos reich genannt wird, ohne daß das Original im geringsten zu diesen Beywörtern berechtigte; eben so hat Anemoria ihre prächtig schimmernden und Corinth seine königlichen Thürme, Parrhasia ihre beschneyten Felsen, Tarphe waldichten Gegenden und Oetylos niedrige Mauren, vom Pope, nicht vom Homer.

Daher kömmt es, daß der alte Dichter durch englische Zweydeutigkeit, ja sogar manchmal durch Widersprüche entstellt ist, die im Griechischen ganz wegfallen; so ist in der Uebersetzung Ithaca manchmal schön, und manchmal unfruchtbar, ungeachtet

die

die Küste von Pylos an einem Orte sandig genannt wird, so heißt es doch an einer andern Stelle *:

„ Alpheus fruchtbarmachender Strom, der
„ glückliche Erndten den Gefilden von Pylus
„ schenket “.

Wären auch alle die unübersteiglichen Schwierigkeiten nicht, die überhaupt eine poetische Uebersetzung Homers so schwer machen, so würde es doch nicht zu verwundern seyn, daß alle Erklärer, sobald sie das Original aus dem Gesichte verlieren, nicht der Wahrheit allein, sondern auch sich selbst widersprechen. Der Dichter copirte immer nach der Natur und nach dem Leben, (und dieß zu zeigen, ist hier unser Hauptzweck,) er suchte immer, so weit es seine Kenntnisse erlaubten, sich von allem, was er schildern wollte, eine deutliche Idee zu machen, und bey solch einer Originalmethode seine Materialien zu sammlen, begreifen wir auch leicht, wie ein so gut zusammenhängendes Ganze einander stets vollkommen

* „ Alpheus plenteous stream, that yields,
„ Increase of harvest, to the Pylian fields “.

kommen entsprechender und mit einander übereinstimmender Theile hat entstehen können, und wie jeder beschriebene Gegenstand, ob er sich gleich hernach wieder in einem ganz andern Lichte zeigt, doch immer mit der ersten von ihm gemachten Idee harmoniret; keiner seiner Erklärer hingegen, seit Strabos Zeit, hat sich die Mühe genommen, von Homers Geographie sich einen deutlichen Begriff zu machen.

Wenn indessen der Uebersetzer einerley Scene an zween verschiedenen Stellen seines Gedichtes einmal anders schildert, als das andere, so fällt doch dieser Fehler noch weniger in die Augen, und ist auch eher zu entschuldigen, als wenn er von einerley Ort, innerhalb weniger Zeilen, eine sich ganz widersprechende Beschreibung giebt; so sehen wir z. E. einmal *

„ Den großen Achill am Ufer hingelehnt,
„ Wo, an den Klippen zerschmettert, die gebrochenen Wogen brausen “;

wenn

* „ The great Achilles strech'd along the Shore,
„ Where, dash'd on rocks, the broken billows roar “.

wenn wir drey Zeilen weiter lesen, so *

„ Fällt er ermattet ins Grüne hin “;

und zuletzt läßt ihn Pope, der ihn vorher zugleich auf einem Felsen und im Grünen einschlafen ließ, erwachen **

„ Und vom Sande aufspringen “.

Ein Maler, der uns diesen schlafenden Achill nach dieser Beschreibung zeichnen sollte, würde bey dem wunderbaren Lager unsers Helden sehr verwirrt seyn, und nicht wissen, was er machen sollte, da Achill zugleich auf einem Felsen, im Grase und auf dem Sande liegt; in der That, diese Art von Untreue (wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf) würde für den Maler unmöglich seyn.

So sucht der Uebersetzer, da der Dichter selbst nur die recht charakteristischen Eigenschaften seines Gegen-

* „ Along the grass his languid membres fall “.

** „ Starting from the Sands “.

Gegenstandes auswählte, und uns ganz mit der richtigen, dem Originale gemässen Idee erfüllte, vielleicht allzumühsam Zierrathen und Blumen zur Verschönerung seines Sujets auf, wird aber dadurch oft nicht recht mit sich selbst übereinstimmend, und verfällt sogar manchmal in ganz klare Widersprüche; so nennt er z. E. in einem und demselben Gemälde das Meer in dem einen Verse *

„ Die schäumende Flut “,

und in der gleich darauf folgende Zeile **,

„ Die ebene Fläche der Tiefe “.

Einen großen Theil der Schuld hat hier der unglückliche Zwang des englischen Reimes; dieser kleine Sylbenschmuck, der Popens nicht würdig war, beschäftigt ihn oft so, und erfodert so viel von seinen Gedanken, daß er nicht nur nicht selten seinen Originaldichter ganz aus dem Gesichte verliert, sondern wohl gar

* „ The foaming Flood “.

** „ The level furface of the Deep “.

gar bisweilen von dem richtigen Gefühle seiner Schönheiten abgeleitet, und zu einer ungetreuen Uebersetzung von Stellen verführt wird, die er vollkommen verstand. Eine lächerliche Folge dieser Zerstreuung aus Sorge um den Reim finden wir bey der Stelle in der Iliade *, wo Hectors Eifer, die Ehre seines Bruders Paris zu retten, geschildert wird, der den Vorschlag gethan hat, durch einen Zweykampf mit dem Menelaus den Krieg zu entscheiden; der Geist des Originals ist hier in Popens Note so vollkommen und glücklich ausgedrückt, als er in seiner Uebersetzung unglücklich verstellt ist; aus beiden zusammen entsteht folgendes sich widersprechende Gemische: „ Hector eilt zu sehr, um seinem „ Bruder zu antworten, sondern läuft den Augen„ blick mit der Herausfoderung weg, mit langsa„ mem majestätischem Schritte. “.

Wenn man diese beiden so widersprechenden Gemälde eines und desselben Gegenstandes, so neben einanderstehend, vergleicht, so sind sie so sehr auffallend, daß man, wenn man billig verfahren will, ver-

* Nach Popens Uebersetz. im 3 B. im 109 V.

muthen muß, das Werk sey nicht von einerley Hand, und die letzte Revision nicht genau gewesen.

Es ist unmöglich, anders die Unrichtigkeiten zu erklären, die wir in der, der englischen Uebersetzung beygefügten Carte antreffen. Ein überzeugender Beweiß, daß man nicht genau genug und nur obenhin bey ihrer Verfertigung verfahren hat, ist der große Fehler, daß der Scamander auf dieser Carte, anstatt in den Hellespont zu laufen, sich in das ägäische Meer ergießt. Indessen scheint doch dieser Fehler, so wesentlich er auch ist, den Uebersetzer sonst nicht zu Irrthümern zu verführen, denn er harmonirt eben so wenig mit seiner fehlerhaften Carte, als er und seine Carte mit der wahren Lage dieser Gegend; er hat gar keine gewisse und bestimmte Idee, weder eine falsche noch eine richtige, von der Scene vestgesetzt, und dadurch bringt er seinen Dichter in ein Labyrinth von Widersprüchen, woraus man ihm nicht helfen kann, man mag die Scene sich denken, wie man will.

So folgte es daraus, wenn Pope annimmt, daß die Griechen vor Anfang des sechsten Buches noch nicht über den Fluß gegangen waren, nothwendig, daß sie bis auf diese Zeit einige Meilen von Troja

ent-

entfernt waren; dieß aber widerspricht gänzlich der vortrefflichen Episode des dritten Buches, wo Priamus und Helena die Anführer der Griechen so vollkommen von den Mauern der Stadt sehen können, daß sie nicht allein die Personen, sondern auch ihre Züge zu beschreiben, im Stande sind.

Mit einem Worte, diese Carte würde gar nicht verdienen, daß ich auch nur so viel von ihr geredet hätte, wäre es nicht um Popens willen, und der Achtung wegen, die er verdienet, geschehen; denn mir scheint es ausgemacht, daß er diese Arbeit, die er für seiner nicht würdig genug hielt, ungeschickten oder nachläßigen Händen anvertrauet hat. Ich wußte sonst mir gar nicht zu erklären, wie so viele gleich in die Augen fallende Fehler in einem so kleinen Raume gehäuft wären, bis ich endlich ausser den Irrthümern des Entwurfes und Risses noch eine gewisse Regelmäßigkeit und Ordnung der Fehler bemerkte, woran allein der Kupferstecher Schuld seyn konnte, der durch eine unverzeihliche und für die Erdkunde und den Homer sehr schädliche Nachläßigkeit, uns eine Carte geliefert hat, die den Riß, wornach sie gestochen, just umgekehrt vorstellet, und folglich die Lage aller Oerter so verändert hat, daß das, was rechts

seyn sollte, nun links, und was links seyn sollte, nun rechts ist; daher finden wir das Vorgebirge Sigäum da, wo Rhöteum liegen sollte, und den Scamander auf der Seite von Troja fliessen, wo der Simois seyn sollte.

Wie ein so großer Fehler bisher hat unbemerkt bleiben, oder wie Pope seine verkehrte Carte irgend hat erklären können, das gehört nicht hieher; es würde unnöthig seyn, mehr von dieser Materie zu reden, aber so viel habe ich nothwendig davon sagen müssen, da dieß bisher die einzige Carte ist, die die Scene der Iliade zu erläutern versucht hat.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der Dichter Oerter, die weit von Jonien entfernt sind, und also mehr die Neubegierde rege machen konnten, genauer beschreibt, hingegen nicht mit eben der Aufmerksamkeit von dem, was in seiner Nachbarschaft war, redet. Er kennt, wie wir sehen, die Gegend von Troja vollkommen, indessen redet er von ihr weniger um ihrer selbst willen, und um sie zu beschreiben, als vielmehr wegen der genauen Verbindung, worin sie mit der Handlung seiner Epopee steht. Hier, glaube ich, liegt hauptsächlich der Grund, warum man bisher Homers Carte der

Ge-

Gegend um Troja, die er uns mit so großer Genauigkeit nach und nach bey Erzählung der Geschichte giebt, so wenig untersucht, und nach geringer Prüfung gleich für richtig angenommen hat. Man konnte es auch kaum von einem Uebersetzer, der so viel Geschmack wie Pope hat, erwarten, daß er, ganz von den dichterischen Schönheiten der Iliade hingerissen, geduldig die mühsame Untersuchung ihrer blos topographischen Schönheiten hätte unternehmen sollen.

Doch ich will, was diese Materie betrifft, nichts weiter mit meinen Lesern reden; meine Absicht war nicht, die Uebersetzung zu tadeln, sondern nur das Original zu rechtfertigen, in dem wir auch bey dem kühnsten Fluge der Phantasie nie solche Nachlässigkeit verrathende Widersprüche antreffen, Widersprüche, die in der Geschichte, Dichtkunst und Romanen gleich fehlerhaft sind. Unser Dichter läßt zwar einen Dreyfuß gehen, und Pferde sprechen, aber nie wird er, wie Dacier, die Griechen zu Verschanzungen bringen, die noch nicht gemacht sind, oder, wie Pope, ein Fahrzeug ins Wasser laufen lassen, das schon flott ist.

Vergebens aber werden wir dem Homer den Ruhm eines guten Geographen zu verschaffen suchen,

wenn wir ihn nicht von einigen bittern Vorwürfen, die ihn einer Ungenauigkeit von der Art beschuldigen, zu retten im Stande sind, die schon nur allzuviel Glauben gefunden haben, weil man sie so lange unbeantwortet gelassen hat. Diejenige Beschuldigung, welche die allergefährlichsten Eindrücke wider ihn gemacht, und ihm am meisten geschadet zu haben scheint, betrifft die Entfernung der Insel Pharos von Egypten, die er, wie man glaubt, zu groß angegeben hat. Ich halte es für Pflicht, die Rettung des Dichters gegen eine Beschuldigung zu versuchen, die seinem Ruhme als Geographen so sehr geschadet hat, daß auch sogar einige seiner besten Freunde ihn verlassen haben.

Die Verse, die zu so vielen Critiken Anlaß gegeben haben, stehen im vierten Buche der Odyssee, wo Menelaus, der dem Telemach seine Schicksale erzählt, Pharos als eine Tagereise zu Schiffe von Egypten entfernt angiebt *. Hieraus nahmen alle die,

* „ Νησος, επειλα τις εστι πολυκλυστῳ ενι ποντῳ
„ Αιγυπτῳ προπαροιθε, Φαρον δε επικλησκουσι,
„ Τοσσον ανευθ', οσσον τε παννημεριη γλαφυρη νηυς
„ Ηυσεν, ἠ λιγυς ηρὸς επιπνειησιν οπιθεν “.

Odyss. IV. v. 354.

Das

die, welche sahen, daß diese Insel nicht einmal eine Meile von Alexandrien lag, einen starken Einwurf wider Homers Genauigkeit her, und auch seine Freunde selbst mußten gestehen, daß die Entfernung dieser Insel von Egypten, wie sie der Dichter angiebt, nicht mit dem Zustande dieser Gegend zu ihrer Zeit übereinstimme; einige unter ihnen aber glaubten in diesem Mangel der Uebereinstimmung eine neue Probe seiner ausgebreiteten Kenntnisse und Genauigkeit zu finden; Homer, sagten sie, wußte, daß sich immer mehr Land durch Hülfe des Nils am Delta ansetzt, wodurch nach und nach die Entfernung zwischen Pharos und Egypten mußte seyn verringert worden, und er rechnet auf die Wirkungen dieser beständigen Vergrösserung des Landes, von Menelaus Zeiten an, um seine Beschreibung der Zeit des trojanischen Krieges desto gemässer zu machen. So stand es um diese Streitigkeit zu den Zeiten der Ptolomäer und Kaiser; wie wenigen Vortheil der Dichter oder seine Leser von der Fortsetzung derselben seit dieser

 Zeit

Das ist:

„ Es ist im wogenreichen Meere eine Insel, Aegypten gegenüber, (Pharos ist ihr Name) so weit
„ davon entfernt, als ein Schiff im ganzen Tage
„ segelt, wenn der pfeifende Wind es verfolgt “.

Zeit gehabt haben, wird man aus untenſtehender Note ſehen *.

Ich

*. Aegyptum plerique volunt Nili fluminis inuectu paul-
„ latim eſſe aggeſtam. Proinde illam Ephorus ap-
„ pellat ποταμιο χωσον; Herodotus επικτητον γην, et
„ δωρον τυ ποταμυ; Philoſophus τυ ποταμυ εργον. at-
„ que ex eo ipſo Aethiopes ſeſe Aegyptiis antiquio-
„ res eſſe probabant, quod cum Aegyptus olim
„ fuiſſet mare, tandem τυ Νειλυ κατα τας
„ αναβασεις την εκ της Αιθιοπιας ιλυν καταφεροντος,
„ Nilo per exceſſus ſuos limum ex Aethio-
„ pia afferente, facta eſſet terra continens. Cui
„ rei probandae multa afferunt. Primo quoties Ni-
„ lus exundat limi alluuionibus cedere pelagus, et
„ remoueri nonnihil. 2. In Aegypti montibus
„ conchylia reperiri. 3. Puteos et fontes, quot-
„ quot ſunt, ſalſam habere et amaram aquam, ac ſi
„ reliquiae maris in iis ſubſederint. 4. Denique ad
„ Pharum inſulam, hodie ſolum ſeptem ſtadiis, aut
„ ad ſummum mille paſſibus, ab Alexandria diſpa-
„ ratam; Homeri aeuo noctis & diei curſu ab Aegy-
„ pto diſtaſſe; vt idem teſtatur, Odyſſ. lib. IV.
„ v. 356.

„ Conſtat tamen Aegyptum ſemper in eodem fuiſſe
„ ſitu. Nam, vt cetera taceam, Tanis Aegypti olim
„ regia, non procul a Tanitico Nili oſtio jam extabat
„ tempore Moſis, qui mirabilia fecit in terra

„ Aegypti

Ich hoffe hier dem Homer Gerechtigkeit verschaffen zu können, nicht aus Büchern, sondern durch den Anblick der Gegenden, die er hier beschreibt. Ich bin

„ Aegypti in campo Taneos, Psal. LXXVIII.
„ v. 12. Quin antiquissima vrbs Hebron, in qua
„ decimus a Diluuio Abraam diu vixit, Gen. XIII.
„ v. 18, & XXIII. v. 2. nonnisi septennio ante
„ Tanim fuit condita, Num. XIII. v. 23. Itaque
„ fabularis historia Isidis, & Ori, & Osiridis, qua
„ nihil antiquius habent Aegyptii, multorum memi-
„ nit locorum in infima Aegypto; vt quae illo aeuo
„ iam extiterint. Sic in Plutarcho de Iside, Osiri-
„ dem legas arca inclusum in mare fuisse deiectum,
„ δια τϛ Τανιτικϛ ϛοματος, per Nili ostium Tanitri-
„ cum, et postmodum Busiride sepultum, aut, vt
„ alii volunt, Taphosiride, et Orum Buti educa-
„ tum: et Pelusium oppidum ab Iside conditum.
„ Sed et Troianis temporibus creditur Menelaus
„ Canobum appulisse; vnde Pharus aberat solum
„ centum et viginti stadiis. Itaque falsissimum est,
„ quod ab Homero traditur, a Pharo in Aegyptum
„ noctis et diei cursum fuisse, adeoque cursum
„ nauis:

„ —— ἡ λιγυς ϰϱος επιπ'ειησιν οπισθεν,
„ —— stridens quam ventus pone sequatur “.

„ Nauis enim integrum diem vento secundo pro-
„ cedens, eoque stridente et acri, iter emetitur de-
„ cuplo

bin in dieſer Abſicht zweymal dieſen Weg des Mene-
laus, mit der Odyſſee in der Hand, gereiſet, und bin
dadurch überzeugt worden, daß des Dichters Beſchrei-
bung

„ cuplo longius, id eſt, pro centum et viginti ſta-
„ diis, ſtadia mille et ducenta. Id lectorem male
„ doceri Ariſtidis verbis in Oratione Aegyptiaca:
„ Καναβος Φαρε σαδιες εικοσι και ἑκαλον απεχει, καιτοι
„ ναυς πανημερια θευσα, ὑπ' ανεμε κατα πρυμναν
„ πνεοντος, προσθησω δε και λιγεως, ϗ εικοσι και ἑκατον
„ σαδιες ανυσει, μαλιστα αλλ' ισως μαλλον διακοσιες και
„ χιλιες. Sed nec Aegypto quidquam ex Nili allu-
„ uionibus accedere conceſſerim. Id enim quidquid
„ eſt facile diſſipat continua maris agitatio.

„ Proinde cum Alexandria ſtet ab annis fere bis
„ mille, tamen ſemper eſt littorea, et quantum a
„ Pharo diſtabat olim, tantum hodieque diſtat,
„ nempe ſtadia ſeptem, aut vt alii, mille paſſus.
„ Ariſtides vbi ſupra; Καιτοι της μεν επειρε απεχει
„ Φαρος επτα μαλιστα σαδιες. Ammianus lib. XXII.
„ Inſula Pharos, vbi Protea cum Phoca-
„ rum gregibus diuerſarum Homerus fabu-
„ latur inflatius, a ciuitatis littore mille paſ-
„ ſibus diſparata ". BOCHART.

„ Homere étoit trop ſavant en Géographie pour
„ ne pas ſavoir que de ſon tems l'Isle de Phare
„ n'étoit éloignée de l'embouchure de Conope que
„ de ſix vingts ſtades, mais comme il avoit ouï dire

„ que

bung von ſeiner Länge und Gefährlichkeit, zu der Zeit, da er ſchrieb, der Natur entſprach, und daß man dieſe Stelle deswegen nicht recht verſtanden hat, weil man nicht

„ que le Nil, à force de trainer du ſable & du li-
„ mon, avoit par ſucceſſion de tems beaucoup aug-
„ menté le Continent par ſes alluvions, il a voulu
„ faire croire qu' anciennement & du tems de Me-
„ nelas cette Isle étoit plus éloignée de la terre &
„ plus avant dans la mer; il a même tellement exa-
„ geré cette diſtance qu'il a dit, qu'elle étoit tout
„ ce que pouvoit faire de chemin en un jour un vaiſ-
„ ſeau, & par un bon vent, c'eſt à dire, qu'il la fait
„ dix ou douze fois plus grande qu'elle n'eſt; car
„ un vaiſſeau peut faire en un jour & une nuit qua-
„ torze ou quinze cens ſtades quand il a le vent
„ bon. Homere pour rendre ſa narration plus mer-
„ veilleuſe, a donc déguiſé la vérité, en s'accomo-
„ dant à ce qu'il avoit ouï dire des embouchures du
„ Nil, & de ſes alluvions. Jamais cette Isle n'a
„ été plus éloignée du Continent qu'elle l'eſt aujour-
„ d'hui, & en voici une preuve bien certaine, c'eſt
„ que ſi elle eut été éloignée du Continent de qua-
„ torze cens ſtades du tems de Menelas, & qu'en
„ deux cens cinquante ou ſoixante ans, qu'il y a
„ du tems de Menelas au tems d'Homere, elle s'en
„ fut rapprochée juſqu'à ſix-vingts, les alluvions
„ auroient augmenté le Continent de douze cens
„ quatre vingt ſtades dans cet eſpace de tems; &
„ par cette raiſon, depuis Homere juſqu'à nous, le

„ Con-

nicht genug auf die Veränderungen achtete, die in diesem Theile der Welt die Natur und die Namen der Dinge, seit der Erbauung von Alexandrien, erlitten

„ Continent auroit été si fort pouſſé, que cette Isle
„ du Phare se trouveroit aujourd'hui bien éloignée
„ de la mer. Il n'est pas même possible, comme l'a
„ fort bien remarqué Bochart, que le Nil ait jamais
„ augmenté le Continent par ses alluvions, car l'a-
„ gitation de la mer auroit toûjours dissipé plus
„ de sable & plus de limon, que le fleuve n'auroit
„ pû en apporter. Et le même Bochart le prouve
„ par un fait, qui est sans replique. C'est que cette
„ Isle de Pharos n'est éloignée que de sept stades,
„ ou huit cens soixante & quinze pas d'Alexandrie,
„ qui est vis-à-vis sur le rivage de la mer à une
„ embouchure du Nil, & cette distance est aujour-
„ d'hui la même qu'elle étoit il y a deux mille ans;
„ le Nil n'a pas augmenté le Continent d'un pouce.
„ Ce n'est donc point par ignorance qu'Homere a
„ péché, mais il s'est accomodé à un bruit commun,
„ & il a beaucoup augmenté cette distance, τῦ
„ μυθωδες χαριν, pour la fable, comme dit Strabon
„ dans son 1 Liv. " DACIER.

„ Diese Beschreibung von Pharos hat den Erklä-
„ rern Homers und den Geographen viele Mühe
„ gemacht; alle stimmen sie darin überein, daß Pha-
„ ros ungefehr sieben Stadien von Alexandrien liegt.
„ Ammianus Marcellinus erwähnt eben dieser Stelle

„ fol-

ten haben. Wir werden vielleicht bey genauerer Untersuchung dieser Materie finden, daß man sich bey der Reise von Pharos nach Egypten, vor und nach dieser

„ folgendermassen: l. 22. „ Insula Pharos, vbi Protea
„ cum Phocarum gregibus diuersatum Homerus fa-
„ bulatur inflatius, a ciuitatis littore mille passibus
„ disparata, oder, ist etwa eine Meile vom Ufer.
„ Wie kömmt also Homer dazu, zu behaupten, sie
„ sey eine ganze Tagereise zu Schiffe davon ent-
„ fernt? Dacier antwortet, Homer möchte gehört
„ haben, daß der Nil beständig viel erdigte Theile
„ herabführe, und dadurch das veste Land vergrössere;
„ und weil er nun wußte, daß es zu seiner Zeit nicht
„ so weit von der Insel entfernt war, so nahm er
„ sich als Dichter die Freyheit, es, in Menelaus
„ Zeiten, als noch weiter davon entfernt, zu be-
„ schreiben. Aber Dacier sieht nie einen Fehler im
„ Homer. Würde sein Gedicht weniger schön gewe-
„ sen seyn, wenn er die Entfernung von Pharos, so
„ wie sie ist, angegeben hätte? Es ist dem Dichter
„ erlaubt, die Warheit zu verhehlen, um sein Sujet
„ zu verschönern; aber wie verschönert diese Vergrös-
„ serung das Gedicht? Bochard hat klar bewiesen,
„ daß das veste Land keinen Zuwachs durch irgend
„ eine vom Nil herabgeführte Materie erhält; die
„ heftige Bewegung des Meeres verhindert, daß sie
„ sich ansetzen und Vestigkeit erlangen kann. Era-
„ tosthenes meint, Homer habe die Mündungen des
„ Nils nicht gekannt; Strabo aber antwortet ihm,

„ das

dieser Periode, oder zu den Zeiten des Menelaus und zu den Zeiten der Ptolomäer einen ganz verschiedenen Weg und ganz verschiedene Entfernungen dachte.

Es giebt uns eben keine sehr vortheilhafte Idee von dem Geschmacke und der Klugheit der alten egyptischen Könige, daß sie jene erstaunenswürdige und (wenn ich es ohne andere Reisenden zu beleidigen sagen kann) Barbarey verrathende Monumente ihres Stolzes, die Pyramiden, erbauten, und es den Griechen überliessen, den Nil nach Alexandrien zu leiten,

„ das Stillschweigen des Dichters könne hier kein
„ Beweis seiner Unwissenheit in diesem Stücke seyn,
„ denn er erwähne ja auch selbst seines Geburtsorts
„ nie.

„ Aber Strabo versteht die Meynung des Era-
„ tosthenes nicht völlig. Eratosthenes Grund, war-
„ um er glaubt, Homer habe die Ausflüsse des Nils
„ nicht gekannt, ist nicht das Stillschweigen des
„ Dichters, sondern die falsche Entfernung, die er
„ zwischen der Insel Pharos und Egypten angiebt.
„ Das einzige Mittel, diese Schwierigkeiten zu heben,
„ ist dieses, daß wir annehmen, der Dichter rede
„ hier von der pelusischen Mündung des Nils, von
„ der Pharos ungefehr eine Tagereise zu Schiffe

„ ent-

leiten, und Egypten einen bequemen Haven zu geben. Die Vortheile, die man zu gewarten hatte, wenn man diesen Ort mit Wasser versah, und ihn dadurch bewohnbar machte, konnten nicht ausbleiben; hier war der Mittelpunct, wo sich die Reichthümer und der Handel der Welt vereinigten, und Alexandrien nun der große, natürliche Canal und Markt, wodurch man alle indische Waaren erhielt, wurde bald die bevölkertste und prächtigste Stadt ihres Zeitalters. Die griechischen und römischen Schriftsteller, die die Pracht dieser neuen Hauptstadt so sehr loben, scheinen nicht gewußt zu haben, daß

„ entfernt ist; doch darüber mögen die Critici ur-
„ theilen “. Pope.

„ Bochard, ein Mann von großer Gelehrsamkeit,
„ tadelt alle griechische Geschichtschreiber, weil sie
„ sagen, Unteregypten sey eine durch den Schlamm
„ entstandene Ebene, den der merkwürdige Fluß
„ dieses Landes, der Nil, in seinem Laufe durch
„ Aethiopien und durch die höher liegenden Gegenden
„ beständig herabschwemmet. Eben so wenig ist er
„ mit dem Homer zufrieden, der, da er von der
„ Entfernung der Insel Pharos vom vesten Lande
„ redet, diese Meynung zu begünstigen scheint “.
Untersuchung über Homers Leben und Schriften.

daß der Platz, worauf sie gebaut ist, noch kurz vorher zu unbedeutend war, als daß man hier die Grenze hätte bestimmen, und eines der benachbarten Länder sich ihn hätte anmassen sollen. So sah, wie man es klar beweisen kann, diese Küste in Homers Zeiten aus; sie gehörte damals noch nicht zu Egypten, als die Ueberschwemmungen des Nils die natürlichen Grenzen dieses Reichs bestimmten, und man das nicht mehr Egypten nannte, was dieser Strom nicht fruchtbar machte. Jeder Reisende sieht noch heutiges Tages deutlich, daß die Verbindung dieses Flusses mit der Gegend von Alexandrien ein Werk der Kunst, einer Periode war, worin die Handlung blühte; denn die heutigen Einwohner dieser Stadt erhalten sich allein von dem Vorrathe von Wasser, den der alte Canal noch alle Jahre vom Nile dahin führet, und eine dürre Wüste trennet sie gänzlich von dem fruchtbaren Boden Egyptens, durch welche die Landstrasse nach Rosette eine Reihe von Pfählen, die im Sande zum Besten der Reisenden errichtet ist, bezeichnet.

Zwar sind einige alte Schriftsteller durch ihre allzugeringe Genauigkeit, da sie nicht genug den ganz verschiedenen Zustand dieser Künste vor und nach der

Er-

Erbauung von Alexandrien unterschieden, zum Misverstande dieser Stelle verleitet worden; indessen wundert es mich doch, daß die Worte des Dichters selbst nicht seine Meynung ganz ausser Zweifel gesetzt haben, da sie ausdrücklich von der Reise des Menelaus, nicht von Pharos nach Egypten, (welches, nachdem Alexandria die Hauptstadt dieses Landes geworden war, hätte zweydeutig seyn können,) sondern von Pharos nach dem Nile reden, oder, wie er ihn nennet, nach dem Flusse Aegyptus.

Nun haben wir doch schon die Reise des Menelaus um ein gutes blos dadurch kürzer gemacht, daß wir die Küste, wo Alexandrien hernach gebauet wurde, aus dem Gesichtspuncte ansahen, wie sie sich, ohne Zweifel, ihm muß dargestellt haben; nun wollen wir auch versuchen, um wie viel wir sie noch der Beschreibung des Dichters dadurch näher bringen können, daß wir den Zustand des Delta, worin es sich zu der Zeit, als er schrieb, vermuthlich befand, untersuchen.

Die Vergrößerung des Delta, durch den vom Nile daselbst niedergelegten Schlamm, ist eine so klare, ausgemachte Wahrheit, daß sie keines Beob-

achtung hat entgehen können, der nur mit einiger Aufmerksamkeit diese Gegend angesehen und betrachtet hat; ich würde daher meinen Lesern keinen Augenblick ihrer Zeit rauben, um ihnen eine Sache zu beweisen, die durch das übereinstimmende Zeugniß der Reisenden so vieler Jahrhunderte bestätiget wird, hätte nicht der gelehrte Bochart sich einfallen lassen, alles Wachsthum dieser Küste zu läugnen, und hätte er nicht an Popen, Mad. Dacier und andern blinde Anhänger gefunden, die seine Meynung, ohne sie geprüft zu haben, für ausgemacht annahmen.

Wir werden finden, daß dieser Irrthum (wie andere, wozu hier die Ausleger dieser Stelle sind verleitet worden,) daher entstanden ist, daß man einige Beobachtungen ohne Unterschied auf die ganze Küste von Egypten angewandt hat, die nur von einem Theile derselben wahr sind, und die Beschaffenheit der Küste am Delta mit der bey Alexandrien verwechselt hat, da doch zwischen beiden ein so wesentlicher Unterschied ist.

Die Küste von Alexandrien wird so wenig durch den Nil vergrößert, daß sogar das Meer, ungeachtet aller Sorgfalt, welche man stets angewandt

hat,

hat, um es zurückzuhalten, eindringt, und Erobe-rungen gegen das Land macht. Ich habe gesehen, daß die Einwohner dieser Stadt sehr in Schrecken waren, weil das Meer in die Behältnisse ihres frischen Wassers einzubrechen drohte; denn sollten einmal die alten Cisternen dieses Ortes, die noch im Stande sind, oder der Canal, der noch beständig so regelmäßig als der Nil übertritt, ihnen jedes Jahr ihren einzigen Vorrath von frischem Wasser zuführt, durch irgend einen Zufall ihre Hoffnung täuschen und ausbleiben, so würden sie nothwendig diese Gegend verlassen müssen, die dann wiederum eben so wenig ein Theil Egyptens seyn würde, als zu Homers oder Menelaus Zeit.

Just das Gegentheil von dieser ist die Seeküste des Delta; und dieß ist so augenscheinlich, daß ich es zu behaupten wage, es müsse bey dem ersten nicht ganz flüchtigen Blicke, den man auf diese Gegend wirft, gleich in die Augen fallen, auch hat dieß, so viel ich weiß, nie ein Reisender, von Herodots bis auf unsere Zeiten, geläugnet. Es ist unmöglich, auf dieß in seiner Art einzige Land, auf diesen schmalen so ausserordentlich fruchtbaren Strich, vom Gipfel der größten Pyramide herabzusehen, ohne der alten

Meynung günstig zu werden, daß Egypten ein Geschenk des Nils sey. Ihn schliessen auf beiden Seiten die großen dürren Sandwüsten Lybiens und Arabiens ein, von denen er aber durch eine ganz sichtbare dem Laufe des Flusses parallele Linie, ohne in einander laufende Grenzen, ohne Mischung von mittelmässig fruchtbaren Oertern, getrennt wird, auf deren einen Seite das angenehmste Grün, und auf der andern die unfruchtbarste Dürre ist.

Doch die Idee von der Entstehung Egyptens, die dieser so sehr in die Augen fallende Contrast erwecket, wird, sobald wir die Sache genauer untersucht, ungezweifelte Gewißheit; der Boden ist mit dem Schlamme, den der Nil herabschwemmt, ganz klar einerley, und ganz von dem einheimischen Sande dieses Landes verschieden; diese Erde erstreckt sich auf beiden Seiten des Stroms, so weit seine Ueberschwemmungen gehen, und nicht weiter; sie hat immer weniger senkrechte Tiefe, von der Oberfläche an gerechnet, je weiter sie vom Nile entfernt ist, und so deutlich man sieht, wie sie seitwärts den arabischen und lybischen Wüsten Land abgewinnt, eben so augenscheinlich sieht man auch, wie sie sich gegen das Meer ausbreitet, und es immer weiter verjagt, wie

fol-

folgende Gründe beweisen. Wenn man nach der Küste des Delta zusegelt, so kömmt man erst in das durch seine Farbe unterschiedene Wasser des Nils, noch ehe man Land erblickt, und wenn man das Senkbley in die Höhe zieht, so findet man den Boden mit dem Schlamme, den dieser Fluß bey sich führt, bedeckt, wovon sich ein Theil, ungeachtet der Bewegung des Meeres, ansetzt und vest wird. Damiate, welches zur Zeit des Königs Ludwig des Heiligen von Frankreich, vor etwas mehr als 500 Jahren, ein Seehaven war, liegt jetzo über 5 Meilen von der Mündung des Flusses; dasselbe Wachsthum des Landes bemerkt man auch auf der westlichen Seite; Fova, das schon zu der Zeit, als die Venetianer allein diese Handlung mit Ausschliessung anderer Nationen trieben, der Haven der andern westlichen Seite war, liegt jetzo einige französische Meilen (leagues) vom Meere. Alle alten Leute zu Damiate und Rosette stimmen in der Bemerkung eines Zuwachses von ungefehr einer Meile * in 50 Jahren überein, und

* Es versteht sich, daß der Verfasser, wenn er nicht ausdrücklich leagues setzt, englische Meilen versteht. A. d. U.

ich selbst glaubte eine merkliche, obgleich geringe, Veränderung zwischen den Jahren 1743, da ich zuerst nach Egypten reisete, und 1751, da ich diese Reise zum zweytenmale machte, bemerken zu können.

Wenn wir annehmen, daß die Seeküste des Delta stets in eben dem Verhältnisse, wie in den letzten — — — — * Jahren, zugenommen habe, wo sie, wie wir wissen, ungefehr — — — — Meilen angesetzt hat, so würde die Reise des Menelaus dadurch etwa um — — — Meilen verlängert werden; wenn wir aber einige Umstände mit zu Rathe ziehen, ohne die man sich keine richtige Vorstellung von der Sache machen kann, so sehen wir, daß dieses Wachsthum des vesten Landes noch weit stärker muß gewesen seyn.

Der erste Grund ist der: Als Unteregypten noch ein tief in das Land hineingehender Meerbusen war, den

* Hier hat Wood einige Zahlen ausgelassen, die er vermuthlich noch erst genauer berechnen, und dann erst dazu setzen wollte; und dieß war um desto leichter, da er nur wenige Exemplarien seines Buches, und diese nur für seine Freunde, abdrucken ließ. A. d. U.

den zwey davor liegende Vorgebirge vor Wind und Sturm beschützten, so mußte nothwendig der vom Nile herabgeführte Schlamm weniger durch die Bewegung des Meeres zerstreuet werden, und also ein geschwinders Wachsthum des Landes verursachen, als hernach, da er mehr den Wellen des Meeres ausgesetzt, und weniger gegen die Winde gesichert war. Hieraus können wir also sicher den Schluß machen, daß künftig diese durch den Nil bewirkte Vergrößerung des Landes immer langsamer werden, und endlich, wenn das Delta einmal sich erst auf eine gewisse Entfernung über die Vorgebirge hinaus erstrecket, ganz aufhören müsse.

Ein zweyter Grund sind einige kleine Sandhügel, die man, wenn man an der Küste des Delta segelt, endeckt, und die ehemals Inseln waren, jetzo aber einen Theil des vesten Landes ausmachen; ein Widerstand und Damm von der Art mußte nothwendig sehr viel zur Anhäufung des Schlammes beytragen, woraus das Delta entstanden ist.

Wenn wir aber auch, drittens, alles andere bey Seite setzen, und blos auf die dreyeckige Gestalt des Delta, und auf die Art seines Wachsthumes, denken,

so fällt es gleich in die Augen, daß dieses Ansetzen des Landes in dem Verhältnisse abnehmen müsse, als die Grundlinie des Dreyecks (das ist, seine Nordseite) breiter wird, und daß eben die Menge von Schlamm oder Leim, die in den letzten 500 Jahren das veste Land um ungefehr 12 Meilen vergrößert hat, eine weit merklichere und stärkere Wirkung, in einer gleichen Zeit von Jahren, muß gehabt haben, so wie die Grundlinie des Dreyecks noch kleiner war.

Wenn man alle diese Gründe zusammen nimmt, so kann man wohl anfangen zu zweifeln, ob irgend ein Theil Unteregyptens schon zu des Dichters Zeit vorhanden war; doch wir wollen annehmen, daß der südliche Winkel des Delta schon da war, und dann würde die Entfernung desselben von Pharos ungefehr 50 französische Meilen ausmachen; dieß würde man, nach dem gewöhnlichen Verhältnisse, das Homer zwischen der Dauer der Schifffahrt, und der Länge des Weges, anzunehmen pflegt, eine Tagereise zur See nennen können.

Ich habe bisher versucht, den Dichter, was die Länge dieser Reise betrift, zu rechtfertigen, und nun will ich, weil ich eben bey dieser Materie bin, auch etwas

was von ihren Schwierigkeiten und ihrer Gefahr sagen, von der Menelaus mit so vieler Furcht und Angst redet. Ich glaube, einige Nachrichten von der Schiffahrt an dieser Küste werden hier am besten die Beschreibung des Dichters erläutern, und deswegen will ich jetzo meinen Lesern die Beobachtungen mittheilen, die ich selbst über diese Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Ich segelte den 5ten Februar 1743 von Ladikia in Syrien, in einem französischen Schiffe, das für Damiate in Egypten mit Toback geladen war, nach diesem Haven ab: noch den Abend verloren wir den Berg Libanon, den höchsten Gipfel der syrischen Küste, aus dem Gesichte, und den Morgen darauf vergnügte uns der Anblick der Insel Cypern; nach einer glücklichen Reise, bey der wir günstigen Wind hatten, kamen wir den dritten Tag gegen Abend in die Untiefen der egyptischen Küste, und fanden einen leimichten Boden, in einer Tiefe von — — — Faden, und in einer Entfernung von — — —, von den Bogas: so nennen die Araber die Mündung des Flusses, oder vielmehr die Sand- und Schlammbänke, die queer über die Mündung des östlichen sowohl als westlichen Arms des Flusses gehen, und die durch den

Wider-

Widerstand des Meeres gegen den Lauf des Stromes entstanden sind, das auch, je nachdem der Wind wehet, ihre Richtung, Gestalt und Größe verändert.

Hier fieng das Meer an, durch das Nilwasser gefärbt zu werden, und eine französische Meile weiter sah das süße Wasser, als ich es oben vom großen Maste herab betrachtete, wie ein ungeheuergroßer schlammichter Teich aus; es war an Farbe so sehr von der See verschieden, als die Saone von der Rhone, bey der Vereinigung beider Flüsse unter Lyon, und es verbreitete sich auf beynahe drey französische Meilen in der Runde vor der Mündung des Nils. Dieser Strom war damals in seinem Bette; man sagte mir aber, daß sich dieser halbe Zirkel von süßem Wasser, wenn er das Land überschwemme, noch viel weiter hinaus in das Meer erstrecke, und daß man dann seine Vermischung mit dem Seewasser auf 15, ja wohl gar 20 französische Meilen vom Ufer bemerke. Ich sollte aber fast glauben, hier hätten die Schiffer die Sache übertrieben.

Nun sahen wir einige Fahrzeuge auf der Rheede von Damiate vor Anker liegen; bald darauf erblickten wir die Spitzen einiger Palmenbäume und Gebäude,

LB Coburg

bäude, und ganz zuletzt erst sahen wir das niedrige flache Land von Egypten, da wir nicht einmal eine französische Meile mehr davon waren; ein Anblick, der dem Ansehen der holländischen Küste, wo sie am niedrigsten ist, vollkommen gleich war. So sieht diese Gegend heutiges Tages aus, und so muß sie auch in den Hauptsachen zu Herodots Zeiten ausgesehen haben, so viel wir aus seinen Nachrichten von dem Anblicke dieses Landes schliessen können, die, so oft er aus eigener Erfahrung und als Augenzeuge redet, mir mehr Glauben zu verdienen scheinen, als sie gemeiniglich finden.

An der ganzen Küste des Delta ist kein Haven; deswegen müssen die Schiffe auf offener Rheede ankern, bis sie ihre Geschäffte verrichtet haben, nicht ohne große Gefahr, wenn der Wind auf diese havenlose Küste stürmt; sie sind deswegen stets in Bereitschaft, die Anker zu lichten, und bey dem ersten Anscheine von übler Witterung in die See zu gehen, dort ihre Sicherheit zu suchen.

Wir hatten uns kaum in Gesellschaft eines ragusanischen Schiffes, das nach eben dem Haven bestimmt war, vor Anker gelegt, als es zu donnern und zu blitzen an-

anfieng, und der Wind, der sich plötzlich nach Nordwest gedreht hatte, stürmte wie bey einem völligen Orcan. Die Nacht brach ein, und deswegen war unsere erste Sorge, so geschwind wir konnten vom Lande wegzueilen, an dessen ganzer Küste, von Alexandrien bis an den Berg Carmel, kein einziger Haven ist. Nach einem heftigen dreytägigen Sturme kamen wir nach der Insel Cypern, und giengen nach Limisso, wo uns die sehr stürmische Witterung drey Wochen zu bleiben nöthigte. Den 30sten segelten wir wieder nach Egypten, und langten in zween Tagen an der Küste an.

Wir hatten nun wieder denselben schon vorhin beschriebenen Anblick, in eben der Ordnung, wie das erstemal, und kamen, bey ziemlich critischem Wetter, zu unserm Ankergrunde vor den Bogas; dem ungeachtet wagte es ein Germe, (eine Art sehr dauerhaft gebauter Boote, die ganz darnach eingerichtet sind, die Bogas auszuhalten,) und kam, durch die Belohnung gereizt, welche gewöhnlich dasjenige Boot erhält, das bey solchen Umständen zuerst herüber kömmt, an unser Schiff heran; doch nun bekam das Wetter schon ein so fürchterliches Ansehen, daß unser Schiffscapitain in der größten Eile alles fertig machen ließ,

um

um in die See zu gehen. Ich mußte auf der Stelle wählen, ob ich sein Schicksal theilen, oder mich in die Bogas wagen wollte, denn weder das Germe, noch unser Schiff, konnte einen Augenblick warten; ich wählte das letztere.

Man kann sich keinen fürchterlichern Anblick denken, als diese Bogas, wenn man sich ihnen bey stürmischem Wetter nähert; die Schlamm- und Sandbänke, woran sich die Wellen brechen, und die man schon in einiger Entfernung sehen und hören kann, sahen nun wie eine Reihe von Wasserfällen aus, durch die wir ungefehr eine halbe Meile schiffen mußten. Wenn die allerrührendste und expreßiveste Aehnlichkeit eines Gemäldes mit dem Gegenstande in der Natur, den es uns schildert, Beweis genug ist, daß der Maler das Original gesehen hat, so dürfen wir aus drey Versen * der Iliade sicher schliessen, daß Homer in Egypten gewesen, und durch diese Bogas gekommen

* Ὡς δ' ὅτ' ἐπὶ προχοῇσι δίιπετέος ποταμοῖο,
Βεβρυχεν μεγα κυμα ποτι ροον, αμφι δε τ' ακραι
Ἠιονες βοοωσιν, ἐρευγομενης ἁλος ἐξω.
Τοσση αρα Τρωων ἰαχη γενετ. Il. 17. v. 263.

Um

men ist. Einer unserer Bootsknechte stieg oben auf den Mastbaum, und mußte, weil man unten seine Stimme nicht hören konnte, uns den Weg, den wir nehmen sollten, dadurch andeuten, daß er Signale wiederholte, die er von einem Boote in den Bogas erhielt, das deswegen dort war, um bey stürmischem Wetter denen Germes den Weg durch die Sand- und Schlammbänke zu zeigen. Wir stiessen dreymal an, ehe wir in tieferes Wasser kamen, und hatten den traurigen Anblick, unsern unglücklichen ragusarischen Reisegefährten, der sich nicht von der Küste hatte entfernen können, mit der ganzen Equipage an diesen Sandbänken gescheitert zu sehen.

Die arabischen Schiffer haben ein Sprüchwort, das von ihnen auch die in jenen Meeren Handlung treibenden Franken angenommen haben, daß, wer

Um dieser Verse willen sollen Solon und Plato der Dichtkunst entsagt haben, weil sie daran verzweifelten, daß die ihrigen je einen ähnlichen Grad der Vollkommenheit erreichen würden. Für die Bewunderer der Kunst, die Worte zum Echo ihres Sinnes zu machen, haben sie in der That Schönheiten, die nie eine Uebersetzung wird erreichen können.

wer sich vor dem Bogas nicht fürchtet, der scheut auch den Teufel nicht. In der That rechtfertiget noch der jetzige Zustand dieser Küste die Furcht und den großen Widerwillen des Menelaus, diese Reise zum zweytenmale zu unternehmen, zumal wenn wir bedenken, daß er viel weiter, und in seinen eigenen Schiffen, ohne Boote, die für die Bogas eingerichtet, und ohne dieser Schifffahrt kundige Seeleute, reisen mußte. Hierzu kömmt noch, daß die Küste von Egypten, die jetzo eine ziemlich gerade Linie ist, damals einen tief in das Land hinein gehenden Meerbusen bildete, wodurch die Gefahr größer werden mußte, weil es den Schiffen schwerer war, geschwind vom Lande wegzukommen.

Ich hoffe, diese Nachricht von der Beschaffenheit der egyptischen Küste, in den alten sowohl, als unsern Zeiten, wird Homers Erzählung von der langen und gefährlichen Reise des Menelaus rechtfertigen, und von der Beschuldigung eines hier begangenen Fehlers in der Geographie retten, den man ihm so lange vorgeworfen hat.

Homers Religion und Mythologie.

Es ist nicht wohl möglich, Homers Religion und Mythologie richtig zu beurtheilen, ohne von seiner Allegorie einigen Begriff zu haben, die zu so vielen Speculationen Gelegenheit gegeben hat. Es würde unnütz seyn, wenn ich mich in die Widerlegung der sonderbaren Einfälle und gesuchten Conjecturen einlassen wollte, wodurch man den Sinn der deutlichsten Stellen in der Iliade und Odyssee dieser Begierde, allenthalben Allegorien zu finden, aufgeopfert hat. Nichts kann unsern Begriffen von dem Charakter seiner Schriften, nichts der durch kein Vorurtheil geblendeten Aufmerksamkeit, womit er die Natur beobachtete, und die wir als seinen größten und unparallelisirten Vorzug bewundern, mehr zuwider seyn. Zwar glaube ich, wer ihn mit Geschmack und ohne Vorurtheil liest, wird nicht leicht Gefahr laufen, in diese zu gesuchten gekünstelten Erklärungen zu verfallen; da man sich indessen so viele Mühe gegeben hat, die mystische Gelehrsamkeit, die der Dichter, wie man glaubt, unter diesem dichten Schleyer von Allegorie versteckt haben soll, aus seinem in Egypten empfan-

pfangenen Unterrichte herzuleiten, und da noch neulich ein Mann von Genie * versucht hat, die großen ausgebreiteten Folgen zu zeigen, welche die Reise des Dichters aus einem blos von der Natur beherrschten Lande in ein anders hatte, das durch bestimmte Gesätze und eine ordentliche Politik regieret wurde, so scheint es mir der Mühe werth zu seyn, uns, so gut es immer möglich ist, mit dem Zustande der Wissenschaften in Griechenland und Egypten zu Homers Zeiten bekannt zu machen, um zu sehen, in wie fern hier jene Meynung gegründet ist.

Was Homers Gelehrsamkeit betrifft, so verweise ich hier meine Leser auf den besondern Abschnitt, den ich dieser Materie widmen werde; hier will ich ihnen meine Gründe vorlegen, warum ich glaube, daß die alten Egyptier die Lobsprüche, die man ihnen so lange Zeit hindurch wegen ihrer Wissenschaften und Gelehrsamkeit gemacht hat, nicht so vollkommen verdienen, als man gewöhnlich zu glauben pflegt, und diese Gründe werde ich aus den zwo einzigen mir bekannten Quellen hernehmen, woraus sich diese Materie

* Inquiry into the Life and writings of Homer.

beurtheilen läßt: nemlich zuerst aus den Denkmalen, die sie uns von ihrem Geschmacke und Genie hinterlassen haben, und hernach aus den Nachrichten, die uns andere Nationen in diesem Stücke von ihnen geben.

Es würde schwer seyn, von ihren Verdiensten um die Litteratur zu urtheilen, ohne einige Proben davon zu haben; und hier finde ich nicht, daß uns das Alterthum auch nur ihre Ansprüche auf Ruhm, was die Werke des Verstandes und Witzes betrifft, hinterlassen hätte. Ich muß auch bemerken, daß, wenn Egypten gleich das Vaterland der Papierstaude war, doch ihre Anwendung zum Schreiben eine griechische Erfindung ist. Ihre Hieroglyphen hat man lang für Magazine der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften angesehen, da wir doch durch mehr als einen Grund berechtiget werden, sie vielmehr für Producte der ersten Kindheit eines Staates zu halten, wo die Buchstabenschrift eine noch ungemachte Erfindung war *, die locale Ursachen von Egypten, das trockene Clima, und sehr dauerhafte Materialien, dort erhalten haben,

* Siehe Divine Legation of Moses.

ben, da an andern Orten ähnliche Monumente der Kindheit der Wissenschaften verloren gegangen sind.

Baukunst, Bildhauerkunst, und Malerey, scheinen Egypten wenig zu verdanken zu haben. Der Tempel des Theseus ist noch bis auf diesen Tag eine unwidersprechliche Probe von dem großen Grade der Vollkommenheit, den die Künste in Griechenland, schon zu der Zeit der Schlacht bey Marathon, erreicht hatten; denn von der bey dieser Schlacht gemachten Beute wurde dieser Tempel erbauet. Ein für die Baukunst so glückliches Clima, als das egyptische, wo man noch diese Stunde ansehnliche Reste von Pyramiden sieht, die aus sehr wenig dauerhaften Materialien, aus ungebrannten Ziegeln, gebaut sind, würde uns gewiß doch auch einige Ruinen, wenigstens zur Rechtfertigung ihrer Ansprüche, und zum Beweise ihrer Vollkommenheit in diesen Künsten, erhalten haben. Hier sind die Griechen, so geneigt wir auch sonst seyn mögen, alle Erfindungen aus Egypten herzuleiten, völlig Original, und ihre Ideen unmittelbar und allein aus der Natur genommen; dieß zeigt sich bey der Bildhauerkunst, wo die Egyptier, auch selbst da sie mit den vortrefflichen Mustern der griechischen

Künstler bekannt geworden waren, stets bey ihrer steifen, geschmacklosen Manier blieben.

Egypten hat, es ist wahr, die erstaunenswürdigsten, aber auch die abgeschmacktesten öffentlichen Gebäude hervorgebracht, die ich irgend gesehen. Hier sind Pyramiden, Obelisken, Labyrinthe, durch Kunst gemachte Seen, u. s. w. ohne Schönheit, ohne des Kenners Lob zu verdienen, ohne Nutzen für das Publicum. Sie waren voller Eifersucht und Mistrauen gegen Ausländer, und liessen ihre Grenzen offen; sie hatten die vortrefflichste Lage zur Handlung, und bekümmerten sich nicht um einen guten Haven.

Wenn wir die Nachrichten fragen, die uns andere Völker von den Egyptiern geben, und bey den Juden anfangen, so sagen diese uns nur, daß jene die civilisirteste, gesittetste und gelehrteste Nation waren, die sie kannten. Das ist freylich sehr wahrscheinlich; und doch haben wir wichtige Gründe, um zu glauben, daß Moses in aller Weisheit der Egyptier erfahren seyn konnte, ohne eben ein großer Gelehrter zu seyn; zumal wenn wir nach den Proben urtheilen sollen, die er von ihrer Geschicklichkeit ablegt, wodurch wir eine größere Idee von der Geschwin-

schwindigkeit ihrer Hände, als von ihrer Gelehrsamkeit, und sie mehr das Ansehen von Taschenspielern, als von Philosophen bekommen.

Billig sollten wir von den Griechen, als sie zuerst die Natur zu studiren, und nach Egypten, (welches man für die Schule der Wissenschaften in jenen Zeiten hält) um sich dort unterrichten zu lassen, zu reisen anfiengen, einige jener Nation vortheilhafte Nachrichten erwarten; aber ausserdem, daß das, was man uns von diesen in den frühesten Zeiten unternommenen Reisen sagt, dunkel und verdächtig ist, so ist nichts, was wir durch sie erfahren, so beschaffen, daß es unsere Begriffe von der Gelehrsamkeit der Egyptier sehr zu erhöhen fähig wäre. Wenn Pythagoras eine Hekatombe opferte, als er den 47ten Satz im ersten Buche des Euclides erfunden hatte, und Thales einen Stier, weil er herausgebracht, wie man ein rechtseitiges Dreyeck in einem Zirkel machen müsse, nachdem beide in Egypten, der Mutter der Geometrie, Mathematik studirt hatten, was sollen wir dann von ihren Lehrern denken? Die dunkle Nachricht, die wir von ihrem Projecte, den Nil mit dem rothen Meere zu vereinigen, haben, sieht beynahe so aus, als wenn sie nicht verstanden hätten, mit

der Wasserwage umzugehen. Ueberdieß ist es noch wahrscheinlich, daß sie dieses, so wie andere große Werke, mehr aus Pralerey, als zum wahren Nutzen des Landes unternahmen, da sie Handlung und Schifffahrt unterdrückten, und nicht einmal darauf dachten, ihrer Küste einen guten Haven zu verschaffen. Ihre Pyramiden sind zwar nach den vier Weltgegenden gerichtet; aber wie wenig mathematische Kenntnisse erfodert auch dieß? und daß Thales ihnen zeigen mußte, wie sie die Höhe dieser Pyramiden nach ihrem Schatten messen müßten, ist Beweis genug, wie wenig sie in der Trigonometrie verstanden.

Doch wir wollen nun zu einer dritten Periode ihrer Geschichte fortgehen, wo wir mit Recht Nachrichten erwarten können, die uns in den Stand setzen werden, über ihre Künste und Wissenschaften zu urtheilen. Als die Griechen Phönicien, Chaldäa und Egypten eroberten, so war ihr Geschmack, folglich auch ihre Neubegierde, auf das höchste getrieben. In allem dem aber, was uns diese feine und gelehrte Nation von der Schule, wo sie den Grund zu allen ihren Kenntnissen gelegt haben sollen, erzählt, findet man wenig von den Wissenschaften und Künsten der

Egy-

Egyptier, wenn man das abrechnet, was die Griechen selbst hingebracht haben. Es ist wahr, Homer wurde an keinem Orte critischer studirt, als in Egypten; aber es waren Griechen, die ihn studirten; auch finden wir nicht, daß Zenodotus oder Aristarchus, die sich zur Zeit der Ptolomäer so viele Mühe gaben, den Text seiner Verse zu berichtigen, im geringsten ihren Schriftsteller aus den Werken des Landes erläutern, worin sie schrieben. Diese gelehrten Männer, die den Homer herausgaben, hatten die größte Bibliothec der damaligen Welt unter ihrer Aufsicht; und doch sagen sie uns kein Wort von den Schriftstellern des Landes, worin sie gesammelt war; auch haben uns die egyptischen Griechen kein anders Buch, als die Bibel, in ihre Sprache übersetzt, hinterlassen.

Da wir in dieser Periode vergebens nach egyptischer Gelehrsamkeit gesucht haben, so dürfen wir wohl nicht mehr von der Zeit erwarten, da dieß Land eine römische Provinz war. Strabo, der mit gutem Geschmacke, gesunder Beurtheilung, vieler Wißbegierde, und als ein großer Bewunderer des Alterthums reisete, hätte durch seine Freundschaft mit dem Aelius Gallus, den er bis nach Syene und an die

Grenzen von Aethiopien begleitete, die vortrefflichste Gelegenheit gehabt, die besten Nachrichten, die man damals von Egypten bekommen konnte, zu erhalten; aber in allen seinen Erzählungen ist nichts, was mich bewegen könnte, meine Meynung hierin zu ändern.

Daher glaube ich, daß Egypten, ob es gleich damals, als in Griechenland noch Barbarey herrschte, schon cultivirt war, sich doch nie, was Künste und Philosophie betrifft, über das Mittelmäßige erhoben hat. Dieß muß uns auch weder unerwartet noch sonderbar vorkommen, wenn wir die verschiedene Beschaffenheit beider Länder bedenken. Egyptens besonderer Vorzug, ein Clima, das wenig Kleidung nöthig macht, und ein Erdboden, wo alles Nöthige, bey sehr geringer Cultur, unter unsern Füssen aufwächst, konnten diese Nation früh über den Stand der Wildheit erheben; aber eben diese Umstände, denen es seine baldige und zahlreiche Bevölkerung verdankt, sind dem Genie nicht vortheilhaft. Große Anstrengung, große Unternehmungen des Körpers und der Seele, muß man nicht in einem Lande erwarten, wo die Natur so gut gegen Hunger und Kälte gesorgt hat, und ein stets unveränderter

Boden, eine ununterbrochene Heiterkeit des Himmels, durch nichts die Leidenschaften erweckt und anfeuert. Vergleichen wir hiermit Griechenland, wo der Boden so verschieden, und das Wetter so veränderlich und abwechselnd ist, so werden wir uns nicht weiter wundern, daß Egypten die Mutter der Künste war, die Griechenland zur Vollkommenheit brachte.

So viel von der mystischen Gelehrsamkeit, die der Dichter aus Egypten gebracht, und in Allegorie verhüllt vorgetragen haben soll; nun! will ich meine Leser wieder zu seinem wahren Charakter, als Maler, zurückführen, und mit ihnen untersuchen, ob wir nicht auch in seiner Religion und Mythologie sogar Spuren seiner Nachahmung finden können. Die Vergleichung seiner eigentlichen Religionswahrheiten und der genievollen Erdichtungen seiner Mythologie wird uns, wie ich hoffe, zeigen, daß er, so viel es ihm möglich war, bey beiden Systemen eine genaue und weit ausgebreitete Kenntniß der Natur zum Grunde legte, die er unter Leitung einer glücklichen Imagination, richtiger, natürlicher Begriffe, und einer gesunden Denkungsart, anwandte.

Was seine Religion betrifft, so würde es unnütz, und in der That ungerecht seyn, wenn ich einige allgemeine Anmerkungen über diese Materie mit den gewöhnlichen Declamationen gegen die groben, ausschweifenden Ideen der heidnischen Theologie anfangen wollte. Freylich würden die Handlungen, die Homers Götter vornehmen, auch sogar die Menschlichkeit entehren; wenn wir aber auf der andern Seite an die reinen, erhabenen Begriffe von der Gottheit denken, die wir so häufig in seinen Schriften antreffen, so müssen wir, wenn wir diesen so großen Ideen von dem höchsten Wesen Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen, bekennen, daß es unmöglich sey, sie zu hegen, und zugleich jene lächerlichen Possen zu glauben, wodurch sich der Aberglauben des Pöbels von der Religion unsers Dichters unterscheidet.

Homer glaubte einen einigen, höchsten, allmächtigen und allwissenden Gott, den Schöpfer und Regierer der Welt; seine Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Gnade und Wahrhaftigkeit kommen in mehr als einer Stelle der Iliade und Odyssee vor; ein zukünftiges Leben, in ihm Strafen und Belohnungen, und noch die meisten andern Grundsätze einer

ner vernünftigen Religion, findet man in seinen Schriften.

Dieß sieht mehr den Ideen der gesunden Vernunft von Gott, als einem mystischen Gottesdienste ähnlich; und diese Wahrheiten, so erhaben sie auch sind, fallen doch so deutlich in die Augen, daß es nicht viel tiefe Gelehrsamkeit braucht, sie einzusehen. Sie bieten sich jedem vernünftigen, denkenden Menschen dar, der was um ihn ist betrachtet, der sein eigenes Herz fragt, und, wie Homer, das, was er sieht, mit dem vergleicht, was er fühlt.

Auch seine Mythologie verräth, wie mich dünkt, durch einige Originalzüge den Maler und sein Vaterland. Mir scheint es ein distinctiver Charakter der wahren von der falschen Religion zu seyn, daß, da die Beweise für die erstere allgemein, in jedem Lande gleich klar und deutlich, und so ausgebreitet, wie die Schöpfung selbst, sind, wir hingegen oft den Ursprung der letztern aus localen Vorurtheilen eines besondern Landes und Climas herleiten können. Die Anbetung der Gestirne war der eigenthümliche und natürliche Gottesdienst eines Landes, das einen stets heitern Horizont und wüste Ebenen hat, und wo die

Schön-

Schönheiten des unbegrenzten Himmels so entzückend sind, als der übrige Rest der Natur traurig und leblos ist. Vergebens werden wir Najaden, Dryaden, Oriaden, u. s. w. unter den Gottheiten eines Landes suchen, wo keine Quellen, Flüsse, Bäume und Berge sind, wo fast gar kein Gewächsreich ist; dieß waren die natürlichen Erfindungen des Aberglaubens, als er sich etwas mehr gegen Norden ausbreitete.

Wie viel Antheil Homer an den Fabeln der heidnischen Göttergeschichte gehabt hat, davon lassen sich in unsern Zeiten beynahe nur bloße Vermuthungen angeben; unbillig aber würde es doch seyn, sie für seine eigene Erdichtung zu halten. Ich glaube vielmehr, daß auch die Veränderungen, die er als Dichter mit dem gemeinen Aberglauben seiner Zeit, um ihn schöner einzukleiden, vornahm, sich stets auf alte Traditionen des gemeinen Mannes gründeten, die schon vorher bey seinen Landesleuten Glauben und Beyfall gefunden hatten; einen Vortheil von der Art wird ein Mann, der das menschliche Herz so vollkommen, wie Homer, kannte, nicht ungenutzt gelassen haben; denn wenn einmal die Ideen der Dichter und des gemeinen Mannes von der Gottheit übereinstimmen, so würde es

her-

hernach viel gewagt seyn, wenn jemand das einmal eingeführte System reformiren wollte, und dieß würde dann weder ein guter Bürger, noch ein guter Dichter versuchen. Fast sollte ich hieraus schliessen, daß der Theil von Homers mythologischen Erdichtungen, wo menschliche Schwachheiten und Leidenschaften seine Gottheiten entehren, sich auf alte Sagen des gemeinen Mannes und auf hergebrachte Vorurtheile gründete, denen jeder gute Dichter, vom Homer bis auf Shakespear, viele Gefälligkeit schuldig zu seyn glaubte. Man nehme diesem Originalgenie unsers Landes das Vorurtheil des Volkes für seine Geister, Gespenster, Hexen, Kobolte, und die übrigen Geschöpfe der gothischen Mythologie, so fallen zugleich einige der schönsten Erdichtungen weg, die je die Einbildungskraft eines Dichters geschaffen hat. Daß Homer hierin zu weit gegangen ist, und, da er zu sehr zu gefallen suchte, zu wenig unterrichtete, kann ganz wohl wahr seyn; und so sehr man auch Platos Strenge in diesem Stücke getadelt hat, so finde ich sie doch seinem bekannten Eifer für Religon und Tugend, deren Interesse unzertrennlich verbunden ist, sehr angemessen, wenn ich bedenke, daß er wichtige Ursachen hatte, Ursachen, die Shakespears Mythologie nicht treffen, um das nur allzuauthorisi-

rende

rende Beyspiel von Laster und unmoralischen Handlungen, wenn es Personen gaben, die damals allgemein als Gottheiten erkannt und verehret wurden, für sehr gefährlich zu halten.

Ich gebe es zu, die Personen, und vielleicht ein Theil der Handlung seiner mythologischen Erdichtungen, mögen aus Egypten und dem Orient genommen seyn, aber das sieht man leicht, daß seine Schilderungen derselben, fast möchte ich sagen Portraite, ganz sein eigen sind, und die Scene seiner Götterfabeln Griechenland ist; noch mehr, es zeigt sich (und dieß macht meine Vermuthungen wegen seines Vaterlandes noch wahrscheinlicher) diese griechische Scene der Mythologie aus keinem Gesichtspuncte vortheilhafter, als eben von Jonien aus.

Ich fürchte, man wird mich etwas zu sehr für meinen Dichter eingenommen halten, wenn ich auch selbst hier, wo Imagination und Phantasie herrschen, Nachahmung der Natur, und auch bey den Fabeln, einige Rücksicht auf Wahrheit vermuthe; aber dennoch gestehe ich, daß ich auch da, wo seine Personen am meisten ideal sind, seine Scene für eben so reell halte. Wenn ihn sein Sujet über die

Gren-

Grenzen der Natur erhebt, wenn er die Götter, oder (um in der Sprache der Kunst zu reden) seine Machinerie einführt, so wird freylich alles größer, und alles durch stärkere Triebfedern bewirkt, aber er beobachtet doch noch eben so genau, wie vorhin, stets ein gehöriges Verhältniß, und bleibt gewöhnlich den unveränderlichen Gesätzen der Zeit und des Ortes noch eben so getreu. Durch diese Vorsicht vermindert der Dichter, wenn er gleich nicht ganz unsern Beyfall erhalten kann, doch das Ausschweifende der Phantasie, und bringt seine Leser unvermerkt dahin, auch bey Erdichtungen Realität zu vermuthen, da er bey Fabel und wahrer Geschichte mit gleicher Genauigkeit die allgemeinen Regeln der Möglichkeit und innern Wahrscheinlichkeit beobachtet, so daß es schwer zu bestimmen wird, wo der Geschichtschreiber aufhöret, und der Dichter anfängt.

Hier aber darf ich kaum hoffen, daß ich bey der Kürze, die ich mir zum Gesätz gemacht habe, meine Leser völlig werde überzeugen können. Zwar muß jedem, der den Homer mit Aufmerksamkeit liest, der häufige und so wichtige Gebrauch der Machinerie in die Augen fallen, die so viel dazu beyträgt, mehr Verschiedenheit und eine Kette von lebhaften und

 inter-

interessanten Veränderungen in das Gedicht zu bringen, und zugleich verhindert, (dieß ist ihr Hauptzweck) daß das Aug nicht durch den beständigen Anblick der scamandrischen Ebene ermüdet wird; den leichten Uebergang aber, wodurch dieß bewirkt wird, entdeckt man nur bey genauerer Untersuchung dieser classischen Gegenden, die, wo nicht das Vaterland seiner Mythologie, doch wenigstens der Ort sind, wo sie System und Reife bekam. Wenn wir uns einen richtigen Begriff von der Situation des Olymps, Ida, des griechischen Lagers, u. s. w., von der Lage dieser Oerter gegen einander, von ihrer respectiven Entfernung, und von der Aussicht machen, die man von jedem unter ihnen hat, so werden wir Homers Geographie des Himmels (wenn ich den Ausdruck brauchen darf) so glücklich mit seiner Carte von Troja verbunden sehen, daß die Scene ganz natürlich und leicht, von einem Orte an den andern, von der Erde in den Himmel, verlegt werden kann, wozu eine gewisse Mischung von Wahrheit in den Nebenumständen unbemerkt das ihrige beyträgt, und auch den kühnsten Ausschweifungen der Phantasie wenigstens den Schein der Möglichkeit giebt. Beyspiele werden dieß deutlicher machen.

Auf dem Berge Gargara, der höchsten Spitze des Ida, sitzt Jupiter, und wendet, ohne zu argwohnen, daß irgend ein Gott sich unterstehen würde, seinem Verbote zuwider etwas zum Besten einer der kriegenden Nationen zu unternehmen, seine Augen von dem Blutbade der scamandrischen Ebene zu den friedlichen Gefilden Thraciens und Mysiens; Neptun aber, bekümmert über das Unglück der Griechen, hatte sich auf die Höhen Samothraciens begeben, von da er den Ida, Troja und die griechische Flotte übersehen kann; hier bemerkt er, daß Jupiter sich vom Schauplatze des Krieges weggewandt hat, und beschließt, diese günstige Gelegenheit zu nutzen, um den Trojanern Schaden zu thun. Er geht deswegen nach Hause, nach Aegas, seine Waffen zu holen, und von da eilt er dem Schlachtfelde zu, läßt aber seine Pferde und Wagen zwischen Imbros und Tenedos zurück; zu gleicher Zeit bemerkt auch Juno, die eben so sehr für die Griechen ist, vom Olymp, was bey den Schiffen vorgeht: sie beobachtet jede Handlung Jupiters und Neptuns, und macht sich darnach ihren Plan, daß sie die Aufmerksamkeit ihres Mannes auf andere Art beschäftigen, und dadurch vom Schlachtfelde abziehen will, damit Neptun desto ungehinderter sein Vorhaben ausführen

kann. Sie verschafft sich hierzu den Gürtel der Venus, und geht nun zuerst nach Lemnus, um den Gott des Schlafes um seine Hülfe zu bitten, und von da zum Jupiter nach Gargara.

Meine Leser werden schwerlich diese Stelle, wo die Machinerie so sehr das bloße Geschöpf der Phantasie zu seyn scheint, für so genau geographisch gehalten haben, daß man die Landcarte nöthig hätte, wenn man sich in das dreist ausgeführte Gemälde und den wahren Geist des Dichters hineindenken wollte; wenn man diese vor sich hat, so sieht man mit Vergnügen, wie die ganze Handlung sich aufklärt, sobald man die hier beschriebenen Länder und Meere aus einem gewissen Gesichtspuncte betrachtet, und wie alles, was vorher dunkel und verwirrt schien, nun verständlich und distincte angenehme Veränderung der Scene wird. Dann bemerkt man, wie der geringe Umstand, die veränderte Stellung des Jupiter, wodurch ein so schöner Contrast zwischen den Gegenden der Unschuld und Ruhe und dem Schauplatze von Verwüstung und Blutvergiessen entsteht, zu der Episode des Neptuns und der Juno so wesentlich ist. Mit neuem Vergnügen begleitet man dann diese Gottheiten durch alle ihre Wege; die großen Schritte des

erstern,

erstern, und die vortreffliche Beschreibung seiner Reise, die man lang als eines der größten Meisterstücke der dichterischen Einbildungskraft bewundert hat, werden noch schöner, wenn man auf die ganz originelle Anordnung der Scene Acht giebt, und ihre Uebereinstimmung mit der Fabel bemerkt. Die Orte, wo Juno hinkömmt, sind noch genauer bestimmt: sie geht vom Olymp durch Pieria und Emathia auf den Athos; vom Athos, über die See, nach Lemnus, wo sie den Gott des Schlafes auf ihre Seite bringt, von da nach Imbrus, und von Imbrus nach Lectum, dem ansehnlichsten Vorgebirge des Ida; hier verläßt sie die See, und geht nach Gargara, der höchsten Spitze dieses Berges.

Wenn ich meine Leser versichere, daß meine Augen jeden Schritt dieser vom Dichter beschriebenen Reise vom Ida und andern Höhen am jonischen und äolischen Ufer des ägäischen Meeres gefolgt sind, daß ich aber keinen Gesichtspunct im europäischen Griechenlande finden konnte, aus dem ich alle diese verschiedenen Oerter zusammen hätte übersehen und in ein Gemälde bringen können, so werden sie mir vermuthlich erlauben, diese Schilderung des Dichters für asiatisch zu halten, und die Quelle der Original-

idee von Neptuns und Junos Reise in der Nachbarschaft von Troja zu suchen.

Freylich sind wir bey Untersuchungen von dieser Art nur allzu geneigt, unsern Einfällen und Phantasien nachzuhängen; deswegen bin ich auch bey der Conjectur, die ich zu weiterer Erläuterung dieser Materie jetzt vorbringen werde, nicht ganz von der Furcht, zu irren, frey. Bey meinem Aufenthalte in diesen classischen Gegenden konnte ich die Vermuthung nicht unterdrücken, daß hier die Quelle einer der ältesten Fabeln der heidnischen Mythologie, des Krieges der Titanen mit den Göttern, sey. Die Scene dieser Geschichte ist zwar das europäische Griechenland, aber einige Schönheiten der Einkleidung sehen wie Producte einer jonischen Einbildungskraft aus. Ich habe schon von der reizenden Aussicht nach Westen geredet, die man des Abends von dieser Küste hat; wenn man von hier die Sonne hinter den in Wolken gehüllten Bergen Macedoniens und Thessaliens untergehen sieht, so giebt diese Aussicht einen so malerischen, wilden Anblick, daß einem jeden natürlich die Fabel der wider den Jupiter aufrührerischen, himmelstürmenden Titanen einfallen, und er sie für das Geschöpf einer durch diese romantische

Aus-

Aussicht gerührten Phantasie halten muß. Die Natur hat hier ein sehr ausserordentliches, dieser kühnen Fiction aber so angemessenes Ansehen, als man bey einer so ausschweifenden Idee nicht hätte erwarten sollen; denn es war gar nicht einerley, welche Berge, oder in welcher Ordnung sie der Dichter zu dieser Unternehmung, den Himmel zu ersteigen, auf einander thürmte. Wenn man hier Virgils und Homers Erzählung mit dem gegenwärtigen Zustande dieser Gegend vergleicht, so findet man einen Unterschied zwischen beiden, der hinlänglich zeigt, daß der Grieche Original, und der Römer Copie ist, einen Unterschied, der am besten meine Meynung deutlich machen wird.

Es ist eine alte Ueberlieferung, die sich noch bis auf den heutigen Tag in Griechenland erhalten hat, daß Ossa und Pelion ursprünglich nur Theile Eines Berges waren, wovon ersterer den Gipfel, und letzterer den Grund ausmachte, bis sie durch ein Erdbeben von einander gerissen wurden *. Vermuthlich hat

* Οσσαν επ' Ολυμπῳ μεμασαν θεμεν, αυταρ επ' Οσσῃ
Πηλιον ειναοσι φυλλον, ιν' ουρανος αμβατος ειη.
Od. XI. 314.

ihr Verhältniß gegen einander, und das Ansehen, das sie aus einem gewissen östlichen Gesichtspuncte haben, zu dieser alten Sage Gelegenheit gegeben, und vielleicht den Erfinder der Fabel, oder, wenn man will, den Dichter, der sie zuerst zu dieser griechischen Machinerie brauchte, bewogen, sie in der Ordnung auf einander zu thürmen. Virgil aber, der nie diesen Anblick gesehen, oder darauf geachtet hatte, geht vom Homer und der Natur ab, da er diese Berge so zusammen setzt, daß sie eine umgekehrte Pyramide bilden.

Indessen muß man doch gestehen, daß Virgil selten, wenn er vom Homer abgeht, in Fehler geräth: wenn seine Machinerie nicht eine so strenge Untersuchung, wie die homerische, aushält, so ist hieran nicht sowohl Virgil als das Glück Schuld, und man kann es ihm nicht zur Last legen, wenn die Aeneide, wie es klar

„ Ter sunt conati imponere Pelio Ossam
„ Scilicet , atque Ossae frondosum inuoluere
Olympum “. Virg. Geor. l. 281.

Homers Ordnung ist: „ Olympus, Ossa, Pelion “; Virgils: „ Pelion, Ossa, Olympus “. Wenn wir den Strabo und Mad. Dacier nachschlagen, so finden wir erstern

klar in die Augen fällt, in diesem Stücke weniger vollkommen ist; ein großer Theil der Scene, wo die Handlung des virgilischen Heldengedichtes vorgeht, war, so berühmt und classisch nachher auch diese Gegenden geworden sind, damals noch nicht genug für die Poesie, durch die Geburt, den Aufenthalt, die Liebe, und großen Thaten der Götter und Helden, geheiligt; auch die natürliche Beschaffenheit von Latium ist für die Abendtheuer der Mythologie nicht so günstig, als die von Griechenland, das durch die reizendste Mischung von Land und Wasser recht zur geschwinden Veränderung der Scene gemacht zu seyn scheint, da man hier mehr distinguirte Manchfaltigkeit antrifft, als man sich beynahe vereinigt denken kann. Hier allein war der Ort, wo der phantastische egyptische Aberglauben glücklich angebracht, und von der Phan-

 tasie

erstern dunkel, und letztere scheint ihn nicht verstanden zu haben. Die Thessalier schreiben diese Veränderung dem Erdbeben zu, wenn sie sagen, Neptun habe das Thal Tempe, wodurch der Peneus fließt, gemacht, und Herodotus ist auch ihrer Meynung. S. seine Polyhymnia, und das Gemälde vom Neptun, der diese Berge trennet, im Philostratus. S. ferner den Strabo, IX, 430, und 531.

tasie des Dichters in ein System der Mythologie gebracht werden konnte, das Homer so wirksam auf seine ganze dichterische Nachwelt fortgepflanzt hat, daß nur wenige seiner rechtmäßigen Söhne es gewagt haben, sich davon los zu machen, und es ist vielleicht keiner von denen, die es gewagt, in seinem Versuche glücklich gewesen. Wenn Homer diese ganz poetische Religion, dieß Land, das gleichsam ganz Gemälde war, in den Plan der Iliade und Odyssee hineinbringen wollte, so hatte er bey einem so reichen Stoffe, den ihm diese unterhaltenden Fabeln und diese romantischen Gegenden darboten, die freye Wahl, und durfte ihn nur seinem Sujet gemäß verändern; so ward er, unter Homers Händen, beynahe wahres Drama, das durch die natürlichsten, und doch so manchfaltigen, Verbindungen und Veränderungen der Scene gefallen mußte, als die Phantasie nur schaffen kann. Virgil aber, der sein großes Muster nicht zu verlassen wagt, muß seine Götter aus Griechenland, und sogar seine Schäfer aus Arcadien, und seine Schwäne vom Cayster, nehmen; wenn Diana tanzt, so muß es an den Ufern des Eurotas seyn, u. s. f.

Daß der römische Dichter dem griechischen viel zu verdanken hat, fällt bey dem ersten Anblicke in die

Au-

Augen; wie schwer es ihm aber werden mußte, die Schönheiten der Iliade und Odyssee in ein späters Zeitalter und in ein ganz anders Land zu übertragen, hat man, so viel ich weiß, noch nicht bemerkt. Wenn Homer bey seinen Zuhörern Verwunderung und Erstaunen rege machen wollte, so führte er sie weit von ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande gegen Westen, an die unbekannten Küsten Italiens, und richtete sich hierin nach der Erdkunde seiner Zeit; aber zum Unglücke für beide Dichter hatten die Wissenschaften bey ihrer Ausbreitung just eben diesen Weg gegen Abend zu genommen, und schon vor Virgils Zeiten diese für das Wunderbare so günstige Dunkelheit zerstreuet, worin zu der Heldenzeit Italien verhüllt war. Der Sänger der Aeneide fand die Insel der Circe in seiner Nachbarschaft, und das Land der Lästrigonen gehörte unter die Landgüter der vornehmen Römer: die dem Homer ehemals so vortheilhafte Entfernung der Scene hörte bey dem römischen Dichter auf, dessen Landsleute, so leicht sie auch alles Wunderbare vom Orient glaubten, weniger leichtglaubig bey romanesquen Begebenheiten und Abendtheuern waren, die von ihrer Nachbarschaft erzählt wurden. Nie lächelte ein Grieche (ich glaube, es kühn behaupten zu können,) bey Homers Ithaca, wenn er ihnen seine Gedichte

dichte recitirte; aber Römer, denen diese Insel auf dem Wege von Italien nach Griechenland lag, und daher allzu bekannt war, konnten sich nicht wohl enthalten, als Beherrscher der Welt, von einem so kleinen Königreiche in einem spöttischen Tone zu reden.

Homers Sitten.

Man braucht verschiedene Gründe, um zu beweisen, daß unser Dichter mehr als ein Land genau gekannt habe; keiner von allen aber kann so einleuchtend, keiner mit so viel Vergnügen für diejenigen verknüpft gewesen seyn, die seinem Zeitalter näher lebten, als eben der, welchen man aus seinen athmenden Gemälden der Nationalcharaktere hernehmen kann, damals war, da die Originalzüge von dieser Art in der Natur noch deutlich genug waren, um sie mit seiner Copie davon vergleichen zu können. Zwar haben die verschiedenen Sitten der Länder, die Homer beschreibt, immer noch einige schwache Eindrücke von besondern Zügen hinterlassen, die in zu genauer Verbindung mit dem Clima und der natürlichen Beschaffenheit des Landes standen, als daß irgend eine Revolution im Staate sie gänzlich hätte auslöschen können; aber diese feinen Nationalzüge sind zu unkenntlich geworden, als daß man sie heutiges Tages mit irgend einiger Gewißheit zu entdecken im Stande wäre. Wir müssen uns also damit befriedigen, den Homer als den getreuen Geschichtschreiber der Sitten

seiner

seiner Zeit, und seine Gemälde der Nationen für die einzigen und also sehr schätzbaren Copien von Originalen, zu halten, die verlohren gegangen sind; sie sind mit zu viel Genauigkeit verfertiget, sie harmoniren stets zu gut mit einander, um uns die Vermuthung zu erlauben, Homer habe diese Kenntnisse in seinem Vaterlande erlangt.

Ueberbleibsel des damaligen Charakterischen einzelner Nationen entdeckt man nur noch selten; die allgemeine Aehnlichkeit aber zwischen den Sitten der alten und neuern Orientaler ist so merkwürdig, daß ich, zum Vortheile Homers, hier etwas davon sagen muß, da vielleicht nichts dem Ruhme dieses ausserordentlichen Genies in dem Urtheile unsers Zeitalters nachtheiliger gewesen ist, als seine Schilderungen von Sitten, die den unsrigen so sehr unähnlich sind. Unsere zu seinen Nachbarn, die Franzosen, scheinen sehr durch gewisse Gemälde der ersten Simplicität beleidigt zu werden, die von den erkünstelten Moden der neuern Zeit, darin sie andern Nationen Muster seyn wollen, so sehr verschieden sind; und hier finden wir zum Theile die Ursache der übeln Aufnahme, die unser Dichter zu Ende des lextern und zu Anfange dieses Jahrhunderts in Frankreich gefunden

hat;

hat; doch fehlte es auch hier dem Homer nicht an angesehenen Freunden und Beschützern *.

Sich in eine der unsrigen so entgegengesetzte Lebensart und so ganz fremde Sitten zu versetzen, ist für die meisten eine allzu schwere Foderung; und deswegen werden die Sitten Homers immer Einwendungen ausgesetzt seyn müssen, und das in dem Verhältnisse immer mehr, als sie von den Sitten seiner Leser verschieden sind. Auch für die, welche am meisten mit dem Alterthume bekannt sind, gehen manche

* Die vornehmsten, die hierüber stritten, waren Boileau, Mad. Dacier, Boivin, u. s. w. auf Homers, und auf der andern Seite, La Motte, Perrault, Tenesson und Fontenelle, die wider ihn waren. Ohne weiter über eine Streitigkeit zu urtheilen, die von beiden Seiten mit unschicklicher Hitze und Bitterkeit geführt ward, kann ich wenigstens so viel sagen, daß, wenn man alles zusammen nimmt, der Dichter mehr getadelt und mehr gelobt wurde, als er verdiente, und daß, wenn seine Feinde ihm Fehler Schuld gaben, die er nicht begangen hatte, seine Vertheidiger Schönheiten in ihm entdeckten, an die er nie dachte. Nur die Anmerkung muß ich machen, daß die, welche am lautesten in ihrem Tadel waren, die Sprache, worin Homer geschrieben hat, nicht verstanden.

manche Schönheiten, die sich auf die Zeiten, in denen er schrieb, beziehen, unwiederbringlich verloren. Da wir indessen gefunden haben, daß sich die Sitten der Iliade noch in einigen Theilen des Orients erhalten, und sogar in ziemlich hohem Grade jene ächte natürliche Simplicität beybehalten haben, die wir in seinen Werken und der Bibel schätzen, so, glaube ich, ist es der Mühe werth, zu untersuchen, wie weit diese Aehnlichkeit so verschiedener Zeiten geht.

Woher kömmt es, daß eine so große Beständigkeit in den Sitten und Moden dieses Theiles der Welt herrscht? Dieß wollen wir zuerst untersuchen. Denn es ist doch merkwürdig, daß in Ländern, die so manchfaltige Revolutionen erlitten haben, sich so viel von den homerischen, und, was noch mehr ist, von den alten jüdischen Gewohnheiten erhalten hat. Die Art, wie Montesquiou diese sonderbare Beständigkeit der orientalischen Sitten erklärt, thut mir gar nicht Genüge. Ich will meinen Lesern eine Vermuthung über diese Materie vorlegen, welche uns bey dem Theile unserer Reise durch Arabien einfiel, wo wir diese Aehnlichkeit am stärksten gewahr wurden. Vorher aber wird es nöthig seyn, die Leser mit dem

Zu-

Zustande der innern wüsten Theile dieser Halbinsel bekannt zu machen, damit sie über diese Materie desto besser zu urtheilen im Stande sind.

Vielleicht ist kein Land in der Welt weniger der Veränderung fähig, sie mag Verschlimmerung oder Verbesserung seyn, als diese großen Wüsten Arabiens. Zwar scheint die ehemalige Pracht von Palmyra, welches mitten in diesen ungebauten Ebenen zu einer so ausnehmenden Höhe gestiegen war, und jetzo verheert und in Ruinen da liegt, dieser Meynung zu widersprechen; wenn wir aber die Ursachen bedenken, denen eine so prächtige und reiche Stadt, bey einer so besondern Lage, ihr Daseyn und ihre Aufnahme zu verdanken hatte, so werden alle Schwierigkeiten wegfallen. Die ersten Bewohner von Tedmor konnten durch nichts anders gereizt werden, dort sich anzubauen, als durch die Quelle, die ich an einem andern Orte * beschrieben habe. Durch sie ward diese Gegend der bequemste Ruheplatz zwischen dem Euphrat und den cultivirten Gegenden Syriens, an der Seeküste; von ihrem Besitze hieng der ganze Weg durch die Wüste ab, denn weder Truppen noch Caravanen konn-

* S. Ruins of Palmyra.

konnten ohne die Erlaubniß des Eigenthümers dieser Quelle durch die Wüste gehen. Dieß lehrte uns unsere eigene Erfahrung, als wir dahin reiseten; unsere Camele konnten den Weg durch die Wüste zwar recht gut aushalten, unsere Pferde und Mauleſel aber waren dadurch, daß sie 26 Stunden in diesen sandigten Ebenen, bey brennender Sonnenhitze, und ohne einen Tropfen Wasser bekommen zu haben, hatten gehen müssen, so matt und erschöpft geworden, daß sie gewiß nicht viel weiter hätten gehen können. So hatte Palmyra, blos durch seine Lage, das Gleichgewicht des Handels und der Macht des Orients und Occidents in seiner Gewalt, stritt um die Herrschaft von beiden, und that Wunder, um diesem Lande eine andere Gestalt zu geben, und dieß war zugleich das einzige Mittel, seine Sitten zu verändern. Man brachte mit unglaublichen Kosten und Mühe von entfernten Bergen Wasser her, um eine Fruchtbarkeit zu erhalten, welche die Natur versagt hatte; aber mit so schlechtem Erfolge, daß selbst diese Unternehmung, so groß sie auch war, kaum der Vergessenheit entgangen *, und dieser so sehr distinguirte Platz nicht allein in

* Hätte ein Erdbeben diese Ruinen verschlungen, ehe wir sie gesehen, oder hätte man die Materialien, woraus sie

in sein erstes Nichts zurück gefallen ist, sondern auch sein voriges Ansehen (wenn man die großen Ruinen ausnimmt) und seine vorigen Einwohner, mit ihren alten Sitten, Gebräuchen, Sprache, und, was das sonderbarste ist, mit ihren Traditionen, wieder bekommen hat. Vergebens versuchten wir, den Arabern etwas von den Begebenheiten zu erklären, welche wir in den dortigen Marmorn aufgezeichnet fanden; sie bezeigten die größte Verachtung gegen die Nachrichten von diesen prächtigen Gebäuden, welche wir ihnen aus den Inscriptionen vorlasen, und sahen sie als einen neidischen Kunstgriff an, den man in spätern Zeiten gebraucht habe, um Solomon, dem Sohne Davids, (Solymon Ebn Doud) die Ehre ihrer Erbauung zu rauben: mit einem Worte, Palmyra und Zenobia

 sind

sie gebaut sind, zu irgend einem andern Zwecke gebraucht, welches durch ihre Entfernung von allen Städten verhindert wurde, so hätte es sehr zweifelhaft werden können, ob je solche prächtige Monumente da gewesen wären. Hardouin drückt seinen Unglauben hierüber, ohne davon irgend einen Grund anzugeben, sehr laconisch aus; er redet von denen, welche einige Nachrichten von diesen Ruinen gegeben haben, und setzt hinzu: „ Quorum tamen nollem fidem praestare “. S. seine Noten über den Plinius L. V. c. 25.

sind heutiges Tages den Bedouinen jener Wüste ganz unbekannte Namen, wo Tedmor und Solomon die Gegenstände des allgemeinen Lobes und der Bewunderung sind.

Ich halte es für einen allgemein wahren Satz, daß ein Volk, welches einer rauhen Lebensart, dabey aber der Süßigkeiten einer uneingeschränkten Freyheit gewohnt ist, nicht leicht in Versuchung gerathen wird, das Vergnügen einer herumschweifenden freyen Lebensart, die an keine bestimmte Wohnung gebunden ist, mit der Ruhe, Gemächlichkeit, Sicherheit, ja nicht einmal mit dem Ueberflusse einer ordentlichen bürgerlichen Verfassung, zu vertauschen. Diese Anmerkung läßt sich mit Recht auf den ächten Bedouinen anwenden. Der Hottentotte, oder Cheroquese, ist nicht mehr für die Wälder, worin er auferzogen ist, eingenommen, als der herumschweifende Araber für sein sandiges Vaterland. Er hat wenig Bedürfnisse, denn er kennt nur die natürlichen; daher sind auch seine Begierden sehr begrenzt; die, welche er nicht befriedigen kann, besiegt er entweder, oder läßt sie sich nicht merken. So sind ihm Baukunst und Ackerbau nicht blos gleichgültig, weil sie über seiner Sphäre sind; er verachtet sie stolz in seinem elenden Zelte, selbst

unter

unter den Mauern der Städte. Hochmüthig sieht er auf den Ackerbau, als auf eine niedrige Beschäftigung, in Vergleichung mit seinem herumschweifenden Hirtenleben, herab, und diese Abgeneigtheit gegen den Ackersmann wird von letzterm erwiedert, und ein Schäfer war von je her dem Egyptier verhaßt. Er ehrt Geburt und Herkommen, wogegen der Türke gleichgültig ist; strenger beynahe noch, als jener, in dem, was er von der Ehrbarkeit und Modestie des Frauenzimmers erwartet, frey von der unnatürlichen Leidenschaft, die jenen beherrscht, kömmt er doch darin mit ihm überein, daß er das andere Geschlecht aus den Gesellschaften ausschließt. Er ist mäßig, tapfer, freundschaftlich, gastfrey, seinem Versprechen treu, sehr empfindlich in dem, was seine Ehre betrifft, und, im Allgemeinen betrachtet, sehr gewissenhaft in Beobachtung der Pflichten seiner Religion; aber seine Ideen vom Rauben und Plündern stimmen vollkommen mit den Begriffen des heroischen und patriarchalischen Zeitalters überein. Dadurch wird sein Leben eine sonderbare Mischung von grausamen Handlungen, Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten, von der einen, und der alleredelsten Handlungen der Menschenliebe, von der andern Seite.

Viehzucht ist seine Beschäftigung; die Jagd sein vornehmstes Vergnügen; zum Rauben und Plündern aber treibt ihn Geiz und Ruhmbegierde gleich stark. Er lebt beständig in Zelten, ist sehr viel zu Pferde, stets bewaffnet, und gewöhnlich denkt er auf Angriff oder Flucht. Dieser so unruhigen und unsteten Lebensart sind alle seine Umstände vollkommen angemessen; alles, was er besitzet, seine Familie, seine Geschäften, seine Vergnügungen, ja ich kann beynahe sagen, seine Gesätze und Religion, (oder eigentlicher, sein Gerichtshof, und der Ort, wo er die Gottheit verehrt,) leiden eben so leicht die Veränderung des Ortes, und sind eben so unstet, als er selbst.

Die Araber rühmen sich eines sehr reinen und ungemischten Alterthums, und glauben darin einen Vorzug vor allen andern Nationen zu haben; die Geschichte und Beschaffenheit ihres Landes scheinen beide diesen Anspruch zu bestätigen.

Nach Mosis Erzählung muß Arabien eines von den Ländern seyn, die zuerst bevölkert wurden; auch haben wir Ursache, zu glauben, daß das Innerste dieser Halbinsel nie erobert ist, ohngeachtet so manche Nationen

tionen, eine nach der andern, die Araber unter ihre Unterthanen gerechnet haben.

Die Oberherrschaft, welche der türkische Kaiser jetzo über Arabien zu haben vorgiebt, scheint beynahe von eben der Art zu seyn, wie jene Ansprüche der ältern Zeiten. Ich bin durch keinen Theil dieser Wüste gereiset, wo ich ohne Gefahr meinen türkischen Firman oder Paß hätte vorzeigen können; ein Janitschar würde hier, anstatt mir, wie in den Provinzen, welche die Oberherrschaft des Großsultans anerkennen, Sicherheit und Achtung zu verschaffen, Beleidigungen und Beschimpfungen zugezogen haben. Die Geschenke, (denn dieß ist im Orient ein sehr viel bedeutendes Wort) welche unter die verschiedenen arabischen Fürsten alle Jahr durch den Bassa von Damascus vertheilt werden, durch deren Länder er die Caravane der Pilgrimme nach Mecca führt, nennt man in Constantinopel eine freywillige Gabe, und dort sieht man sie als eine Freygebigkeit des Sultans gegen seine armen Unterthanen an; die arabischen Scheichs hingegen läugnen ihm auch sogar das Recht des Durchzuges durch ihre Provinzen ab, und verlangen diese Summe als einen Zoll, der ihnen für die Erlaubniß, durch ihr Land zu gehen, gehörte. Bey

den häufigen blutigen Streitigkeiten, die über diese Taxe entstehen, klagen die Türken über Rauberey, und die Araber über feindlichen Einfall. Dieß ist das vornehmste, was ich durch fleißige Nachfrage von dieser Sache, nicht zu Constantinopel und in der Wüste allein, sondern auch zu Damascus, erfahren habe; an letzterm Orte hatte ich Gelegenheit, die glaubwürdigsten Nachrichten von beiden Seiten, wegen dieser Streitigkeit, zu sammeln.

Eben diese Ideen haben die Araber in Palästina, wegen des Besitzes dieses Landes. Sie sehen es als ihr von den ältesten Zeiten her angeerbtes Eigenthum an, das andere nur von Zeit zu Zeit usurpirt haben. Es ist zwar ein Aga zu Jerusalem, der unter dem Bassa von Damascus steht, und ordentlich von dem Sultan gesetzt ist; er sieht aber mehr einem Officier, der in einem feindlichen Lande Contributionen ausschreibt, als einem Gouverneur einer Provinz ähnlich, die den Sultan für ihren Oberherrn erkennet. Er hat gar keinen Einfluß, kein Ansehen, und nicht einmal Sicherheit, als durch seine Mauern und seine Soldaten. Die Pilgrime, welche den Schutz der Araber nicht erkaufen, werden häufig, sogar im Angesichte des heiligen

Gra-

Grabes, und selbst vor den Thoren der Stadt, geplündert.

In diesem Abrisse des innern Arabiens, den ich nach meinen besten Beobachtungen, so genau es bey einer so allgemeinen Beschreibung möglich war, verfertiget habe, werden meine Leser mit mir einen großen unerschöpflichen Vorrath von ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten des Lebens in seiner ersten Kindheit bemerken, der vielleicht eine Miturfache der Einförmigkeit und Beständigkeit der orientalischen Sitten seyn mag. Er war gegen alle die Veränderungen gesichert, welche Eroberungen, Handel, Künste oder Ackerbau, an andern Orten einführen, und sein Einfluß auf benachbarte Länder war bald ausgebreiteter, bald eingeschränkter, je nachdem sie näher an Arabien lagen, in genauerer Verbindung damit standen, oder allerhand Revolutionen den Zustand beider Länder veränderten. Ich kann diese Materie nicht so behandeln, wie sie es verdient, ohne auch die Sitten, welche die Bibel uns beschreibt *,

* Auch die Sitten der Americaner könnten hier einen Platz finden, und einen starken Beweis abgeben, wie sehr die Gemälde Homers der menschlichen Natur ähn-

mit in Betrachtung zu ziehen, die den Sitten Arabiens deswegen ähnlicher sind, als den homerischen, weil die inspirirten Schriftsteller diesem Lande näher lebten, und viele der Scenen, welche sie beschreiben, entweder darin, oder doch sehr nahe dabey liegen. Die Uebereinstimmung der Schreibart und der Gedanken zwischen jenen Schriftstellern und unserm Dichter ist nicht größer, als wir sie von zwo getreuen Copien Eines Originals erwarten können; wir brauchen deswegen nicht, wie einige gelehrte Männer zu übereilt gemuthmasset haben, diese Uebereinstimmung durch die egyptischen Priester zu erklären, denen Homer seine Kenntnisse, die er, wie man vorgiebt, von der jüdischen Gelehrsamkeit gehabt haben soll, verdankte.

Die

ähnlich sind; allein, obgleich die Sitten der Wilden in einigen Stücken so viel Adel haben mögen, als die des heroischen oder jedes andern Zeitalters, (denn ich wage es, zu behaupten, daß auch in Sparta man nie das Gefühl der Ehre, die Verachtung der Gefahr und die Standhaftigkeit beym Schmerze, weiter getrieben hat, als einige der indianischen Stämme,) so ist doch, im Ganzen genommen, der Grad ihrer Cultur viel geringer, als der, welchen unser Dichter beschreibt.

Die Sitten der Heldenzeit, der Patriarchen, und der Bedouinen, mit der weitläuftigern Genauigkeit zu vergleichen, mit der ich vielleicht künftig in der Beschreibung meiner Reise nach dem Orient diese Vergleichung anstellen werde, erlauben mir die Grenzen nicht, die ich mir bey diesem Auszuge gesetzt habe; jetzt werde ich mich damit begnügen, meinen Lesern einige Züge vor Augen zu legen, wo diese Aehnlichkeit am frappantesten ist, und diese will ich besonders durchgehen.

Jeder Reisende, glaube ich, der Zeit und Gelegenheit hat, Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche der Gegenden anzustellen, welche ich im Orient besucht habe, wird (1) erstaunen, zu sehen, wie weit man hier Verstellung und Mistrauen treibt: sein Auge wird (2) durch den Anblick von Grausamkeiten, gewaltthätigen Handlungen und Ungerechtigkeiten, die es nothwendig bemerken muß, beleidiget, und auf der andern Seite, (3) durch den allgemeinen Geist der Gastfreyheit, die man von der Art in Europa gar nicht kennet, vergnügt werden; er wird (4) den Umgang mit dem andern Geschlechte vermissen, und die frechen Scherze, die seine Stelle eingenommen haben, verabscheuen; er wird, (5)

wenn

wenn er Personen vom höchsten Range die niedrigsten häuslichen Beschäftigungen verrichten sieht, dieß äusserst anstößig finden, und der dort gewöhnliche Witz und Scherz wird ihm (6) entweder schaal und matt, oder grob und unanständig scheinen.

Findet er aber Schilderungen einer ähnlichen Lebensart im Homer und den jüdischen Schriftstellern, so wird er den Schluß machen, daß dieses, was ihm sonderbar scheint, nicht der besondere Eigensinn eines einzelnen Landes oder Zeitalters sey, sondern daß sich alles dieß aus einigen gemeinschaftlichen Ursachen herleiten lasse; vielleicht aus der Beschaffenheit des Landes oder des Climas, oder aus jener unbilligen Constitution und Tyranney, welcher sich der furchtsame Orientaler bisher so ruhig und fühllos unterworfen, und nicht gewagt hat, die natürlichen Rechte der Menschheit zu behaupten. Wir wollen jetzt sehen, in wie weit die sechs allgemeinen Classen, worin ich (blos nach der Ordnung, wie wir Anmerkungen über diese Materie auf unsern Reisen zu machen Gelegenheit hatten,) die verschiedenen Aehnlichkeiten zwischen den Sitten der alten Griechen und Juden, und der Araber in neuern Zeiten, eingetheilt habe, mit einander übereinstimmen. Sie werden sich

alle

alle aus der ähnlichen Unvollkommenheit der ersten gesellschaftlichen Verfassung herleiten lassen.

1. Nichts fällt in den Sitten der Orientaler mehr, vorzüglich einem Engelländer, in die Augen, als der hohe Grad, zu dem man hier die feinste Verstellung treibt, und worin vorzüglich die Großen sie besitzen. Bey den gewöhnlichen Besuchen, und dem Umgange der Vornehmen unter einander, giebt man eben so sehr auf die Gesichter, als auf die Reden der Gesellschaft, Acht, und wenn einer mit dem andern spricht, so richtet er seine Antworten mehr nach den Minen und dem Bezeigen desjenigen, mit dem er redet, als nach seinen eigenen Gedanken und Meynung von der Sache, ein; Wahrheit und die innere Beschaffenheit der Sache haben viel weniger Einfluß in seine Reden, als seine eigenen Absichten Furcht oder Hoffnung. Mit einem Worte, alles Zutrauen ist durch den Despotismus zerstört; Verdacht fängt bey dem Prinzen an, und von ihm verbreitet sich ein allgemeines Mistrauen durch jeden Stand und Rang, und hört nur bey dem auf, der sich nicht fürchten darf, weil er nichts zu verlieren hat. Die große Kunst, zu leben, ist in diesen Ländern die Verstellung, und für den würde der Charakter

des Ulyß ein vollkommenes Muster seyn, der sich hier Sicherheit und Ansehen verschaffen wollte. Ein Spion, der an andern Orten nur heimlich gebraucht wird, ist hier ein öffentlicher und anerkannter Bedienter des Staats. Aber so groß das Mistrauen in öffentlichen Angelegenheiten ist, so weit wird hingegen die Vertraulichkeit und Freundschaft unter Privatpersonen, wo welche ist, getrieben. So voll die arabische Geschichte von politischer Treulosigkeit ist, solch einen Ueberfluß hat sie doch an Beyspielen einer zärtlichen Privatfreundschaft, welche der des Orestes und Pylades, Achills und Patroclus, Davids und Jonathans, nichts nachgeben.

2. Grausamkeit, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit sind zu klar die Folgen einer fehlerhaften Regierungsform, als daß wir eine andere allgemeine Ursache der Auftritte und Begebenheiten suchen dürften, die so viel in dem Homer und den alten jüdischen Schriftstellern vorkommen, und die auch in unsern Zeiten in jenen Ländern so häufig sind. Wenn jedermann, wenigstens größtentheils, Richter in seiner eigenen Sache ist, so sind Verbrechen von dieser Art nicht allein häufiger, sondern auch vor dem Richterstule des Gewissens weniger unrecht, als in

einem

einem civilisirten Staate, wo jeder einzelne seine Rache dem Publico übertragen hat, und wo wider die Beleidigungen einer Privatperson die öffentlichen Gerichte uns Recht verschaffen; wo die gesätzgebende Macht uns nicht Bürge für unsere persönliche Sicherheit ist, da haben wir Recht, diejenigen zu vertilgen, von denen wir Gefahr zu befürchten haben. In solchen Fällen müssen persönliche Stärke und Muth manche Streitigkeit entscheiden, oder auf der andern Seite Verschlagenheit, List und unvermutheter Ueberfall, die rechtmäßigen Waffen des Schwächern gegen den Stärkern werden. Wir finden daher in der alten und mittlern Geschichte des Orients beständiges Blutvergiessen und Verräthereyen; in den heroischen Zeiten war ein Mord so etwas gewöhnliches, daß der Dichter auf einen flüchtigen Mörder, der unter fremdem Dache Zuflucht sucht, (nicht um der öffentlichen Gerechtigkeit, sondern der Blutrache der Anverwandten zu entgehen,) als auf eine alltägliche Begebenheit anspielt. Einige unserer Lieblingscharaktere in der Odyssee und Iliade mußten dieses Verbrechens wegen aus ihrem Vaterlande fliehen, und vielen von Homers Helden würde heutiges Tages in jedem Lande Europens, auf das Zeugniß des Dichters, der Kopf abgesprochen werden.

3. Daß aber auch die Gastfreyheit der Orientaler, wenigstens einigermaßen, aus eben der Quelle herzuleiten sey, wird denen fremd vorkommen, die noch nicht bemerkt haben, in welchem genauen Verhältnisse diese Tugend in vielen Ländern und in den verschiedenen Provinzen jedes Landes mit dem Müssiggange, der Armuth und der Unsicherheit, den unausbleiblichen Folgen einer verdorbenen Policey, steht. Man könnte mit größtem Rechte, wie die Verstellung ein orientalisches Laster, so die Gastfreyheit eine Tugend des Orients, nennen. Beide werden so lang dort herrschen, als Despotismus in diesem Theile des Erdbodens die gewöhnliche Regierungsform bleibt. Bey einem so unglücklichen Zustande der bürgerlichen Verfassung ist es einiger Trost, daß das Mittel, was am geschicktesten ist, die Grausamkeit gefühlloser Obern erträglich zu machen, da am meisten angewandt wird, wo man es am nöthigsten braucht. In Arabien scheint das Recht der Gastfreundschaft (das man so richtig das point d'honneur der Morgenländer nennt) das glückliche Substitut positiver Gesätze zu seyn. Es mildert einigermassen die Härte der Natur bey einem so unfruchtbaren Boden, und verbindet herumschweifende Horden, die das Völkerrecht verlachen, die Zwangspflichten

des

des Menschen (iura perfecta) verläugnen, und der bürgerlichen Obrigkeit Trotz bieten, zur Erweisung wechselsweiser Gefälligkeiten. Ein starker Beweis von der Macht der edlen Grundlage in dem Menschen, der zur Geselligkeit geschaffen ist; sie beherrscht auch die verkehrteste und zügelloseste Gemüthsart, wo alle Befehle der gesätzgebenden Macht verachtet werden, und nur die Stimme der Sympathie herrschet.

4. Aber nur allzu sehr wird das Vergnügen, welches dieser schöne Zug im Charakter der heroischen, patriarchalischen, und neuern orientalischen Sitten in uns erweckt hat, durch den traurigen Contrast vermindert werden, welchen der unangenehme Theil des Gemäldes (und er unterscheidet hauptsächlich unsere und ihre Sitten) mit jenem bildet. Ich rede von der unnatürlichen Absonderung beider Geschlechter, wodurch das eine von den Vergnügungen und Beschäftigungen des Lebens, zum großen Nachtheile des Ganzen der Gesellschaft, ausgeschlossen wird *.

Die

* Wir finden zwar die Arete unter Mannspersonen, und Helena erscheint nicht leicht in anderer Gesellschaft, weder

Die traurigen Wirkungen der tyrannischen Verbannung des liebenswürdigsten Theils der Schöpfung aus der menschlichen Gesellschaft (ein charakteristischer Zug eines wilden Volkes) sind nur diejenigen zu beurtheilen im Stande, welche das Vergnügen empfinden, das eine freyere Vertheilung der Geschäfte und Vergnügungen zwischen beiden Geschlechtern uns gewährt. Durch sie wird jede Sorge erleichtert, das Vergnügen einer stillen häuslichen Lebensart erhöhet und

weder in der Iliade noch Odyssee. Wenn wir aber keine andern Gründe von der Art im Homer finden, so wird man gegen diesen einwenden können, daß die erstere schon eine alte Frau und Königinn eines sehr lasterhaften und wollüstigen Volkes ist, und daß letztere wohl kaum als ein nachahmungswürdiges Beyspiel angeführt werden kann, wenn von der Aufführung des andern Geschlechts die Frage ist. Und doch hatte zu Homers Zeiten das Frauenzimmer in Griechenland noch etwas mehr Freyheit, als nachher. Euripides, der es in seiner Iphigenia viel eingeschränkter erscheinen läßt, sah mehr auf seine eigenen, als auf die Sitten der heroischen Zeiten. Ein sehr sonderbares und unerklärliches Phänomen in dem Homer ist das unanständige Betragen der jungen Mädchen, die zwar sonst aus aller Gesellschaft mit Mannspersonen ausgeschlossen sind, aber doch beständig gebraucht werden, sie im Bade zu waschen.

und belebt, bey den größern und wichtigern Unternehmungen des Ehrgeitzes, die Wildheit gemildert, auf der andern Seite aber Trägheit und Muthlosigkeit angefeuert, und die edelsten Kräfte der menschlichen Seele wirksam gemacht. Welches Leere muß man in den Sitten und dem Charakter eines Volkes erwarten, wo durch die erniedrigendste Sclaverey und Verbannung das andere Geschlecht so sehr heruntergesetzt, und dadurch unsers der mächtigsten Triebfedern zu großen und edlen Unternehmungen beraubt ist! Indessen war dieß doch der Zustand der Gesellschaft in den heroischen und patriarchalischen Zeiten, und so ist er noch heutiges Tages im Orient; nur mit einem Unterschiede, der sehr zum Vortheile der Sitten Homers ist. In der Iliade und Odyssee bemerkt man zwar sehr die Unterwürfigkeit des Frauenzimmers, aber sie scheinen doch mehr ein Theil der Gesellschaft zu seyn, als bey den alten Hebräern, und gewiß mehr als ihre Einschränkung zu unsern Zeiten im Orient erlaubt.

Der Einfluß dieser die allgemeine und Privatglückseligkeit so zerstörenden Gewohnheit muß sich gewissermaßen über das ganze System der heroischen Sitten verbreitet haben, und deswegen halte ich es für unmöglich, den Originalproducten des Genies in

jenem Zeitalter Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ohne die Wirkung derselben auf ein treues Gemälde des menschlichen Lebens in Erwägung zu ziehen. Ist es nicht merkwürdig, daß Homer, ein so vollkommenes Muster im Zärtlichen und Rührenden, der uns den Menschen fast in jeder Gestalt, und aus jedem Gesichtspuncte gemalet hat, nicht ein einziges Beyspiel von der Macht und den Wirkungen der edlern über das blos sinnliche Vergnügen erhabenen Liebe gegeben hat*? obgleich die Ursache des Krieges, den er besingt, etwas von dieser Art ganz natürlich hoffen liesse. Auch kann

* „ Mitleiden und sanftere Empfindungen, sagt Pope, „ sind der Natur der Iliade zuwider “. Ich glaube, er hätte richtiger geurtheilt, wenn er gesagt hätte, sie wären den Sitten Homers nicht angemessen. Wenn er sie aber bisweilen, mitten unter den Schrecken von Tod und Blutvergiessen, rege macht, so ist der Contrast auch unwiderstehlich, und ein zärtlicher Auftritt in der Iliade borgt, gleich einem wohlcultivirten Platze auf den Alpen, von den grausenvollen Gegenständen, die ihn umgeben, neue Schönheiten. In der That hat er uns nur eine Probe von dieser Art hinterlassen, die Unterredung des Hectors und der Andromache, in dem sechsten Buche, die Beweises genug ist, wie vollkommen er unsere feinsten Empfindungen in seiner Gewalt hat. Sollte ich etwas an diesem so allgemein bewun-

der-

kann ich der Geschichte des Ulyß und der Calypso in der Odyssee nicht eingestehen, daß sie Liebe, wie wir sie gemalt haben wollen, schildert; und eben so denke ich von dem Jupiter und der Juno, Mars und Venus, und einigen andern verliebten Scenen, im Geschmacke der noch rohen Sitten. Virgils Zeitalter verschaffte ihm glücklicher Weise jene Gemälde, die Homer nicht kannte, und er nützte diese neue Aussicht vortrefflich. Er behielt blos das Skelet seiner Geschichte aus dem griechischen Dichter bey, und hinterließ uns ein Meisterstück von dieser Art, das so sehr das Original an feinem Ausdruck der manchfaltigen Modificationen dieser Leidenschaft, als Dido an

derten Gemälde aussetzen, so würde mein Tadel nicht den Dichter, sondern seine Sitten treffen; er wird vielleicht dienen, meine Meynung von dieser Sache deutlicher zu machen. Andromache hat unser ganzes fühlendes Herz mit dem zärtlichsten Mitleiden erfüllt, und dasselbe so hoch getrieben, als nur immer ein Trauerspiel unsere Leidenschaften treiben kann; und hier antwortet ihr Hector:

Η και εμοι ταδε παντα μελει, γυναι.

und schließt mit den Worten:

Αλλ εις οικον ιουσα, u. s. w.

Er sucht hier die Aufmerksamkeit seiner Andromache auf andere Dinge zu richten; seine Worte sollen der

Aus-

Zärtlichkeit und Feinheit der Empfindungen, die Calypso übertrifft.

Wir wollen nicht mit einigen von Homers besten Auslegern dieses Phänomen durch die Vermuthung zu erklären suchen, er habe die Liebe für eine einem Helden unanständige Leidenschaft gehalten. Homer ehrte die Natur zu sehr, um irgend eine ihrer ächten Empfindungen gering zu schätzen, oder zu unterdrücken. Aber diese Leidenschaft, so wie wir sie uns denken, war den Sitten seines Zeitalters unbekannt. Die Charaktere der Mannspersonen, und vorzüglich der Held der Iliade, haben daher eine gewisse Unbiegsamkeit

Ausdruck der größten Zärtlichkeit seyn. Aber sind sie eben das auch für uns? Wird nicht jeder englische Leser durch etwas hartes in den Worten beleidigt werden, welche Homer dem zärtlichsten Ehemanne gegen seine Frau, und an einer andern Stelle, dem gehorsamsten Sohne gegen seine Mutter, in den Mund legt? S. Odyss. 21. v. 350.

Das ganze Betragen des Telemachs gegen die Penelope erinnert uns, so ehrfurchtsvoll es auch ist, doch immer an das athenienſische Gesätz, welches den Sohn, wenn er mündig war, zum Κυριος oder Vormunde seiner Mutter setzte.

keit und Rauhigkeit, und das andere Geschlecht, dessen handelnde Sphäre sich jetzt erweitert hat, war damals blos auf das beständig einförmige Hauswesen und solche Verrichtungen eingeschränkt, die wir Bedienten zu überlassen pflegen. Die Prude und die Coquette, mit allen Nuancen von weiblichen Charakteren zwischen beiden, waren dem Dichter so wenig bekannt, als es der gekünstelten Genauigkeit unserer neuern Galanterie angemessen ist, daß eine Prinzeßinn oder Königinn im Homer die niedrigsten häuslichen Geschäfte verrichtet.

Ich will diesen Gedanken nicht weiter auseinander setzen, noch gewisse entferntere Folgerungen daraus ziehen, zu denen er einem genauern Untersucher Anlaß geben könnte, sondern nur blos versuchen, einige zu rauhe, unanständige Gemälde daraus, wo nicht zu entschuldigen, doch zu erklären, welche nur zu oft und zu getreu von den Sitten, die wir jetzt untersuchen, abcopirt sind.

Der Begriff von Liebe erstreckte sich nicht viel weiter, als blos auf sinnliches Vergnügen; daher war der Dichter, der diesen Gegenstand behandeln wollte, nur auf allzu freye Gemälde der Schönheiten

des andern Geschlechts, oder auf solche Schilderungen ihrer Wirkungen, eingeschränkt, welche die heutige Feinheit der Sitten nicht erlauben würde.

Wie die Liebe selbst, so war auch ihre Sprache; beide niedrig und arm. Die Simplicität jener Zeiten hatte noch nicht die Manchfaltigkeit des Ausdrucks erfunden, und das ganze Vocabelbuch der Liebe bestand in einem einzigen Worte; je strenger man das Frauenzimmer aus der Gesellschaft verbannte, je weniger Modificationen und Feinheit des Ausdrucks.

Der Fuß hingegen, auf dem in unsern Zeiten ein vernünftiger Umgang beider Geschlechter geführt wird, giebt der Gesellschaft ein ganz anders Ansehen, und ihm verdanken wir hauptsächlich die große Manchfaltigkeit unserer Charaktere. Eine gewisse freywillige Achtung und Ehrfurcht bey dem einen, und eine gewisse unerzwungene Behutsamkeit und Reserve bey dem andern Geschlechte, die beide Homer und der Orient nicht kennen, machen bey uns das aus, was man (freylich sehr unbestimmt) Lebensart im Privatumgange zu nennen pflegt. Sie geben darin den Ton, und haben noch ausserdem einen sehr

großen Einfluß auf die Tugend und das Glück einer Nation. Dadurch entsteht eine ganz neue Classe von Worten und von Begriffen; das Grobe, das Feine, das Schickliche, das Unanständige, das Allzufreye, und das Reservirte, alles dieß sind relative Ausdrücke, die nicht nur jetzt ganz etwas anders bedeuten, als ehedem, sondern deren Sinn auch zu unsern Zeiten, in den mancherley Theilen Europens, sehr verschieden ist, je nachdem der Umgang beider Geschlechter mehr oder weniger frey ist.

Es sollte mir freylich leid thun, wenn ich einigen meiner Leser hierdurch einen Geschmack an gewissen unanständigen Gemälden der Iliade und Odyssee, oder an denen in den jüdischen Schriftstellern, beybrächte; (wo man bey gleich unanständigen Schilderungen einen noch gröbern Ausdruck antrifft) aber doch wünschte ich, zwischen ihnen und den schändlichen Produkten späterer Zeiten und cultivirterer Länder einen wesentlichen Unterschied gemacht zu sehen; diese sind gar keiner Vertheidigung fähig, und die Schuld kann nicht, wie bey jenen, den Sitten der Zeit, sondern sie muß dem Maler gegeben werden. Es würde große Ungerechtigkeit gegen den Homer seyn, wenn man hier sein Lob verschwiege,

wozu diese Betrachtungen Anlaß geben. Unpartheyisch von ihm zu reden, so hat er die Sitten seines Vaterlandes eben so sehr an Anständigkeit und Delicatesse, als mehr cultivirte Zeiten an Genie übertroffen.

5. In einem Zeitalter, wo Stand und Rang mit so viel gekünstelter Genauigkeit vervielfältiget, und mit so vielen Unterabtheilungen vermehrt worden sind, ist es in der That schwer, sich in die Simplicität einer so einförmigen Rangordnung zu versetzen, wo nur der große Unterschied vom Könige und Sclave, Herrn und Knecht ist. Für uns bleibt es immer ein beleidigender Anblick, wenn wir die vornehmsten Leute im Staate, und die Generale, welche Armeen gegen den Feind führen, sich mit ihren Heerden beschäftigen, oder ihre Mahlzeit selbst bereiten sehen.

Kurz, es ist unmöglich, an der Schilderung von Sitten, die wir nie gesehen haben, und wäre sie auch die vollkommenste, eben den Antheil zu nehmen, den wir bey solchen empfinden, die wir aus unserer täglichen Erfahrung und dem gemeinen Leben kennen. Die Schäfergedichte müssen daher nothwendig in ei-

nem Lande oder in einem Zeitalter, wo die Schäfersitten nicht mehr Mode sind, so natürlich auch immer die Scene seyn mag, was die Charaktere betrifft, stets Kunst seyn, und die einzigen Originalgemälde davon muß man nur bey solch einer Lebensart suchen, von der ich hier rede. Es sey mir erlaubt, hiervon noch etwas zu sagen; wir werden vielleicht dadurch auf den Ursprung der Schäfergedichte zurückgeführt werden, und Gelegenheit bekommen, die Natur dieser Art von Gedichten besser kenneu zu lernen, mit denen man bisher so wenig bekannt gewesen ist, daß die Critik ihren wahren Charakter noch nicht hat bestimmen, oder die Regeln vestsetzen können, wornach man sie zu beurtheilen hat.

Wenn die Mühseligkeiten sowohl, als die Vergnügungen des Landlebens, mit dem höchsten Range sich vertragen, wenn beide so miteinander verbunden sind, daß Prinz und Bauer im buchstäblichsten Verstande eine und dieselbe Person sind, so schicken sich erhabene und edele Gesinnungen für den Schäfer, der zugleich König ist, und dann trifft man auch beide beym Landmanne an. Daher kömmt es, daß wir in dem jüdischen Schäfergedichte, so dunkel und fehlerhaft es auch ist, doch den kühnsten Flug des Genies

von

von dieser Art antreffen; und daß Homer in Originalschäferschönheiten gleich den nächsten Rang neben ihm behauptet. Zwar sind seine Gedanken weniger erhaben, und sein Ausdruck nicht so stark, aber seine Scene ist mehr Gemälde, und seine Sitten sind keuscher. Diese Vorzüge vor den jüdischen Dichtern hatte er seinem mehrcultivirten Lande und seinem weniger rohen Zeitalter zu verdanken. Die neuern Araber, wo ich oft die so verschiedenen Beschäftigungen eines Prinzen, Schäfers und Dichters vereinigt sah, behalten bey ihren Werken von dieser Art das Wilde, Unordentliche und weniger Anständige in der Manier ihrer Vorfahren, und einen großen Theil der ihnen eigenen feurigen Einbildungskraft bey. Diese bemerkten wir auch in den Stücken, die sie eilig und aus dem Stegereife verfertigen, und sogar in einer schlechten und übereilten Uebersetzung.

Theocrit aber, und sein Nachahmer Virgil, schrieben in einem mehr gesitteten Zeitalter, und für cultivirte Höfe, zu einer Zeit, da Prinz und Schäfer so sehr von einander entfernt waren, daß sie just in der menschlichen Gesellschaft die beiden verschiedensten Rollen, der eine die vornehmste, und der andere

die

die niedrigste, spielten. Folglich waren ihre Personen im Schäferdrama aus dem niedrigsten Stande hergenommen, und sollten doch die Gesinnungen und Empfindungen des vornehmsten ausdrücken; ein Widerspruch, den wir, aller der Schönheiten ungeachtet, die man billig in dem griechischen und römischen Dichter lobt, doch nothwendig gewahr werden müssen. Dennoch verfallen sie, wenn sie diesen Fehler vermeiden wollen, in noch schlimmere; ihre Charaktere gefallen uns um desto weniger, je mehr sie schäfermäßig sind. Die spätern Stücke von dieser Art schwanken zwischen diesen beiden einander ganz entgegen gesetzten Fehlern in der Mitte, und verfallen nach dem Gutdünken des Dichters in den einen oder in den andern, je nachdem er mehr die großen Muster des Alterthums verehrt, oder mehr für die Sitten seines eigenen Vaterlandes eingenommen ist. Daher müssen sich entweder Sprache und Gesinnungen zu dem Stande des Redenden herablassen, und dann werden sie gemein und ekelhaft; oder sie müssen einer höhern Sphäre des Lebens abgeborgt werden, und dann wird eine der vornehmsten Regeln der Dichtkunst übertreten.

6. Nun kommen wir zum sechsten und letzten Gegenstande meiner Vergleichung. Vielleicht ist keines unter allen Produkten des menschlichen Genies, worin der Geschmack verschiedener Zeiten und Länder so wenig übereinstimmet, als in den Werken der Laune und des Witzes. Ihr wahrer Geist ist seiner Natur nach so fein und flüchtig, daß er bey der geringsten Veränderung in den Umständen, die ihn veranlaßt haben, verfliegt, und nichts als niedrige, verächtliche Possen zurück läßt.

Da das Schicksal des griechischen und römischen Witzes auch in den feinsten Zeiten so veränderlich und unbeständig war, wie wenig können wir denn von diesen rohen Produkten hoffen, davon wir hier reden. Doch, da diese Gleichheit der Sitten, die mich hier beschäftiget, sich auch auf gewisse Aehnlichkeiten im Comischen erstreckt, und da diese Aehnlichkeiten aus eben der Quelle, woraus ich schon die vornehmsten charakteristischen Züge der orientalischen Sitten hergeleitet habe, aus dem Despotismus herzukommen scheinen, so würde vielleicht eine weitläuftigere und genauere Untersuchung dieser Materie die wahre Geschichte und den ächten Charakter des Comischen erläutern; nur müßte man das nicht vergessen, was

ich

ich von der Grobheit des Witzes gesagt habe, die aus Mangel eines guten Umgangs mit Frauenzimmern entsteht.

Hier ist es mir genug, zu bemerken, daß bey dem unvollkommenen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft Materie und Gelegenheit, sich zu zeigen, für Talente von dieser Art fehlt.

Die sich stets gleiche, unveränderliche Einförmigkeit in der Kindheit des Lebens ist eines Stoffes zur Satyre unfähig; sie giebt den Sitten einen gewissen Ernst und Steifigkeit, und schränkt dadurch das comische Genie ein, welches allein bey einer Menge verschiedener Charaktere blühen und reifen kann. Die Bemühungen einer noch rohen bürgerlichen Gesellschaft verschaffen ihr blos die Nothwendigkeiten des Lebens; in einer verfeinerten Periode aber suchen sie auch Dinge, die zur Bequemlichkeit und zum Ueberflusse gehören. Hier ist die Quelle so mancher falschen Begierden und eingebildeten Bedürfnisse, welche nicht die Natur, nicht Homer, nicht der Bedouine kennt. Künste, Handlung und Gewerke vervielfältigen sich; es entstehen neue Unterschiede im Range und Stande, und kurz, die ver-

schiedenen Laster, Thorheiten und lächerlichen Seiten eines reichen, handelnden, freyen Volkes geben einem Swift, Addison und Hogarth unerschöpflichen Stoff zur Satyre. Wenn die Engländer andere Nationen in dieser Laune übertroffen haben, so ist es unserer großen Manchfaltigkeit von Originalcharaktern zuzuschreiben, einem Reichthume von Stoff, den jeder witzige Kopf unter gewissen nützlichen Einschränkungen gebrauchen darf, die hoffentlich noch lang das gehörige Gleichgewicht in unserm Witze sowohl, als in unserer bürgerlichen Verfassung, zwischen zügelloser Freyheit und entkräftender Sclaverey erhalten werden.

Wie die Materie des Witzes in seiner Kindheit zu sehr durch den Mangel an Gegenständen eingeschränkt ist, so wird die Gelegenheit, sich zu zeigen, durch die Gefahr, jemand zu beleidigen, zu sehr benommen. Die ersten Versuche werden entweder aus Furchtsamkeit unterdrückt, oder sind durch Grobheit entstellt; und diese Grobheit pflegt mit wahren Gewaltthätigkeiten in so genauer Verbindung zu stehen, daß beide nicht selten vereinigt und eines zur Unterstützung des andern gebraucht wird. Daher jene unanständigen Spöttereyen über Leibesgebrechen,

der

der unedle Vorwurf der Armuth, und vorzüglich jener grausame unmännliche Spott und übermüthige Triumph des Siegers über den Besiegten, wodurch so manche unangenehme Schilderungen im Homer, den jüdischen Schriftstellern, den Sitten der heutigen Orientaler, und aller uncultivirten Nationen entstehen. Sie kommen hierin mit dem Pöbel, auch der gesittetsten Völker, überein, wo der Uebergang von Spötterenen zu Schlägen so natürlich ist, daß letztere nur für einen gröbern und stärkern Ausdruck der erstern gehalten werden.

Eine so genaue und frühe Verbindung des spottenden Witzes mit der Gewaltthätigkeit gereicht freylich nicht sehr zum Vortheile des erstern. Ich würde ihn nur schlecht vertheidigen, wenn ich zu seiner Entschuldigung erinnerte, daß seine Bekanntschaft mit diesem wilden Gesellschafter in der Kindheit des erstern anfieng. Doch wir müssen nicht aus einseitigen Beobachtungen über eine Materie, die mehrere Untersuchung verlangt, allgemeine, dem Homer und uns selbst so nachtheilige, Folgen ziehen. Es sind doch einige witzige Stellen im Homer *, die

* Von dieser Art ist die comische Geschichte, welche der

die wir schwerlich aus dem Despotismus würden herleiten können, ob er gleich gewöhnlich der Grund der groben Spöttereyen ist, die wir in beiden Heldengedichten antreffen.

Zu keinem Theile dieses Versuches haben meine im Orient, besonders in Palästina, Egypten, und vorzüglich in den innern Theilen Arabiens gemachte Beobachtungen so viel beygetragen, als zu diesem Abschnitte von den Sitten Homers; es ist aber auch kein Theil meines Versuches, wo es mich so viel Mühe gekostet hat, aus einer solchen Menge von Materialien das auszusuchen und zu ordnen, was für diesen kurzen Auszug am nöthigsten war, und sich in denselben am besten schickte, welcher indessen doch, so wie er jetzt ist, nur immer etwas unvollkommenes bleibt. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht einige scharfsinnigere Bewunderer des Dichters, die ihn aus diesem

in einen Alten verstellte Ulyß, dem Eumäus im 14ten Buche erzählt, wie er seinen Mantel vergessen gehabt, als er in einer kalten Nacht auf einem entfernten Posten vor Troja stand; und wie sie da einem seiner Cameraden einen losen Streich gespielt, und ihn in Aprill geschickt hätten, seinen Mantel zu bekommen.

sem Grunde vertheidigen wollen, schon das erriethen, was ich künftig hierüber zu sagen denke, wenn ich die Richtigkeit der vornehmsten Charaktere in der Iliade und Odyssee nach dem untrüglichen Probestein, nach den Sitten der Heldenzeit, prüfen werde; denn wenn man sie nach den unsrigen beurtheilt, so scheint uns der Muth des Achills wilde Wuth, und der Verstand des Ulyß niedrige Argliſt.

Noch eine Anmerkung muß ich doch machen, ehe ich diese Materie schliesse, um Homers Originalgenie Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie ist diese: Er hat aus der größten Einförmigkeit der simpelsten Sitten, die je einem Dichter zu Theil wurde, die größte Manchfaltigkeit verschiedener Charaktere zu bilden gewußt, die je **ein** Genie geschaffen hat.

Homer als Geschichtschreiber.

Homer behauptet schon aus dem, was ich bisher davon gesagt habe, mit völligem Rechte, den Namen des Vaters der Geschichte, den kein anderer ihm streitig zu machen fähig ist. Ihm verdanken wir die frühesten Nachrichten von Künsten, Wissenschaften, Sitten und Staatsverfassung; ohne ihn würden wir uns keinen richtigen Begriff von dem wahren Zustande und Charakter einer bürgerlichen Verfassung in ihrem ersten Anfange machen können. Hier haben wir die allerinteressantesten historischen Nachrichten, von einem Zeugen, wider dessen Glaubwürdigkeit sich gar nichts einwenden läßt; denn derjenige, der sich durch die treffendsten Gemälde des menschlichen Lebens bey seinem eigenen Zeitalter den Namen eines Dichters erworben hat, Homer, wird durch die gültigsten und ehrwürdigsten Ansprüche auf Wahrheitsliebe für die Nachwelt Geschichtschreiber.

Noch weiter sind einige der besten und scharfsichtigsten Richter des Alterthums hierin gegangen, wenn sie auch sogar in historischen Dingen sein Zeugniß

niß der Erzählung eigentlicher Geschichtschreiber von Profession vorziehen. Der Originalcharakter seiner Schriften begünstiget dieses Urtheil, und die so natürliche und der Wahrheit gemäße Harmonie zwischen der Scene und Handlung der Iliade könnte uns auf die Gedanken bringen, daß Homer die erstere als Augenzeuge, und letztere aus den Ueberlieferungen seines Zeitalters, gekannt habe, die am allgemeinsten angenommen wurden. Diese Vermuthung gewinnt dadurch, daß er in der Nachbarschaft von Troja lebte, noch mehr Wahrscheinlichkeit; er hatte dadurch Gelegenheit, vollkommen mit der Scene des Krieges bekannt zu werden, und konnte eine Menge kleiner Nebenumstände von den berühmtesten Thaten und Begebenheiten desselben vielleicht selbst von den Kindern derer erfahren, welche Augenzeugen der Belagerung gewesen waren, und sich auf der scamandrischen Ebene hervorgethan hatten.

Ich suche eigentlich nur aus der Harmonie der homerischen Erzählungen unter einander, und dem ihm eigenen Charakter der Wahrheit, zu beweisen, wie sehr er auch als Geschichtschreiber unsere ganze Hochachtung verdient; indessen fehlt es, zur Bestätigung dieses Satzes, auch nicht an dem Zeugnisse

anderer Schriftsteller. Die beste Nachricht von dem Zustande Griechenlands in den frühesten Zeiten, von seiner Policey, Gesätzen, Sitten, Schifffahrt und Macht, ist die zwar kurze, aber schätzbare Beschreibung davon, die Thucydides seiner Geschichte des peloponesischen Krieges vorgesetzt hat; und dieser bildet sich, so sehr er auch sonst sich wider die aus Dichtern geschöpfte Historie erklärt, doch seine Idee von dem Zustande seines Vaterlandes in den ältesten Zeiten aus dem Homer.

Es ist ausgemacht, daß die Alten in den Umständen des trojanischen Krieges sehr von einander abwichen, und wahrscheinlich, daß die verschiedenen Erzählungen, auch sogar derer, welche mit Theil an den großen Begebenheiten dieses Krieges hatten, dem Dichter die Freyheit liessen, zu wählen oder zu verwerfen, je nachdem es seinem Plane am bequemsten war. Spätere Dichter nahmen sich eben diese Freyheit, und es weichen in der That die Tragödienschreiber, deren Sujet aus der trojanischen Geschichte genommen ist, in mehr als einem Umstande vom Homer ab. Euripides wählte für eines seiner Stücke einen Plan, der voraussetzt, daß Helena niemals in Troja gewesen ist; und ungeachtet ihm diese Intrigue

und dieß Sujet so wohl gefällt, daß er es zum zweytenmale anbringt, (denn seine Helena und Iphigenia von Aulis sind hierin wenig verschieden) so kann ich mir doch nicht vorstellen, daß er ohne allen historischen Grund vom Homer sollte abgegangen seyn. Die Nachricht, die Herodotus wegen der Helena und des Menelaus von den egyptischen Priestern erhielt, war für ihn hinlänglich, ihr zu folgen, und ist für uns ein Beweis, wie sehr verschiedene Begriffe man schon in den frühesten Zeiten von dem trojanischen Kriege hatte. Indessen muß man hier wohl bey unpartheyischer Untersuchung der Verschiedenheit, die sich zwischen dem Geschichtschreiber und Dichter findet, für den Dichter sprechen. Doch sage ich dieß nicht in der Absicht, das Mistrauen gegen den Herodotus noch mehr zu erregen, das man wohl zu weit getrieben hat. Ich bin ihm in den meisten Ländern, die er gesehen und beschrieben hat, gefolgt, und habe ihn in allem dem, was er selbst gesehen, als einen sehr wahrheitsliebenden, in allem aber, was er nur von andern gehört, als einen sehr leichtgläubigen Schriftsteller befunden.

Doch dieß sind nicht die einzigen Ursachen, welche Homers Geschichte verwirrt haben. So wie

die ersten Dichter sich mit dem trojanischen Kriege Freyheiten herausnahmen, so machten auch die Künstler manche Veränderungen, und verwirrten dadurch diese Geschichte noch mehr. Polygnotus, dessen Gemälde noch zu den Zeiten des Pausanias bewundert wurden, der mit den Dichtern bekannt war, und seine Sujets aus dem trojanischen Kriege hernahm, folgt nicht allezeit dem Homer; auch in einigen alten Stücken von Bildhauerkunst, die wir noch übrig haben, sind die Ideen des Dichters eben nicht gewissenhaft beybehalten. Was römische Gedichte, Gemälde und Werke der Bildhauerkunst betrifft, so können sie wohl in Sachen, die Troja angehen, nicht als Beweise angeführt werden. Wir haben keine Ursache, zu glauben, daß Virgil je zu Troja gewesen; und so ein großer Bewunderer und getreuer Nachahmer der dichterischen Schönheiten des Homers er auch ist, so scheint er doch nicht viel Aufmerksamkeit auf diese Genauigkeit desselben, die hier unsere Untersuchungen beschäftiget, gewandt, noch den Homer als Geographen oder Geschichtschreiber betrachtet zu haben. Tryphiodorus, Colluthus, u. s. w. haben noch weniger Gewicht; und wenn sie uns Dinge erzählen, deren Homer nicht erwähnt, so verdienen sie nur in so fern unsere Aufmerksamkeit, als sie et-

wan aus alten Quellen, die uns verloren gegangen sind, können geschöpft haben. Eben so verdienen Dares Phrygius, oder Dictys Cretensis, nur deswegen einige Achtung, weil ihre Schriften Erdichtungen eines Zeitalters sind, wo sie einige kleine Nebenumstände aus nunmehr verloren gegangenen Schriftstellern sammeln konnten. — — Die Römer nahmen sich mit der griechischen Götter- und Heldengeschichte große Freyheiten heraus. Dieß sieht man bey dem Ovid, dem diese Sujets gefielen, und der sie in ein System brachte, das wegen seines guten Zusammenhanges und der glücklichen Zusätze, die seine Phantasie dazu machte, als das vollkommenste angesehen wird, und uns, als eines der ersten Bücher, die wir in die Hände bekommen, das bekannteste ist; denn die allgemeine Mode, zuerst lateinisch, und dann erst griechisch zu lernen, bildet unsere Begriffe mehr nach der römischen Mythologie. Wäre Homer der erste Dichter, den wir in einer todten Sprache läsen, so würde es uns leichter werden, seine Mythologie von den Fabeln späterer Zeiten abzusondern. Seit dem die Religion Griechenlands und Roms der Gegenstand speculativischer Untersuchungen einiger scharfsinnigen neuern Schriftsteller geworden ist, welche in allem, was wir von den Alten

noch übrig haben, einen tiefen mystischen Sinn zu entdecken glauben, hat jeder das angenommen, was seinem Systeme am gemäßesten war, je nachdem er sich eine größere oder geringere Idee von der Weisheit des Alterthums gemacht hatte. Es ist werth, auf die verschiedenen Begriffe Acht zu geben, welche sich hievon nach der Wiederherstellung der Wissenschaften verbreiteten, da man sich aus italiänischen und französischen Uebersetzungen einige leichte Kenntnisse von alter Fabellehre und Heldengeschichte erwarb. Im Shakespeare, der aus diesen Quellen schöpfte, finden wir sehr verworrene, hin und wieder gesammelte Begriffe von der trojanischen Geschichte. Er hat eine Mischung heroischer und gothischer Mythologie, die aus den zusammengesetzten Traditionen verschiedener Leute, und ganz verschiedener Zeiten entstanden ist.

Dieß sind die Verfälschungen, welche die Fabellehre und Geschichte Homers hat erleiden müssen. Es ist schwer, ihn von der Last von Widersprüchen zu befreyen, wodurch seine Nachfolger alles so sehr verwirrt haben; aber wir können wohl seine eigene, mit sich selbst wohl bestehende, und wohl zusammenhängende Geschichte von dem übrigen absondern, und sie

wird,

wird, bey der großen Dunkelheit der ganzen Materie, den Namen der authentischesten verdienen.

Was ich in dieser Absicht aus der Iliade und Odyssee gesammelt habe, läßt sich, nach der Zeitrechrechnung, bequem in drey Abschnitte theilen.

Der erste, welcher die Zeit in sich begreift, ehe die Griechen von Aulis abgiengen, wird die Grenze zwischen Homers Mythologie und Geschichte machen. Er begreift die alten Ueberlieferungen von dem Riesengeschlechte, das mit dem Eurymedon sich endiget, die Erzählungen von den Centauren und Lapithen, vom Irion und Perithous, vom Bellerophon, Perseus, Theseus und Hercules; die Geschichte vom calydonischen Eber, den thebanischen Kriegen, und endlich die Ursachen und Zurüstungen zur Belagerung von Troja.

Die zweyte Periode fängt mit dem Abschiffen der Griechen nach Troja an, erzählt die Geschichte der zehnjährigen Belagerung, oder vielmehr Bloquade, enthält die vornehmste Handlung der Iliade, und endiget sich mit der Zerstörung der Stadt.

Die dritte Periode fängt mit der Probe des Ganzen der homerischen Geschichte an, die ich oben * gegeben habe; sie enthält die Zerstreuung, Unglücksfälle, und nachherigen Wohnplätze der Griechen, Trojaner und Hülfsvölker, und bringt uns bis in die homerischen Zeiten selbst. Sie kann in den äolischen, jonischen, und andern Wanderungen, Licht und Anlaß zu einigen Vermuthungen geben, die den Ursprung der griechischen Sitten, Künste und Sprache betreffen.

Die Haupthandlung der Iliade geht die erste Periode gar nicht, und nur einen sehr kleinen Theil der zweyten an, und der Plan der Odyssee beschäftigt sich mit einem noch kleinern Stücke der dritten Periode; alle die Begebenheiten, welche vor dem im Gedichte besungenen Zeitraume hergiengen, und alle, die auf ihn folgten, hat der Dichter eingestreut; und dieß merkt er immer mit der größten Genauigkeit, dem ungeachtet aber auch so glücklich an, daß er durch Variation den Leser vergnügt, ohne der chronologischen Ordnung zu nahe zu treten, die ich bisher immer, so oft

* In dem Abschnitte von Homers Schifffahrt.

oft ich ihn auf die Probe gestellt, bey seinem Sammeln und Anordnen der Begebenheiten gefunden habe. Um Verwirrungen in der Zeitrechnung zu vermeiden, war es nothwendig, daß die spätesten Umstände der dritten Periode mußten geweissagt werden: hieher gehöret die Zerstörung von Mycene, die Verheerung der griechischen Vestungswerke, die Nachfolge des Aeneas und seiner Familie, in der Regierung des Königreichs Troja, u. s. w. Weil die Wahrheit dieser letztern Begebenheit so heftig von spätern Schriftstellern ist bestritten worden, so halte ich es für meine Pflicht, dem Dichter in diesem Puncte Gerechtigkeit zu verschaffen. Er ist für seinen Ruhm als Geschichtschreiber eben so nachtheilig gewesen, als jener ihm Schuld gegebene Irrthum wegen der Küste Egyptens und der Lage von Pharos (worin ich ihn zu rechtfertigen gesucht habe) seinem geographischen Ruhme. Ich werde jetzt meine Anmerkungen über den Homer, als Geschichtschreiber, blos auf seine Rettung in dieser Sache einschränken. Fl. 4, 52. Fl. 20, 307.

Es mag vielleicht manchem sonderbar scheinen, daß ich zu unsern Zeiten noch die Reise des Aeneas nach Italien in Zweifel zu ziehen wage, eine Begebenheit, auf die man so allgemein den Ursprung des römischen

Rei-

Reiches zu gründen pflegt, die Livius als ungezweifelt annimmt, die Dionysius von Halicarnaß völlig bewiesen zu haben glaubt, und die so viele Jahrhunderte hindurch allgemeinen Beyfall und Glauben gefunden hat. Ich bin ein Feind vom Seltsamen und Sonderbaren; und daß diese Meynung keines von beiden ist, könnte ich durch ein ziemlich langes Verzeichniß von Gelehrten beweisen, die in diesem Stücke anders dachten, als jene, auf deren Wort wir, aus Ehrfurcht für das Alterthum Roms, diese Reise so ruhig geglaubt haben. Aber ich dachte, wenn Gründe und gesunde Vernunft meine Meynung unterstützten, so brauche sie keine prächtigklingende Liste gelehrter Citationen.

Ich werde so kurz, als möglich, die Gründe von beiden Seiten vorlegen, und sie alle, sowohl die, welche vor, als die, welche wider den Homer sind, unpartheyisch prüfen. Zuletzt werde ich mit einigen Anmerkungen über das Verfahren Virgils schliessen, das er bey den Schwierigkeiten beobachtete, welche die historische Glaubwürdigkeit seines Sujets zweifelhaft machten.

Wenn man sich von der Geschichte und Geographie von Troja nur eine mittelmäßig richtige Vorstellung

stellung machen will, so muß man nothwendig einen Irrthum zu verbessern suchen, der so lange beide verwirrt hat, da man Phrygier und Trojaner mit einander verwechselte. Nie fanden wir die alte Geographie so verworren, als bey unserer Reise durch Phrygien, und diese Fehler waren hauptsächlich dadurch entstanden, daß man schon sehr früh nicht genau genug auf den verschiedenen Umfang dieses Landes, in verschiedenen Zeiten, Acht gegeben hatte. Dieß gieng so weit, daß Phrygiens unbestimmte Grenzen zum Sprüchworte wurden. Es ist schwer, die Ideen ganz wieder auszulöschen, welche wir uns aus den alten Schriftstellern, und vorzüglich aus einem unter ihnen, hiervon gemacht haben, der so sehr unsere gewöhnliche Lecture ist, den wir so sehr, und mit so vielem Rechte, bewundern, und der so vollkommen mit dem Homer bekannt ist, als Virgil; dieser stellt die Trojaner und Phrygier nicht nur als dieselbe Nation vor, sondern vermischt auch den vormaligen und neuern Charakter des letztern Volkes mit einander; wie unrichtig, werden die Leser aus folgenden Anmerkungen sehen, wodurch ich Homers Meynung von dieser Sache bestimmt zu haben hoffe.

1. Wenn Helena sich bey der Venus beschwert, sie sey Schuld an allem ihrem Unglücke, wenn sie die Göttinn fragt, welchem andern begünstigtern Frauenzimmer ihr Glück aufgeopfert werde, und ob sie sie künftig in irgend eine Stadt Phrygiens oder Mäoniens zu führen gedächte, so unterscheidet sie diese zwey Länder von Troja. 2. Wenn Hector sich beklagt, daß die Reichthümer von Troja nach Phrygien und Mäonien geschleppt würden, so macht er eben den Unterschied. 3. In einer Beschreibung des Umfanges und der Grenzen des Königreiches des Priams wird es ausdrücklich von Phrygien unterschieden. 4. Die Phrygier werden mit unter die Hülfstruppen der Trojaner gerechnet, und als ein Volk beschrieben, das in einiger Entfernung von ihnen wohnte. 5. Priamus erwähnt, daß er ehedem in diesem Lande gewesen sey, und endlich 6. beruht die ganze Intrigue der Geschichte der Venus und des Anchises in der Hymne an die Venus (die Virgil und Lucrez beide bewundern) hauptsächlich auf diesem Unterschiede der beiden Länder. Die Scene ist der Berg Ida. Die Göttinn wird unter der Gestalt eines phrygischen Mädchens eingeführt, und giebt sich bey dem Anchises für die Tochter des Otreus, Königes von Phrygien, aus. Sie erdichtet eine Geschichte, wie sie von Phrygien

nach

nach Troja gekommen, und beschreibt ihm die verschiedenen Gegenden, die sie auf diesem Wege gesehen hat; um aber durch ihre Sprache nicht verrathen zu werden, (die nun billig hätte phrygisch seyn sollen) so sagt sie ihm, sie sey von einer trojanischen Amme erzogen worden, von der sie das Trojanische gelernt habe, das ihr daher eben so geläufig als ihre Muttersprache wäre.

Aus den hier angeführten Stellen, glaube ich, ist es klar, daß zu der Zeit des trojanischen Krieges Phrygien und Troja verschiedene Länder waren, die von zween von einander unabhängigen Königen regiert wurden, und die nicht einerley Sprache hatten. Wie bald, und auf welche Weise, dieser Unterschied hernach verloren gegangen ist, getraue ich mir nicht gewiß zu bestimmen; vermuthlich war es bald nach dem trojanischen Kriege, wenigstens vor der Zeit der tragischen Dichter, welche diese beiden Namen häufig zu verwechseln pflegen. Wir haben einen elenden Witz des Mnesilochus übrig, wo mit dem damals gleichbedeutenden Ausdrucke, Phrygier und Trojaner, gespielt wird *.

Hier

* Man gab vor, Euripides hätte dem Socrates einige Ideen seiner Trauerspiele zu danken. Als seine

Hier berauben mich die Beweise, wodurch ich diesen Unterschied darzuthun gesucht habe, eines Grundes, auf den sich ein wichtiger Vertheidiger der Erzählung des Homers vom Aeneas nicht wenig zu gute that. Bochart zeigte mit vieler Gelehrsamkeit und Mühe, daß die lateinische und phrygische Sprache nicht im geringsten verwandt sind, und daraus wollte er beweisen, wie unwahrscheinlich es sey, daß eine dieser Nationen von der andern abstammen sollte, weil, sagt er, wir kein Beyspiel einer Colonie haben, die nicht einige Spuren, wenigstens ihrer Mutterspracbe, beybehalten hätte.

Diese Anmerkung ist ganz richtig; aber wie wenig sie sich auf unsern Fall anwenden läßt, brauche ich wohl nicht einmal zu erinnern, wenn meine Leser durch die

Trojanerinnen erschienen, machte Mnesilochus in einer seiner comischen Schriften die Anmerkung, daß wenn Feuer in dem Stücke des Euripides wäre, so habe Socrates die Brennmaterialien dazu hergegeben; um aber dieß Wortspiel anbringen zu können, braucht er Φρυγες für Τρωες:

ΦΡΥΓΕΣ εσι καινον δραμα τυ Ευριπιδυ,
Ω και Σωκρατης τα ΦΡΥΓΑνα υπολισθησι.

die aus dem Homer vorhin angeführten Stellen überzeugt sind, daß Aeneas kein Phrygier war. Der Grund, welchen Bochart aus dem vollkommen erwiesenen Satze hernimmt, daß die Lieblingsgottheiten von Troja zu Rom gar nicht verehrt wurden, paßt besser hieher, und ist so stark, daß sich nichts darwider einwenden läßt.

Daß Aeneas und seine Nachkommen über die Trojaner geherrscht haben, nachdem die Griechen ihre Hauptstadt zerstört hatten, ist eine ausgemachte Wahrheit, für die Homer uns Bürge ist. Die Art, wie dieß in der Iliade ausgedruckt wird, beweist uns, daß der Dichter zum wenigsten drey Menschenalter nach der Belagerung von Troja, und wo er nicht zu der Zeit lebte, da er die Großenkel des Aeneas sehen konnte, noch nach ihnen muß gelebt haben. Dieser Umstand war für den Homer so vollkommen gleichgültig, sowohl für seinen Plan des Ganzen, als zur Verschönerung einzelner Stellen seines Gedichts, daß er nicht die geringste Reizung haben konnte, hier von der gewöhnlichen Meynung abzuweichen, zumal da es in diesem Falle eben so schwer als unnütz gewesen wäre, etwas Unwahres zu sagen; denn es war zu der Zeit, als Homer die

Iliade schrieb, dieß keine wegen ihres Alterthums dunkle Sache, sondern sie war so notorisch, daß jeder Zeitgenosse wissen mußte, ob sie wahr oder falsch war. Es ist daher gar nicht wahrscheinlich, daß Homer, der in der Nachbarschaft von Troja lebte, und der sein Gedicht Richtern übergab, die über die Wahrheit dieser Begebenheit am besten urtheilen konnten, so unnützer Weise sich vor den Augen jedes Lesers seiner Zeit und seines Landes alles Anspruchs auf Wahrheitsliebe durch eine so in die Augen fallende Unrichtigkeit begeben haben sollte.

Ferner ist die älteste Quelle, aus der man etwas gegen diese Meynung anführen könnte, viel zu neu gegen Homer; ich finde auch nicht, daß man die von unserm Dichter erzählte Begebenheit eher in Zweifel gezogen hat, als bis es den Römern einfiel, ihren Ursprung von den Trojanern herzuleiten; eine Genealogie, wobey die Eitelkeit dieser Nation sehr interessirt war; und doch stützt sie sich am Ende blos auf das Zeugniß der Römer, ohne irgend durch einen andern Beweis bestätiget zu werden. Diese Aussage der Römer ist aber nicht blos deswegen verdächtig, weil sie von Leuten herrührt, die bey der Sache, die dadurch bewiesen werden soll, gewiß nicht gleich-

gültig

gültig waren, sondern sie kann auch, wenn wir hierauf nicht einmal sehen wollten, gar nichts beweisen. Eine Nation, die einen weit entfernten Ursprung blos aus ihren eigenen Annalen beweisen will, verdient nicht mehr Glauben, als eine Person, welche uns von ihrer Geburt und von der Geschichte des ersten Monats ihrer Kindheit Nachrichten geben und sie blos auf ihre Erinnerung von dem gründen wollte, was mit ihr vorgieng, als sie noch in den Händen der Amme war.

Wir können freylich jetzo von dieser vorgegebenen Reise des Aeneas frey reden. Wer aber in Rom zu Augusts Zeiten über eine so beliebte Meynung Zweifel zu äussern gewagt hätte, den würde man für nichts viel geringers, als für einen Ketzer und Aufrührer, gehalten haben. Diese Betrachtung allein würde den Dichter vollkommen wegen der Wahl seines Sujets rechtfertigen, wenn jemand im Ernste glaubte, daß er einer Rechtfertigung deswegen nöthig habe; je mehr wir aber in den Zustand seiner Zeiten eindringen, und die Lage der Umstände, in denen damals Rom war, die herrschenden Meynungen und Vorurtheile des Regenten sowohl, als des Volkes, in Sachen, die den Staat und die Religion betrafen, untersuchen,

je mehr wir die besondern Verbindungen betrachten, worin der Dichter, sowohl in Absicht des Publicums, als auch einzelner Personen, stand, je mehr werden wir ihn für glücklich in seiner Wahl halten. Wirklich, manche Schönheiten der Aeneide gehen für diejenigen gänzlich verloren, die an diese besondern Umstände nicht denken.

Hier muß ich die Anmerkung machen, daß es ein würdiger Gegenstand für die Aufmerksamkeit aller derer ist, welche die Charaktere des griechischen und römischen Dichters richtig vergleichen wollen, jeden in seinem rechten Lichte und den Verbindungen zu betrachten, worin sie standen. Der römische Dichter verdient unsere ganze Bewunderung, wegen der passenden und feinen Anspielungen auf seine Zeiten, die er immer sehr glücklich anzubringen weiß, und mit vielem Jugement ausführt; wenn auch Homer Schönheiten von dieser Art für die Leser seines Zeitalters hatte, so sind sie doch größtentheils mit den besondern Umständen seines Lebens in Vergessenheit gerathen. Genie und Zeit beider Dichter sind auch so sehr von einander verschieden, daß wir wohl vom Homer und den heroischen Zeiten nicht die feinen entfernt anspielenden Schmeicheleyen erwar-

ten können, die Virgil in einer Zeit von sehr verfeinertem Geschmacke dem August machte; vielleicht würde es uns also auch nicht viel helfen, wenn wir mehr die besondern Umstände jener Zeiten kennten. Der griechische Dichter war weniger Hofmann, und deswegen mehr Natur; seine Philosophie erkannte keine Secte, und seine Politik war vom Partheygeiste frey; er suchte beständig in seinen Gemälden die Aehnlichkeit des Originals mit einer Unpartheylichkeit, die kein Patriotismus zu verändern fähig war, und der, ich wage es zu sagen, selbst seine Moral weichen mußte; denn bey der großen Manchfaltigkeit von Charakteren in beiden Heldengedichten giebt er seinen Landsleuten sehr wenig Vorzug vor andern, und stellt nicht einen einzigen vollkommenen Charakter als ein Muster zur Nachahmung auf. Wollte man hierauf antworten, Homer sey zu treu der Wahrheit und Natur, in Begebenheiten sowohl, als Charakteren, gefolgt, mehr als es der letzte Zweck des epischen Gedichts erlaubt, der nach einer spätern Bestimmung Unterricht und Verbesserung in den Sitten seyn soll, so würde er uns hierdurch als Geschichtschreiber noch verehrungswürdiger werden.

Obgleich Virgil die Reise seines Helden von seinem gegen Nationalvorurtheile leichtglaubigen Volke allgemein genug angenommen fand, so hütet er sich doch sorgfältig, ihre verdächtigen Seiten zu zeigen, und sie durch Abweichung von damals angenommenen Sagen unwahrscheinlich zu machen. Deswegen bedient er sich nur sehr selten der Freyheit in der Wahl seiner Materialien, die ihm die Dunkelheit und Widersprüche, worin die Umstände dieser vorgegebenen Reise gehüllt sind, erlaubten. Selten nur wagt er es, einen ausserordentlichen Umstand zu erzählen, für den er nicht einen ältern Gewährsmann hat, es mag nun ein Schriftsteller oder eine Ueberlieferung seyn, und manches hat er in sein Gedicht aufgenommen, wovon man weiter keine Absicht sehen kann, als die, der Fabel mehr Schein der Wahrheit zu geben.

Der göttliche Beruf seines Helden macht dem Dichter die Auflösung mancher Einwürfe gegen die äneische Besitznehmung in Italien, und die Antwort auf alle die Beschuldigungen seiner Feinde, sehr leicht, wenn sie diese Unternehmung, wie es ganz natürlich ist, für abgeschmackt und ungerecht erklärten. Auguriis agimur Diuum, ist eine kurze Ursache, die

er

er angiebt, warum er sein Vaterland verlassen hat, und fast eben diese Entschuldigung erhält auch Latinus, als er fragt, warum er in sein Land gekommen; eine Sprache, welche dem großen Zwecke des Dichters vollkommen angemessen ist, der einem eiteln und aberglaubischen Volke vortheilhafte Begriffe von einer neulich vorgefallenen Staatsveränderung beyzubringen, und zugleich dem gemeinschaftlichen Ursprunge und unzertrennlichen Interesse ihrer bürgerlichen und gottesdienstlichen Verfassung, Hochachtung und Ehrfurcht zu verschaffen sucht. Daher übt sein prädestinirter Held die frommen Pflichten gegen die Gottheit, Glauben, gänzliche Ergebung in ihren Willen, und Gehorsam, in der größten Vollkommenheit aus.

So gut aber auch die Religion und die öffentlichen Annalen Roms für das Ansehen und den Credit dieser Begebenheit gesorgt hatten, so sehr ihn die Eitelkeit des Regenten und der Aberglauben des Volkes unterstützten, so wagte es doch Virgil nicht, der unpartheyischen Nachwelt Homers kurze Nachricht von dieser Materie anzuvertrauen. Die kleine List Virgils, wodurch er dem Beweise, den man aus dem Zeugnisse Homers wider ihn anführen könnte,

zu entgehen sucht, ist für den historischen Charakter unsers Dichters der aufrichtigste Lobspruch. Er nimmt die Stelle aus der Iliade, verändert darin eine einzige Sylbe, und verwandelt dadurch den stärksten Beweis wider die Reise des Aeneas in ein prophetisches Zeugniß für dieselbe *.

Noch ein starker Einwurf wider des Aeneas Niederlassung in Italien blieb übrig, und auch auf diesen mußte geantwortet werden. Man fand an der Colonie,

* (ΠΑΝτεσσιν, anstatt ΤΡΩεσσιν.) Ob Virgil selbst der Urheber dieses frommen Betrugs war, oder ob er ihn von andern geborgt hat, gehört eigentlich nicht hierher. Indessen will ich doch wegen einiger meiner Leser in dieser Note die Ursachen anführen, warum ich das erstere für wahrscheinlicher halte. In allen bisher zu Rathe gezogenen Manuscripten lautet der Text so:

Il. 20, 307. Νυν δε δη Αινειαο βιη ΤΡΩεσσιν αναξει
Και παιδες παιδων, τοι κεν μεταπισθε γενωνται.

Strabo sagt uns, daß die, welche diese Stelle auf die Römer ziehen, sie so schreiben:

Νυν δε δη Αινειαο γενος ΠΑΝτεσσιν αναξει;

und

lonie, die er dahin geführt und dort errichtet haben sollte, nicht die geringste Spur einer trojanischen Abstammung. Die Nachkommen dieser Eroberer von Latium hatten gar nichts von den Sitten, Gebräuchen, Sprache, ja nicht einmal den Namen des Volkes, beybehalten, wovon sie abstammen sollten; sie waren in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen, und selbst in den Gottheiten, die sie verehrten, gänzlich von ihnen verschieden.

Dieser

und dieß übersetzt Virgil: *Aen. I, 97.*

Hic domus Aeneae cunctis dominabitur oris.

Man erdachte also diese Veränderung in der Absicht, um den Homer mit der römischen Geschichte harmonisch zu machen. Dionys von Halicarnaß, der sich viele Mühe gab, den Ursprung Roms von den Trojanern zu erweisen, erwähnt, da er von dieser Stelle redet, keiner solchen Leseart. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß man sie nach Dionysius, und vor Strabos Zeiten, erfunden hat. Diese Periode fällt just in die Zeit, da Virgil seine Aeneide schrieb, und eben damals berechtigten die großen Eroberungen der Römer sie zur Aenderung des Textes, wodurch ihnen die Herrschaft der Welt geweissaget ward.

Dieser Einwurf möchte zwar bey keinem Volke so viel von seinem Gewichte und Eindrucke verlieren, als eben bey den Römern. Denn kein Volk hatte je weniger Vorurtheil für seine vaterländischen Sitten, keines war geneigter, neue von seinen überwundenen Feinden anzunehmen. Indessen sah doch Virgil zum voraus, daß man gewiß diese so unnatürliche Vernachläßigung der Mutterstadt, und ausserordentliche Gefälligkeit für die besiegten Völker, bemerken mußte. Er schließt daher sein Gedicht mit folgender Machinerie, die vollkommen alle Schwierigkeiten hebt.

Als Turnus und Aeneas sich zum letzten entscheidenden Zweykampfe rüsteten, redet Jupiter mit der Juno, um sich mit ihr auszusöhnen, und fragt sie: Warum sie sich ewig dem unwiderstehlichen Schlusse des Schicksales so unnützer Weise widersetzen wollte?

„ Quae iam finis erit, coniux? quid denique restat?
„ Indigitem Aeneam scis ipsa, et scire fateris
„ Deberi coelo, fatisque ad sidera tolli.
„ Quid struis? etc. “

Er

Er bittet sie darauf, nachzugeben, erinnert sie, wie weit sie ihre unglückliche Leidenschaft schon getrieben, und schließt mit dem ausdrücklichen Verbote, weiter etwas zu unternehmen:

„ Ulterius tentare veto “.

Die Göttinn, die Jupiters Rathschluß zwar aufschieben, aber nicht rückgängig machen kann, unterwirft sich seinem Willen, sucht ihr vorheriges Betragen zu entschuldigen, und verspricht ihm, sich nicht weiter in die Sache zu mischen; nur macht sie sich folgende Bedingung:

„ Ne vetus indigenas nomen mutare Latinos,

„ Neu Troas fieri iubeas, Teucrosque vocari,

„ Aut voces mutare viros, aut vertere vestes, etc. “

Dieß gewährt ihr Jupiter, und erklärt sich deswegen so:

„ Sermonem Ausonii patrium moresque tenebunt;

„ Vtque est, nomen erit: commixti corpore tantum

„ Sub-

„ Subſident Teucri: morem ritusque
sacrorum
„ Adiiciam; faciamque omnes vno ore
Latinos etc. “

Hier ſehen wir den Rathſchluß des Jupiters als die Urſache angegeben, warum Sprache, Sitten, Name und gottesdienſtliche Gebräuche, Trojas und Roms, ſo wenig Aehnliches haben. Aber es blieb, dem ungeachtet, noch ein für den Dichter ſehr unangenehmer Umſtand übrig. Die Aeneide iſt, wie die Iliade, voller Machinerie; bey dieſer Nachahmung des Homers fand Virgil zwo große Schwierigkeiten: Die erſte, von der ich ſchon oben geredet habe, war die, daß der Schauplatz von Homers Mythologie Griechenland iſt, und daß dieſer nach der Handlung der Iliade eingerichtet war; die zweyte iſt: Alle Perſonen, die in dieſer Mythologie vorkommen, haben ſchon einmal ihre veſtgeſetzten Charaktere; ihr Antheil, den ſie an dem trojaniſchen Kriege nehmen, iſt ſchon beſtimmt, beides eben nicht ſehr bequem für den Virgil. Ich will mich nicht in die einzelnen Stellen einlaſſen, wo ihm dieſer Umſtand Schwierigkeiten macht, ſondern ein allgemeiners Exempel mag genug ſeyn. Virgil wird durch ihn der Minerva beraubt,

die

die so glücklich in der Odyssee gebraucht wird, und muß deswegen für seinen frommen gesätzgebenden Helden die Venus zur Beschützerinn wählen; aus eben dem Grunde muß Juno bey ihm die abgesagte Feindinn von Troja seyn, und alles anwenden, die Errichtung des römischen Reichs zu verhindern. Hierdurch entstehen freylich die glücklichsten Anspielungen auf einige sehr interessante Begebenheiten der römischen Geschichte; aber dennoch muß ihre Erscheinung als Feindinn Roms gleich im Anfange des Gedichts zuerst eine sonderbare Wirkung auf den Leser gehabt haben, weil just damals Juno Romana eine Lieblingsgottheit der Römer war. Es wäre nicht schicklich gewesen, erst bey der Entwicklung des Gedichts dem Leser diese Schwierigkeiten zu heben; deswegen sagt uns Virgil gleich im ersten Buche, daß sich die Feindschaft der Göttinn einst in Liebe und Gunst verwandeln wird, und Jupiter verspricht:

„ Consilia in melius referet; mecumque fouebit
„ Romanos rerum dominos, etc.“

Gegen das Ende des letzten Buches geht dieß Versprechen in seine Erfüllung, und Juno wird mit Rom ausgesöhnt:

„ Annuit his Iuno, et mentem laetata retorsit “.

Nun ist der große Zweck erreicht, Turnus kömmt um, und die Epopee erreicht ihr Ende.

Diese kleine Ausschweifung über das Betragen des römischen Dichters, in Absicht der Begebenheit, die er zum Gegenstande seines Gedichts wählte, habe ich deswegen gemacht, um daraus den Schluß ziehen zu können, daß Virgil, so sehr auch das Vorurtheil der Römer auf seiner Seite war, sich doch vor Einwürfen fürchtete, die man ihm theils aus dem Homer, theils daraus machen konnte, daß seine Colonie (welches gewiß sehr sonderbar ist) weder den Namen, noch etwas von der Sprache, Kleidung, oder gottesdienstlichen Gebräuchen ihrer Mutterstadt, beybehalten hat.

Homers Zeitrechnung.

In meinem größern Werke werde ich diesen Abschnitt mit dem vorhergehenden verbinden, und Homers Zeitrechnung, wie ich schon m. seiner Geschichte gethan habe, in drey Perioden theilen, vorzüglich mich aber bey der aufhalten, in welche die Handlung der Iliade fällt. Dießmal will ich meinen Lesern nur einige allgemeine Anmerkungen mittheilen. Es sind folgende:

Die Griechen hatten zu Homers Zeiten noch keinen Calender. Er berechnet seine Zeit nach der periodischen Rückkehr der Sonne, des Mondes, und der Jahrszeiten, nach den Abwechslungen von Licht und Finsterniß, Arbeit und Ruhe; eine politische Eintheilung in Wochen, Stunden oder Minuten, finden wir bey ihm nicht; auch keine Anspielungen auf Stundenzeiger, Wasseruhren, oder andere Arten, die Zeit zu berechnen, die man vor Erfindung der Pendulen, als des vollkommensten Zeitmessers, zu gebrauchen pflegte. Die Unterabtheilungen des Tages macht er nach den Beschäftigungen, welche die

Gewohnheit bey einem noch uncultivirten Zustande der bürgerlichen Gesellschaft für gewisse Theile desselben zu bestimmen pflegt; diese Art der Berechnung ist mehr Natur, als Kunst, daher mehr dichterisch, als genau; aber hier war auch keine größere Genauigkeit nöthig. Die Eintheilung des Jahres in 365 Tage kam aus Egypten (das eine ordentliche und regelmäßige Verfassung hatte) vor Platos Zeiten nicht nach Griechenland.

Die Griechen hatten keine Aera, ehe sie nach Olympiaden zählten; folglich auch keine Chronologie; und erst nach der Zeit ihrer besten Geschichtschreiber, eines Herodots, Thucydides, Xenophon, brauchten sie diese Wissenschaft, um die Begebenheiten der Zeit gemäß, da sie vorgefallen waren, zu ordnen. Die parische Chronik (diese merkwürdige Originalacte der Geschichte, welche die Universität Oxford besitzet,) erwähnt keiner Olympiaden, ob sie gleich bis 265 Jahre vor Christi Geburt reicht. Timäus zwar bediente sich dieser Aera; dem ungeachtet aber kann man doch nicht sagen, daß die Zeitrechnung vor dem Eratosthenes Wissenschaft war. Er gab zuerst Griechenland das System, dem man über 2000 Jahre gefolgt ist, bis Newton, dieß Originalgenie, welches

der

der Natur, wenn es ihre geheimsten Triebfedern aufspürte, eben so treu als Homer war, wenn dieser ihre äussere Gestalt und Verhältnisse copirte, den Eratosthenes nach seinen eigenen Grundsätzen und aus Gründen verbesserte, denen dieser Philosoph selbst sich würde unterworfen haben.

Ich glaube, es war kein Glück für die Wissenschaften, daß der erste unter den Alten, der es unternahm, die Begebenheiten der griechischen Geschichte in die Ordnung zu bringen, welche hernach von spätern Schriftstellern befolgt wurde, den Homer nicht zu Rathe zog. Ob dieser genievolle Philosoph, der zu einer Zeit lebte, wo der Dichter viele blinde Bewunderer hatte, durch die ungegründeten Lobsprüche, die man seiner Gelehrsamkeit machte, eine Abneigung gegen ihn bekommen hatte, wage ich nicht als ausgemacht zu behaupten; so viel aber ist gewiß, daß er sich mehr Mühe gab, Homers Unwissenheit zu zeigen, als sich sonst bequem erklären läßt. Eben die Achtung verdienenden Zeugnisse, auf die ich mich im vorigen Abschnitte berufen habe, um für Homers Geschichte Bürge zu seyn, kann ich eben so gut auch hier zur Rechtfertigung der Ordnung und Zeit brauchen, worin er seine Begebenheiten erzählt; wir müssen die

älteste Zeitrechnung der Griechen aus eben den Quellen schöpfen, woraus wir die ersten Begebenheiten ihrer Geschichte gelernt haben.

Auch das ist Verlust für uns, wie ich glaube, daß Newton, die Ehre unsers Vaterlandes und seines Zeitalters, der den Plan des Eratosthenes nach seinen eigenen Grundsätzen verbessert hat, nicht unsern Dichter brauchte. Hätte dieß ausserordentliche Genie sich von ernsthaftern und wichtigern Geschäften genug erholen können, und dadurch Zeit bekommen, unsern Dichter in dem Lichte zu betrachten, worin ich ihn zu setzen versucht habe, so bin ich überzeugt, er würde sich ganz andere Begriffe von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in der Heldenzeit gemacht haben. Er würde dann nicht des Chiron, und seiner Tochter Hippo, als practischer Astronomen erwähnen, oder ihnen vor der Belagerung von Troja schon Instrumente, eine Beobachtung anzustellen, oder Kenntnisse, sie zu gebrauchen, zutrauen. Wäre er (wie ich es versucht habe) den Argonauten in ihrer mit Dunkelheit umgebenen Unternehmung gefolgt, so würde er gesehen haben, daß eine Erdkugel, sie möchte nun eine Erfindung des Chiron oder Musäus gewesen seyn, ihnen bey ihrer Schifffahrt wenig nutzen konnte, weil

sie

sie immer nur an der Küste blieben. Er würde ferner an dem Homer einen seiner Idee, das griechische Alterthum zu verringern, sehr günstigen Schriftsteller gefunden haben; denn so viele Mühe man sich auch gegeben hat, zu zeigen, Homer sey für Griechenland partheyisch gewesen, weil es sein Vaterland war, so finden wir doch nicht die geringsten Nachrichten bey ihm, die der athenienſischen Eitelkeit, wegen ihres Alterthums, hätten schmeicheln können. Auch würde Newton den Dichter völlig mit dem Theile seines Systems übereinstimmend gefunden haben, worin er die Entfernung zwischen der Zeit der argonautischen Unternehmung, und der Belagerung von Troja, verkürzet. Er würde sogar gesehen haben, daß die ganze homerische Geschichte der vor dieser letztern hergehenden Periode so sehr eingeschränkt ist, und so wenige Zeit begreift, daß sie nicht viel weiter, als bis auf Nestors Leben, zurückgeht. Zugleich würde er aber auch haben bemerken müssen, wie voll dieser kurze Zeitraum von ganz umständlich erzählten, so genau untereinander verbundenen und zusammenhängenden, Begebenheiten ist; und diese kann man, so viel man auch immer darauf rechnen mag, daß der Dichter vergrößert und übertreibt, weil die Verbindung der Nebenumstände so vollkommen, und die Harmonie des Ganzen

so vortrefflich ist, nicht für das Geschöpf der bloßen Phantasie halten, sondern wir müssen vielmehr annehmen, daß wahre Facta zum Grunde liegen, welche schon durch mündliche Ueberlieferung bekannt waren, ehe sie in die Hände des Dichters kamen.

Was die Zeit, wenn Homer lebte, betrifft, (die eben so streitig ist, als sein Vaterland,) so würde ich, wenn ich nach derselben Methode, wie bisher, aus seinen Schriften urtheilen und sie aus ihnen errathen darf, sie ungefehr ein halbes Jahrhundert nach der Eroberung von Troja setzen; dann würde er einige alte Soldaten, die selbst noch bey dieser Belagerung gefochten hatten, haben sehen und sprechen können; ihre Kinder würden seine Zeitgenossen gewesen seyn, und er würde ihre Enkel, also die Nachkommen des Aeneas im vierten Gliede, gekannt haben.

Ich habe schon die Anmerkung gemacht, daß es schwer und unnütz für ihn würde gewesen seyn, wenn er diese Nachrichten von der Familie des Aeneas, aus denen ich hier den Schluß auf sein Zeitalter mache, hätte erdichten wollen; man wird mir auch keinen Grund, der eben so gültig als diese Stelle der Iliade wäre,

anführen können, um ihn dem trojanischen Kriege näher zu bringen; indessen muß ich doch gestehen, daß meine Ursachen, warum ich ihn lieber just in diese, als in eine spätere Periode setze, nicht eben so überzeugend sind. Der erste ist der: Es gehört zum Charakter, beynahe möchte ich sagen, zu den Fehlern Homers, daß er alles, bis auf Kleinigkeiten, sehr genau beschreibt. Oft führt er lieber überflüßige, zur Sache eigentlich nicht gehörige, Umstände an, die blos sie noch genauer determiniren sollen, ehe er etwas unbestimmt und nur allgemein ausgedrückt läßt. Dieß thut er selbst da, wo gar nichts specielles nöthig war, und die allgemeine Idee hinlänglich, oder wohl gar vorzüglicher gewesen wäre. Sein nachahmender Genius, und seine Liebe zur Wahrheit, machen ihn oft zu sehr zum Maler, unter dessen ganz besondere Freyheiten es gehört, daß er in Kleinigkeiten genau und umständlich seyn darf, ohne unangenehm und ermüdend zu werden. Daher wird es mir wahrscheinlich, daß, ungeachtet die Stelle, aus der ich die Zeit bestimmt habe, überhaupt auf die Nachkommen des Aeneas gehen könnte, dennoch dießmal der Dichter den Ausdruck eigentlich so wählt, wie er ganz buchstäblich auf seine Zeitgenossen, die er kannte, und unter denen er lebte, paßt, und das so

und so vielste Geschlecht derer, die bey Troja gefochten haben, genau anzeigen will.

Seine Gemälde der Sitten stimmen ferner am besten mit der Simplicität dieser frühen Zeit überein. Diejenigen, welche den Homer in die spätern Zeiten des Lycurgs setzen, (vielleicht weil die Zusammenkunft zwoer so ausserordentlichen Personen unsere Neigung zum Wunderbaren vergnügt) überlegen nicht, daß ein Dichter von der Art und ein solcher Gesätzgeber sich eigentlich nicht bey einerley Grade der Cultur denken lassen. Und endlich können seine Nachrichten von Personen und Begebenheiten nicht wohl vorher durch viele Hände gegangen seyn, denn seine Beschreibungen von Handlungen und Charaktern, und vorzüglich seine persönlichen Gemälde, haben sehr das Ansehen, als sey er selbst gegenwärtig gewesen, oder habe wenigstens seine Nachrichten von Augenzeugen bekommen.

Nie würde ich diese Raisonnements historischen Beweisen entgegen setzen; aber in einer Materie, wo alles nur so sehr auf Vermuthungen beruht, darf man auch das Wahrscheinliche anführen. Es ist wahr, man pflegt unsern Dichter sonst weiter von

der

der Belagerung von Troja zu seßen; Herodotus aber, der den Dichter ungefehr 400 Jahre älter macht, als sich selbst, nimmt doch an, daß er den Mentor in Ithaca gekannt habe, und dieser war ein persönlicher Bekannter des Ulyß.

Doch dieß mag nun seyn, wie es will; die Uebereinstimmung der Handlung der Iliade mit der Zeit, die Homer braucht, gehört mehr zu unserm Zwecke, als die chronologische Ordnung der Begebenheiten, die der Dichter erzählt, mehr als die Zeit, worin er lebte. Ich habe schon oben gesagt, daß wenn wir dieß Gedicht als ein Tagebuch der Belagerung von Troja betrachten, wir darin, im Allgemeinen genommen, eine zusammenhängende Erzählung von Begebenheiten antreffen werden, die den Umständen der Zeit und des Ortes, wenn und wo sie vorgefallen sind, gemäß eingerichtet ist. Unsere Carte von Troja ist davon die beste Probe.

Die Handlung der Iliade dauert 40 Tage, wovon 20 vorbeygehen, ehe die Armeen an einander gerathen, vier nehmen die Schlachten weg, einen die Begrabung der Todten, und einen die Errichtung der Bevestigungswerke:] die übrigen Tage ge-

hen auf den Tod und Begräbniß des Patroclus und Hectors. So wie die Handlung wichtiger und interessanter ist, so bestimmt und theilt auch der Dichter die Zeit mehr; indessen bekümmert er sich, so genau er auch in Bestimmung derselben ist, weil dadurch seine Erzählung mehr Wahrscheinlichkeit erhält, doch um keine andere Dauer seiner Handlung, als um die, welche die Ueberlieferung dafür vestgesetzt hat. Man sieht die stärksten Kennzeichen seines Originalcharakters in der Art, wie er die Umstände der Zeit und des Ortes behandelt. Er ist in beiden genau und mit sich selbst stets vollkommen übereinstimmend; aber dieß bemerkt man nur bey genauerer Untersuchung. Nie scheint es ihm eingefallen zu seyn, eine Carte von Troja, oder ein Tagebuch der Belagerung zu geben; beide setzt er als ausgemacht und bekannt voraus. Wäre dieß auch je seine Absicht gewesen, so hätte er sie schlecht erreicht; denn ich darf es wohl behaupten, daß Bossu, Pope, Dacier, u. a. ihn auch in Absicht seiner Zeitrechnung nicht verstanden haben; sogar den Schauplatz, wo die Handlung vorgeht, hat, so viel ich weiß, niemand recht gekannt, und bis auf kleine Umstände vollkommen verstanden, als nur Strabo.

Diese Genauigkeit erstreckt sich auch auf seine Machinerie, und wir müssen, um ihr völlig Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Götter mit als Personen des Dramas ansehen; sie wird eben so gut des Nachts als bey Tage beobachtet, und immer nach einerley Regel die Genauigkeit verdoppelt, wie die Handlung wichtiger wird. Die Reise des Priams und des alten Herolds nach dem Zelte des Achilles, und die kühne Unternehmung des Ulyß und Diomeds, die in das trojanische Lager sich wagten, sind davon schöne Beweise. Hier muß man auch nicht unbemerkt lassen, daß just an dem Tage nach dieser Unternehmung des Ulyß und Diomeds am heftigsten um den Sieg gestritten wird; sie konnten nicht abwesend seyn, wenn alles auf das Spiel gesetzt war; aber doch kommen sie nicht eher zum Vorscheine, als bis sie Zeit zur Ruhe gehabt hatten, sich von den ausserordentlichen Fatiguen der vorigen Nacht zu erholen, und bis das Kriegesglück dieses Tages eine so critische Wendung nahm, daß ihre Gegenwart unentbehrlich war.

Freylich erfodert es große Gedult, sich einen recht deutlichen Begriff von den Tagen der Schlacht zu machen; der Leser eilt gern so geschwind, als möglich,

über

über diese verwirrten Scenen von Schrecken und Blutvergiessen weg; und wenn gleich sein Aug hier und da auf einer besondern Groupe oder einzelnen Figur geheftet bleibt, so bewundert er diese für sich allein, ohne ihre Verbindung mit dem Ganzen zu übersehen. Ich habe es schon als einen Vorzug des Malers vor dem nachahmenden Dichter angegeben, daß jener durch Hülfe kleiner Nebenumstände genau seyn kann; aber bey der Vorstellung einer Schlacht, und wäre sie von einer Meisterhand gezeichnet, kann auch der Maler diesen deutlichen, genauen Ausdruck nur bey einigen wenigen Hauptfiguren im Vorgrunde anbringen. So viel aber getraue ich mir doch zu behaupten, ohne mich in eine eigentliche Vertheidigung des Homers einzulassen, (denn hier würden ihn nicht einmal die Sitten seiner Zeit entschuldigen) daß seine Beschreibungen von dieser Art weniger ermüdend und etwas interessanter werden, je mehr wir mit der Zeit und dem Orte der Handlung bekannter werden.

Die Genauigkeit, mit der stets seine Zeit den Begebenheiten angemessen ist, wird man durch diese ganze Geschichte Homers bemerken, wenn ich sie auf die Art, wie ich vorhin vorgeschlagen habe, weitläuf-

tiger

tiger ausarbeiten werde. Die Zeit, da die Griechen im Euripus und Menelaus zu Pharos aufgehalten werden, fällt gerade in das Wehen der Etesien, die noch heutiges Tages an eben den Orten diese Wirkung haben würden. Wenn ich von der gewöhnlichen Meynung abgehen, und die Griechen nicht gleich nach ihrer Abreise von Aulis nach Troja bringen werde, obgleich beide Oerter nur drey Tagereisen von einander liegen, so habe ich hier den Dichter zum Gewährsmanne, der die Griechen noch verschiedenes verrichten läßt, ehe sie in den Hellespont kommen. Ich setze auch, obgleich manche hierin anders denken, den Anfang der Iliade in die Hundstage, weil dieß mit den Begebenheiten des zehnten Jahres der Belagerung übereinstimmt; ich werde in dieser Meynung noch durch folgenden Umstand bestärkt: Bey einem so nassen und morastigen Boden, und bey einer Gegend, die deswegen noch jetzo im Sommer so ungesund ist, als die von Troja, war nichts natürlicher, als daß zu der Zeit, wenn die Sonne am heissesten brannte, in einem Lager, wo die Leute so nahe beysammen stunden, ansteckende Fieber entstehen mußten; und dieß war vermuthlich die Pest, welche Apoll unter die Griechen schickte. Ich kann der Meynung Scaligers und anderer nicht beypflichten, die

glau-

glauben, Troja sey im Frühlinge erobert worden, weil dieß verschiedenen Stellen der Iliade widerspricht; und wollten wir auch Virgil und Petronius (die von ihnen angeführt werden) als Beweise gelten lassen, so würde dadurch Scaliger doch wenig gewinnen. Beide sagen zwar, die Stadt sey im Vollmonde erobert worden; aber dieß bestimmt ja die Jahrszeit nicht; und da Aeneas nach dem Virgil gleich im Anfange des Sommers abgesegelt, so ist es doch wohl nicht wahrscheinlich, daß er in wenigen Tagen sein Bauholz gefällt, und seine Flotte von 20 Schiffen gebaut hat; geben wir ihm aber den ganzen Winter zu dieser Arbeit, so wird alles wahrscheinlicher und mit dem Homer übereinstimmender.

Wenn man aber auch auf die Geschichte des Aeneas und auf den Zeitrechnungsfehler wegen der Dido nicht sehen will, sondern überhaupt die Begebenheiten des griechischen und römischen Dichters in ihrem Zusammenhange, und von allem dichterischen Schmucke entkleidet, untersucht, so findet man doch bey dem erstern mehr Genauigkeit und Uebereinstimmung seiner Erzählungen. Die Handlung der Aeneide hat weniger Manchfaltigkeit von Begebenheiten, als eines der beiden Heldengedichte Homers, und doch keine

so

so natürliche Verbindung, als in diesen durch wahrscheinliche Nebenumstände erhalten wird.

Virgils Zeit bleibt, was auch alle seine Erklärer, sie ins Licht zu setzen, gesagt haben, immer unbestimmt und verwirrt, ich fürchte, beynahe widersprechend. Aeneas kömmt zu Carthago im siebenten Sommer seiner Reise an; das nächste Jahr darauf feyert er zu Sicilien das Andenken seines dort begrabenen Vaters durch Spiele, und dieß soll das siebente Jahr nach der Zerstörung von Troja seyn. Wenn er auch das erstemal richtig gerechnet hat, so irrt er doch das zweytemal wenigstens um ein Jahr.

Der Mangel einer deutlichen und richtigen Zeitrechnung ist aber nicht der einzige Fehler in Aeneas Reise. Unsere Hoffnung wird sehr betrogen werden, wenn wir darin die Kette zusammenhängender Umstände suchen, die zur dichterischen und historischen Wahrheit so unentbehrlich ist. Cassandra hatte dem Anchises den Willen des Schicksals eröfnet, das seine Familie nach Italien zu führen beschlossen hat. Eben dieß wird auch dem Aeneas auf allerhand Art angezeigt, vorzüglich aber von dem Geiste der Creusa ganz

deut-

deutlich geweissaget, der ihm nicht allein sagt, daß er nach Italien kommen wird, sondern auch den Theil dieses Landes beschreibt, wo er regieren soll; und dem ungeachtet sehen wir wenige Verse hernach die Trojaner zu Schiffe gehen, „ incerti quo fata vocent “. Aeneas wendet dem ihm versprochenen Lande den Rücken zu, und segelt nach Thracien. Dieß beschreibt er, ob es gleich in seiner Nachbarschaft lag, als wäre es ein weit entferntes Land. Die Erfindung Virgils, den Aeneas wieder von da weg zu bringen, ist der Natur und Geschichte zuwider; von da reiset er nach Delos, um vom Orakel Unterricht über Dinge zu holen, die er schon weiß, und dieß mit einem Winde, der ihn nie dahin bringen konnte.

Wollten wir die ganze Handlung der Aeneide auf diese Weise untersuchen, so würden wir mehr solche kleine Nachläßigkeiten bemerken, die man selten im Homer findet. Mir sind die Beyspiele, die ich hin und wieder in diesem Versuche gegeben habe, hinlänglich, um die Verschiedenheit im Charakter der Heldengedichte des Virgils und Homers, als dem einzigen Stücke, worin ich sie vergleiche, zu beweisen; denn ich habe dieß nicht als den Probestein ihres Werthes als Dichter betrachtet, noch sie in der Absicht verglichen,

chen, wie einige Critici, die glauben, sie können den einen nicht loben, als auf Kosten des andern. Ich sehe den Homer und Virgil als die vollkommensten Muster an, die je ein Land oder Zeitalter hervorgebracht; mehr ihre Umstände, als ihr Genie, waren verschieden; denn hätte Virgil zuerst gelebt, so zweifle ich nicht, Homer würde ihn copirt haben. Der Umstand, welcher von beiden der erste war, ist in der That wichtiger, als man sich wohl einbildet. Wer bemerkt hat, wie wenige Menschen selbst denken, wie sehr unser Geschmack sich nach dem Urtheile anderer, und unser Beyfall nach der Gewohnheit richtet, der muß einsehen, wie groß der Vortheil ist, zuerst im Besitze des allgemeinen Beyfalls zu seyn.

Homer war mit einem Genie gebohren, das freylich in jedem Zeitalter sich gezeigt, vielleicht allen andern den Ton gegeben haben würde; er schrieb unter günstigern Umständen, als irgend ein anderer Dichter; aber ich glaube doch, daß er den Ruhm seiner Schriften vielleicht mehr noch einem gewissen besondern glücklichen Zufalle, als ihrem innern Werthe, so groß er auch ist, zu verdanken hat; seine Gedichte wurden dem goldnen Zeitalter der Litteratur von dem feinsten und scharfsinnigsten Genie des damaligen

oder jedes andern Zeitalters übergeben, welches beynahe zwey tausend Jahre hindurch für den übrigen Theil der Welt Richter in Sachen des Geschmacks und der Philosophie war.

Wenn es nicht zu viel gewagt ist, Meynungen, die man schon so lang als Wahrheiten angenommen hat, zu widersprechen, so würde ich mir die Erscheinung, daß man bey dem Griechen mehr Zusammenhang und Wahrheit findet, als beym Virgil, aus den verschiedenen Absichten, die jeder von ihnen bey seinem Gedichte hatte, zu erklären suchen. Beides, zu gefallen und zu unterrichten, war ohne Zweifel ihre Absicht. Welches von beiden aber der eine oder der andere vorzog, wenn sie zugleich nicht erreicht werden konnten, darüber ist viel gestritten worden. Man hat gesagt, Homers Hauptzweck sey gewesen, den Verstand und das Herz der Menschen, vorzüglich aber seiner Landsleute, zu bessern; in der Iliade, wo er das Glück, welches Ordnung und Einigkeit begleitet, und das Unglück zeigt, welches die Folge von Stolz und Zwietracht ist, gehe seine Moral auf die ganze griechische Bundsgenossenschaft; die Odyssee aber lehre die Grundsätze der Politik für jeden einzelnen dieser kleinen Staaten. Eben so sagt man uns viel von

den

den Geheimnissen der Natur und Physik, die er in Allegorie verhüllt haben soll; von der Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, da er den Eigenschaften der Elemente, den Fähigkeiten der Seele, den Tugenden und Lastern, Gestalten gab, sie personificirte, und der Natur der Dinge, die sie vorstellten, gemäß handeln ließ *.

Ich wünschte, daß diejenigen, die eine so große Idee von der geheimnißvollen Gelehrsamkeit der Alten haben, und sich so viele Mühe geben, ihre versteckte Methode herauszubringen, wie sie diese tiefgelehrten Kenntnisse vortragen, uns doch sagen möchten, auf welche Art sie denn diese Kenntnisse erlangt haben mögen. Ich kann mir leicht eine Verbindung zwischen Geheimniß und zwischen Betrug und Unwissenheit denken, aber ich sehe nicht ein, was es mit Wahrheit und ächter Kenntniß zu thun hat.

Ich gebe zwar zu, daß einer der beiden Dichter einen mehr überlegten Plan und Zweck bey seinem Werke hatte, als der andere. Aber ich bin gar nicht

* S. Popes Essay on Homer.

der Meynung, daß man diesen bey dem Homer suchen müsse, und daß, wie einige glauben, der Zweck der Aeneide leichter, deutlicher und simpler sey, als bey der Iliade und Odyssee. Ich kann den Gedanken nicht bey mir unterdrücken, (so ungern ich auch dem Vater der Critik widerspreche) daß Homer einen großen Theil seiner Moral schon in seiner Fabel vor sich fand, und nicht, wie Virgil, die ganze Fabel, ihrer Moral wegen, erdichtete. Wenn nun der griechische Dichter blos die der Geschichte abgeborgten Begebenheiten ausschmückte, so mußten sie natürlicher Weise eben so zu stehen kommen, wie die Welt sie bisher angesehen, und mit dem Urtheile, das sie schon von ihnen gefällt hatte; denn mündliche Ueberlieferung (die einzige damals bekannte Methode, die Geschichte auf die Nachwelt fortzupflanzen,) vergrößert und verschönert wohl, aber sie löscht die Wahrheit nicht aus, und verfälscht sie nicht. Virgil aber wollte seinem Kaiser und seinem Vaterlande schmeicheln, und darum suchte er sich eine Fabel zu seiner Epopee aus, wie sie zu diesem Zwecke am bequemsten war. Wir können daher seinen Plan nicht richtig beurtheilen, ohne uns ganz in alle seine Absichten und in die Schwierigkeiten hineinzudenken, die er bey ihrer Ausführung fand; denn wenn er die Natur durch den Homer copirte, so

mußte

mußte er das, was er von beiden borgte, nach den Umständen von Rom und dem Charakter seines Augusts einrichten.

Dieß sind die Anmerkungen, welche ich für diejenigen gemacht habe, die so gern den Homer und Virgil vergleichen. Ich tadle diese Vergleichung nicht; sie ist artig und instructiv, und verschafft uns vielleicht das größte Vergnügen bey classischer Lecture. Aber ich wollte nur zeigen, wie sorgfältig man seyn müsse, um keinem von beiden Unrecht zu thun, und um mich gegen die unedle Critik der Commentatoren zu erklären, die den einen dadurch lobt, daß sie bey dem andern Fehler sucht.

Von Homers Sprache und Gelehrsamkeit.

Es ist sehr zu bedauren, daß diejenigen, welche sonst sich so vortrefflich dazu schickten, diesen Theil unserer Untersuchung aufzuklären, uns einen ganz falschen Begriff von dem Genie und dem Charakter seiner Sprache machen, weil sie das Zeitalter und die Sitten des Dichters nicht mit in Betrachtung zogen. Gelehrte von Profeßion und Critici im Griechischen richten sich in ihren Anmerkungen fast blos nach der Zeit, da diese Sprache in ihrer Vollkommenheit war*, ohne zu bedenken, wie lange Homer

* Dieß war sie erstlich nach dem Einfalle der Perser, da ein warmes Gefühl der Freyheit in den Griechen rege wurde, dem wir größtentheils mehr edle Handlungen, mehr schöne Produkte des Genies, zu verdanken haben, als irgend eine andere Nation hervorgebracht hat. Homer kannte den Unterschied zwischen Griechen und Barbaren noch nicht, und seine Partheylichkeit, die er für die erstern haben soll, ist wohl eben so schlecht gegründet, als der politische Zweck seines Gedichtes. Aeschylus aber, der bey Marathon, Salamis und Platäa stritt, dem in der zweyten von diesen Schlachten ein Bruder getödtet und ein

Homer vor dieser Zeit lebte. — — — Sie verdanken es ihm, daß er seine Sprache mit den verschiedenen Dialecten Griechenlands bereichert habe, und denken nicht daran, daß dieser Unterschied von Mundarten eine schon cultivirte und einigermaßen durch Regeln bestimmte Sprache voraussetzt, da Dialecte Abweichungen von der einmal angenommenen Regel sind *. — — — Sie zeigen uns die

 poeti-

ein anderer verwundet ward; Sophocles, der selbst Soldat war, und Euripides, gebohren mitten unter den Triumphen seiner Landsleute, wegen der Siege, die sie bey Vertheidigung ihrer Freyheit erfochten hatten, sahen auf den Asiaten mit einem innern Bewußtseyn ihres Vorzuges herab, das, so sehr es auch aus allen ihren Schriften spricht, Homer nicht fühlte, und also nicht ausdrücken konnte. Virgil giebt auf diesen Unterschied nicht Acht; es entfährt sogar dem Helden der Aeneide eine Anspielung auf das Wort Barbar, welche die Folge dieser Nachläßigkeit ist:

„ Quinquaginta illi thalami, spes tanta nepotum
„ Barbarico postes auro spoliisque superbi,
„ Procubuere “. Aen. II. v. 504.

* Sie auch allenthalben ohne Unterschied zu brauchen, würde nicht wohl gethan seyn. Der Dialect von Bergamo,

poetischen Freyheiten in der Sprache Homers, und vergessen, daß zu seiner Zeit noch gar nichts in Prose geschrieben war. — — Sie bestimmen seine Aussprache durch ein Alphabeth *, das er nie gekannt, und durch Buchstaben, die er nie gesehen hat. — —

Sei-

gamo, Neapel und Venedig, gefällt auf der Bühne im Munde des Harlequins, Pulcinell und Pantalon; ein Toscaner aber würde seine Sprache schlecht bereichern, wenn er sie durcheinander in einer Epopee brauchen wollte.

* Ohne mich in die Frage einzulassen, ob Homer schreiben konnte, (wovon ich hernach reden werde) ist doch so viel ausgemacht, daß kein einziger Buchstabe des jetzigen griechischen Alphabeths zu seiner Zeit bekannt war. Wir wollen nur einmal die Diphtongen und die zween langen Vocalen des Homer wegnehmen, die in den ersten Abschriften seiner Werke nicht konnten gebraucht seyn; wie sehr wird nicht die Aussprache, aus Mangel der später erfundenen Buchstaben, verwirrt werden? Neue Buchstaben im Alphabeth lassen sich aber ohne neue Töne, die zugleich mit ihnen müssen eingeführt werden, nicht denken; (denn noch mehrere Buchstaben, um dieselben alten Töne auszudrücken, würden keine Verbesserung seyn) wie können wir also auch nur daran denken, die wahre Originalaussprache zu errathen?

Seine Prosodie *, oder sein musikalischer Ausdruck, ward bald verdorben; denn es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die alte simple griechische Harmonie sehr früh durch Künsteley verloren gieng, ehe noch

* Man hat viel von Homers Prosodie geschrieben; aber mit so schlechtem Nutzen, daß noch nicht einmal der Sinn dieses Wortes bestimmt ist. Wir wissen auch nicht, in wie fern die προσῳδίαι der Alten zur Musik oder zur Grammatik gehören, oder ob sie zuerst blos die Musik angiengen, (und dieß ist mir sehr wahrscheinlich) als man sie annahm, die Aussprache zu bestimmen. Könnten wir den wahren Nutzen der Zeichen, die wir Accente nennen, herausbringen, so würden wir wahrscheinlicher Weise weiter nichts daraus lernen, als wie Grammatiker der alexandrinischen Schule den Homer lasen, und wie das Griechische von denen ausgesprochen wurde, die es als eine todte oder fremde Sprache studirten; und auch das würden wir nicht einmal vollkommen daraus lernen. Ich will hierdurch gar nicht einige neuere gelehrte Abhandlungen über die griechischen Accente und Sylbenmaas herabsetzen; ich wünsche vielmehr, daß Leute von solcher Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit diese Materie noch mehr untersuchen, und vorzüglich sich bemühen möchten, wo möglich, den Sinn der Worte, die zur griechischen Musik und Aussprache gehören, zu bestimmen; beide Materien sind nahe mit einander verwandt, beide aber noch sehr dunkel.

andere Künste bey ihnen zur Vollkommenheit gelangt waren. Hätte Homer hören können, wie man seine Gedichte, selbst an dem panathenäischen Feste, absang oder ablas, es würde gewiß die Feinheit, vielleicht das Gekünstelte des athenienſischen Accentes und Articulation, sein Ohr beleidigt haben. Von den Veränderungen, die seitdem die griechische Aussprache erlitten hat, will ich nicht einmal reden. — — Ich ließ, als ich zu Athen war, den Schulmeister des Orts holen, und wir giengen ein Stück der Iliade mit einander durch. Hätte Homer uns zugehört, er würde eben so viel Mühe gehabt haben, seine eigenen Werke, als wir hatten, uns untereinander zu verstehen.

Die Geschichte kennt keinen Zeitpunkt, wo die griechische, wie die lateinische, oder andere Sprachen, ihren eigentlichen Sitz nur in einem einzigen Staate oder Republik hatte. In wiefern sie Original, oder fremden Ursprungs war; wie viel sie von nördlicher oder orientalischer Mischung hatte; welcher Ort des vesten Landes, oder welche Insel, ihr Vaterland war; wo sie zuerst einen eigenen Namen bekommen; alles dieß wird stets den Liebhabern der Alterthümer Problem bleiben. So viel aber wissen wir, daß in dem ersten

rohen

rohen Zustande dieser Sprache sie von verschiedenen von einander unabhängigen kleinern Völkerschaften geredet wurde, wovon jede zur Vergrößerung und Verbesserung des gemeinschaftlichen Fonds der Sprache nach ihren Umständen etwas beytrug.

Man sieht aus dem Homer, daß sie sich schon vor der Belagerung von Troja, nicht blos in dem eigentlichen Griechenlande und den dazu gehörigen Inseln, sondern auch an der asiatischen Küste des mittelländischen Meeres ausgebreitet hatte. Fast muß man aus ihm schliessen, daß es auch die Sprache der Trojaner war*. Wir finden wirklich, wenn wir critisch die Geschichte der griechischen Litteratur untersuchen, die ersten Producte derselben in der Nähe von Troja, zu einer Zeit, da man in Athen noch nicht die geringste Spur der schönen Wissenschaften fand, die hernach so sehr dort blühten. — — Orpheus, Musäus, Eumolpus und Thomyris, waren aus Thracien, und Marsyas, Olympus, Midas, u. s. w. von der jonischen Seite des Mäanders. Eine Sprache, die sich unter dem wett-

* S. Strabo, von der Verwandtschaft der thracischen und trojanischen Sprache.

wetteifernden Schutze so vieler verschiedener kleiner Staaten bildete, oder doch verfeinerte, ist ein sehr ausserordentliches Phänomen, das sich indessen doch leichter bey dem Haufen von Inseln erklären läßt, wo das veste Land, das sie umgiebt, auch sehr getheilt und unzusammenhängend ist. Diese Mischung von Land und Wasser, die dem Homer so viele malerische Scenen verschafft, war auch recht dazu gemacht, in einem engen Raume eine Menge kleiner, von einander unabhängiger, Völkerschaften zu beherbergen, die eben deswegen in genauerer Verbindung stehen konnten, als es Furcht und Eifersucht bey andern Völkern erlaubt, die in einer großen, zusammenhängenden, nicht von der Natur so abgetheilten Gegend als Nachbarn beysammen wohnen, und deswegen leicht Grenzstreitigkeiten haben können.

Der Umstand, daß die griechische Sprache an so vielen verschiedenen Orten cultivirt ward, trug, weil dadurch Nacheiferung entstand, viel zu ihrer Verbesserung bey, und war zugleich Ursache, daß sie sich so lange Zeit hindurch erhalten hat, indem gegen die Verfolgungen des einen Staats immer ein anderer Schutz verschaffte. Vermuthlich war dieß auch mit Ursache, warum die Litteratur nachher

in

in Griechenland eine Stufe der Vollkommenheit erreichte, zu der sie bey keiner andern Nation gelangt ist.

Homer fand die griechische Sprache freylich nicht in der Periode ihrer größten Vollkommenheit, doch aber schon in der Verbesserung; und dieser Zeitpunkt war für sein Originalgenie nicht der unglücklichste. Wir werden bey genauerer Untersuchung dieser Materie es nicht so sonderbar finden, daß zu einer Zeit, da die Sitten roh, die Künste wenig cultivirt, und die Wissenschaften noch nicht auf allgemeine Grundsätze gebracht waren, die Dichtkunst schon einen größern Grad der Vollkommenheit erreichte, als sie seitdem je wieder erlangt hat.

Bey der Betrachtung der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verfassung des Homers fanden wir eine Einförmigkeit der Sitten, wo noch die verschiedenen Abtheilungen von Rang und Stand nicht erfunden waren; und eben durch diese Simplicität der Sitten entstand eine edle Simplicität der Sprache, die man in verfeinerten Zeiten nicht kennet. Die ehrwürdigen Schönheiten dieser mit dem Stempel des Alterthums bezeichneten Schreibart müssen zwar

jedem

jedem Leser in die Augen fallen; ganz aber fühlen wir sie erst dann, wenn wir auf die alten Zeiten zurück sehen, welche uns durch sie geschildert werden. Nur die Kenntniß jener alten Zeit bringt uns recht in den Geschmack ihrer Schönheiten, und lehrt uns ihre Fehler entschuldigen.

Wir kommen auf die Gelehrsamkeit unsers Dichters. Hier finden wir eine große Verschiedenheit der Meynungen, auch sogar bey einigen seiner besten Ausleger. Manche haben sich viele Mühe gegeben, zu zeigen, daß Homer beides mit den nützlichen und schönen Künsten sehr bekannt gewesen, und sogar in die Geheimnisse der tiefsten und abstractesten Wissenschaften eingedrungen sey.

Keine Nachrichten hiervon sind wohl glaubwürdiger, als Homers eigene. Aus ihm allein haben wir unsere Begriffe von der Einförmigkeit, die in den Beschäftigungen und Bemühungen der Menschen in den heroischen Zeiten herrschte, und die der ächte Charakter der Kindheit des gesellschaftlichen Lebens ist. Profeßionen und Gewerke waren noch nicht zunftmäßig von einander abgesondert, und die so nützliche Vertheilung der Industrie, welche allein

die

die Arbeit erleichtern, Künste zur Vollkommenheit und Manchfaltigkeit in die Sitten bringen kann, war noch nicht gemacht. Aber eben weil die Geschäfte und Vergnügungen des Lebens noch roh, simpel und sehr eingeschränkt waren, lagen sie auch mehr vor den Augen des beobachtenden Dichters, und öfneten ihm ein weiteres Feld zu Beschreibungen und Gemälden: und weil er uns das, was er sah, so richtig malte, so ist es wohl billig zu vermuthen, daß er noch viel mehr kannte, als er malte.

Darüber aber wundere ich mich, daß diejenigen, die sich so große Begriffe von der Gelehrsamkeit des Dichters machen, eine Frage gar nicht untersucht haben, deren Beantwortung unumgänglich nöthig zur Beurtheilung dieser Materie ist. Sie ist diese: War die Kunst, durch Buchstaben zu schreiben, schon zu Homers Zeiten erfunden, und ihm bekannt, oder nicht?

Der Gedanke, Homer habe weder lesen noch schreiben können, und meine Vermuthung, es habe ein Land, wo der Gebrauch der Buchstaben noch nicht erfunden war, so vollkommene Meisterstücke, als die Iliade und Odyssee, hervorbringen können, wird,

das

das sehe ich zum voraus, manchem ziemlich lächerlich vorkommen. Doch das Sonderbare desselben wird bald verschwinden, wenn wir überlegen, wie sehr das eine Werk des Genies, und das andere Werk der Kunst ist. Poesie findet man auch bey den Wilden; und auch sogar dort fehlt ihr jene Zauberkraft über unsere Herzen nicht, die der größte Ruhm und das Kennzeichen ihrer Vollkommenheit ist. Die Kunst aber, die beiden Sinnen, des Gesichts und des Gehörs, durch gewisse willkührliche, mit den Ideen, die sie ausdrücken sollen, gar nichts Aehnliches habende Zeichen, in eine so genaue und wundervolle Verbindung zu setzen, ist eine Erfindung, die erst durch tiefes Nachdenken und eine Kette von Schlüssen gemacht seyn kann. Ich wundere mich nicht, wenn das Alterthum, so gern es auch für jede Kunst ihren Erfinder suchte, die Erfindung des Schreibens unmittelbar den Göttern zueignete. War die Buchdruckerkunst die Erfindung eines großen Genies, was sollen wir denn von der Buchstabenschrift sagen? Aber wir machen es mit diesem unschätzbaren Geschenke der Kunst, wie mit manchen der größten Geschenke der Natur; wir geniessen sie täglich, ohne sie unserer Aufmerksamkeit zu würdigen, ohne die Größe und den Nutzen des Kunststücks gehörig zu schätzen.

Wenn

Wenn wir den Dichter über diese Materie fragen, so muß uns der Umstand doch merkwürdig vorkommen, daß wir in einem so ausgebreiteten und so vieles schildernden Gemälde der bürgerlichen Gesellschaft, als er uns hinterlassen hat, nicht das geringste finden, was den Begriff von Schreibkunst voraussetzt, und keinen der so verschiedenen Ausdrücke bey ihm antreffen, welche die Sprache einer dieser beiden Künste abgeborgt hat. Alle seine Gedichte sind an Zuhörer gerichtet; nie erwähnt er geschriebener Gesätze, Tractaten oder Verträge, von irgend einer Art; nie redet er von geschriebenen Annalen oder Inscriptionen auf Denkmälern, und kurz, nie von Briefen, nie von Buchstabenschrift. Symbolische, hieroglyphische oder Gemäldeschrift aber kannte Homer, wenigstens etwas ähnliches. Der Brief *, (so nennt es Homer) den Bellerophon dem Könige von Lycien brachte, beweist dieß. Auch die Mexicaner, ob sie gleich eine civilisirte Nation waren, hatten kein Alphabeth, sondern gaben dem Montezuma durch Gemälde, welche bey ihnen die Stelle desselben vertraten, von der Ankunft der Spa-

* Σηματα λυγρα. Il. VI. 168.

Spanier Nachricht. Wie die Buchstabenschrift eine der schwersten, so ist diese Art, seine Gedanken durch Nachahmung der Natur auszudrücken, eine der leichtesten Erfindungen. Das Kind sucht schon seine Empfindungen durch Nachahmen zu erkennen zu geben. Auch die Namen der Gestirne bey den meisten Völkern beweisen, wie natürlich es uns ist, Begriffe durch Aehnlichkeiten, die wir bey den Thieren finden, auszudrücken. Ich bin sonst eben nicht sehr für den Schluß, Homer habe das nicht gekannt, was er in seinen Schriften nicht erwähnt; man hat ihn bey andern Gelegenheiten allzu weit getrieben; indessen scheint mir doch sein gänzliches Stillschweigen von dieser Materie etwas zu beweisen.

Nun wird man aber fragen, wenn haben denn die Griechen die Buchstabenschrift erfunden? denn nach der Idee, die wir vorhin davon gaben, war die Zeit zwischen Homer und dem persischen Einfalle nicht zu einer so großen Entdeckung hinlänglich; und damals war doch in Griechenland der Gebrauch der Buchstabenschrift eine ganz gewöhnliche Sache. Die beste Antwort auf diese Schwierigkeiten ist, es war gar keine griechische Erfindung. Das ausdrückliche Zeugniß des Herodotus, welches für die Phönicier

ist,

ist, verdient hier um desto mehr unsern Glauben, weil es dem bekannten Nationalstolze seiner Landsleute widerspricht; die große Aehnlichkeit der alten orientalischen und ersten griechischen Buchstaben aber setzt die Sache ganz ausser Zweifel. Nun hieng also die Zeit der Einführung des Alphabeths in Griechenland weniger von dem Grade der Cultur und Vollkommenheit in den Wissenschaften dieses Landes selbst, als vielmehr von dem Anfange, Beschaffenheit und Ausbreitung ihres Umganges, und ihrer Bekanntschaft mit Phönicien und der südöstlichen Küste des mittelländischen Meeres ab; denn so schwer die Erfindung der Buchstabenschrift auch ist, so leicht läßt sie sich doch, wenn sie einmal erfunden ist, andern Ländern mittheilen.

Einen sonderbaren Umstand finden wir in der Geschichte der griechischen Litteratur, der, wenn wir ihn recht betrachten, zur Aufklärung dieser Materie dienen wird. Es ist die allgemeine Meynung, daß man bis lang nach des Dichters Zeiten keine prosaischen Schriften kannte, und daß bis auf Cadmus, den Milesier, und den Pherecydes von Syros (der eine war also aus Jonien selbst, und der andere aus dessen Nachbarschaft) alles in Versen war. Meine

Leser werden mir erlauben, daß ich, nachdem man in neuern Zeiten so viel gekünsteltes und wenig Genüge leistendes über diese Materie gesagt hat, wieder in die alten Zeiten und bis auf die deutliche Nachricht, welche Aristoteles * schon so lang davon gegeben hat, zurück gehe. Er untersucht, warum einerley Wort im Griechischen einen Gesang und ein Gesätz bedeutet. Ist nicht vielleicht das der Grund, fragt er, weil vor der Erfindung des Schreibens die Gesätze abgesungen wurden, um nicht vergessen zu werden, wie es noch zu seiner Zeit bey den Agathyrsern gewöhnlich war? Es würde hier schwer zu erklären seyn, warum man Verse so viel früher als Prose hatte, wenn man annehmen wollte, daß sie schon eine Zeitlang das Alphabeth gehabt hätten. Es ist der Natur und der Ordnung, worin gewöhnlich Dinge zu ihrer Vollkommenheit gelangen, zuwider, daß die ersten Versuche von alphabethischer Schrift in Versen seyn sollten; und wollte man auch zugeben, daß man zuerst in Versen geschrieben habe, so wäre es doch sehr unwahrscheinlich, daß der Gebrauch der Buchstabenschrift lang blos auf diese gekün-

* Problem. Sect. XIX. Art. 28.

künstelte Art sich auszudrücken sollte eingeschränkt geblieben seyn, und daß man andere so in die Augen fallende Vortheile dieser für die menschliche Gesellschaft so sehr nützlichen Erfindung sollte ungenutzt gelassen haben. Vorhin waren Verse und Musik unentbehrliche Hülfsmittel des Gedächtnisses, dem damals Gesätze, Geschichte und Religion ganz allein anvertrauet waren, bis die Erfindung des Schreibens eine getreuere und kürzere Methode, das Andenken vergangener Begebenheiten zu erhalten, einführte. Wir wissen, daß eigene Personen dazu bestimmt waren, die Gesätze abzusingen *. Vielleicht kann man die Verordnung, wodurch den jungen Leuten befohlen wurde, Homers Schiffsverzeichniß auswendig zu lernen, und das Gesätz, daß seine Werke am panathenäischen Feste öffentlich mußten recitirt werden, nicht besser erklären, als wenn man sie für Verordnungen ansieht, die sich auf den Mangel der Schreibkunst und der dazu nöthigen Materialien bezogen, welche auch lang nachher noch sehr rar waren. Wenn diese Gründe etwas beweisen, so darf man wohl die Zeit, da der Gebrauch des Alphabeths in Griechenland allgemein wurde, und den Anfang

* S. Strabo.

prosaischer Schriften beynahe in eine Periode setzen; ungefehr 554 Jahre vor Christi Geburt, und etwa — — — Jahre nach dem Homer.

Die besten Nachrichten, die wir von dem Ursprunge und dem Fortgange der Wissenschaften in Griechenland haben, stimmen vollkommen mit dieser Idee überein. Die sieben wegen ihrer Gelehrsamkeit und Verstandes so berühmten Weisen haben der Nachwelt wenige Beweise davon hinterlassen. Einige witzige Reden, moralische Sentenzen und Fragmente von Gedichten, welche die Ueberlieferung erhalten hat, sind alle ihre Werke. Thales und Pythagoras, deren Schulen Griechenland mit Philosophen bevölkerten, hinterliessen keine Schriften; eben dieß gilt auch wohl vom Socrates, der noch später lebte. Thespis schrieb keine Trauerspiele, Susarion keine Comödien, und sehr wahrscheinlicher Weise Aesop keine Fabeln. Man kannte auch keine geschriebene Gesätze, und dennoch (was in der That merkwürdig ist) hatte die Gesätzgebung doch schon viel Vollkommenheit erreicht.

Man sagt uns zwar, Lycurg habe deswegen seine Gesätze nicht aufgeschrieben, „ weil man Leute, die

gut

gut erzogen und unterrichtet wären, was in iedem Falle recht ist, nicht einschränken müßte ". Aber wer kann glauben, daß der Stifter der spartanischen Verfassung so gedacht habe?

Es ist freylich schwer, sich vorzustellen, wie Homer ohne Hülfe eines Alphabeths sich alle seine Kenntnisse verschaffen, erhalten und andern wieder mittheilen konnte; indessen, glaube ich, ist diese Schwierigkeit nicht unübersteiglich. Denn wenn wir die Treue der mündlichen Ueberlieferung und die Stärke des Gedächtnisses mit den Kenntnissen des Dichters vergleichen, so finden wir erstere viel größer, und letztere weit kleiner, als man sich wohl vorstellen sollte.

Freylich muß man nicht von den mündlichen Traditionen eines gelehrten und aufgeklärten Zeitalters auf die Ueberlieferungen jener Zeiten schliessen, in denen sie die einzigen Annalen der Geschichte waren. Was wir zu Palmyra gewahr wurden, brachte uns auf den Gedanken, ihr Werth und Umfang möchte eine neue unpartheyische Untersuchung verdienen. In unserer an Wörterbüchern und andern künstlichen Hülfsmitteln des Gedächtnisses so reichen Zeit können wir nicht völlig von der Stärke und Brauch-

barkeit urtheilen, die es um eine Zeit gehabt haben mag, in der man weiter nichts wußte, als was man im Gedächtnisse behalten hatte. Hierzu kömmt noch, daß da, wo alles noch roh ist, und keine Wissenschaften blühen, das Gedächtniß nicht mit unnützen oder unverständlichen Dingen beschwert wird; bey uns hingegen müssen die Kinder eine Menge Sachen auswendig lernen, die sie vergessen, ehe sie noch Männer werden.

Wenn alle Producte des Verstandes und der Phantasie so sehr vom Gedächtnisse abhängen, so ist für die Musen kein Name so gut gewählt und passend, als der alte: **Töchter der Mnemosyne.** Diese Genealogie wird uns auch erklären, warum Homer sie so feyerlich anruft, wenn er das Verzeichniß oder die Liste der griechischen und trojanischen Truppen geben will, und keinen Theil seines Werkes mit mehr Mistrauen gegen sich selbst unternimmt, als eben diesen, bey dem er ohne ihre Hülfe fertig zu werden verzweifelt. Ein neuerer Dichter würde nie auch nur daran denken, die Musen bey einer blos arithmetischen Sache anzurufen. Man könnte zwar einwenden, daß auch Virgil bey einer ähnlichen Gelegenheit diese Anrufung der Musen hat. Es ist wahr; aber

LB Coburg

aber Virgil ahmt auch beständig und allzu genau dem Homer nach; überdieß copirt er ihn hier nicht ganz, sondern mit Weglassung der Stelle, (und dieß bestärkt mich noch mehr in meiner Vermuthung) wo Homer es als etwas so sehr schweres vorstellt, die Anzahl der Truppen herauszubringen; und doch gefiel Virgilen der Ausdruck so wohl, daß er ihn bey zwo andern Gelegenheiten anbringt*.

Wenn wir dieser Frage wegen Homers eigene Nachrichten von dem Zustande seiner Zeit untersuchen, so finden wir nichts, das den Begriff von Schreiben

* Ich will meinen Lesern beides Original und Copie vorlegen:

Εσπελε νυν μοι, Μουσαι, Ολυμπια δωματ' εχουσαι·
(Υμεις γαρ θεαι εστε, παρεστε τε, ιστε τε παντα·
Ημεις δε κλεος οιον ακουομεν, ουδε τι ιδμεν·)
Οιτινες ηγεμονες Δαναων και κοιρανοι ησαν.
Πληθυν δ' ουκ αν εγω μυθησομαι, ουδ' ονομηνω,
Ουδ' ει μοι δεκα μεν γλωσσαι, δεκα δε στομ' ειεν,
Φωνη δ' αρρηκτος, χαλκεον δε μοι ητορ ενειη,
Ει μη Ολυμπιαδες Μουσαι, Διος Αιγιοχοιο
Θυγατερες, μνησαιαθ' οσοι υπο Ιλιον ηλθον.

Il. II. 484. etc.

„ Pan-

voraus setzt. Dieß wird noch mehr in die Augen fallen, wenn wir einen Blick auf die Kenntnisse thun, die wir, wenn wir unpartheyisch verfahren wollen, ihm zuschreiben können.

Ohne Buchstabenschrift, wird man mir einwenden, läßt sich ja keine wirksame Methode denken, die Gesätze gehörig zu bestimmen und öffentlich bekannt zu machen. Dieß aber stimmt just mit dem schlechten Zustande der Policey und Regierungsform überein, den wir in dem Abschnitte von den Sitten beschrieben haben.

Die

„ Pandite nunc Helicona, Deae, cantusque mouete;
„ Qui bello exciti reges; quae quemque secutae
„ Complerit campos acies; quibus Itala iam tum
„ Floruerit terra alma viris; quibus arserit armis.
„ Et meministis enim, Diuae, et memorare potestis:
„ Ad nos vix tenuis famae perlabitur aura “.

Aen. VII. 641. etc.

Hier läßt Virgil die Stelle aus,

„ Non mihi si linguae centum sint oraque centum,
„ Ferrea vox — “

die wir an zween andern Orten bey ihm lesen, nemlich Georg. II. 42. und Aeneid. VI. 625.

Die Handlung bestand fast blos in unmittelbarer Vertauschung überflüßiger Waaren; man kannte noch keine Münzen; Gold, Silber, Kupfer und Eisen wurden zwar als Reichthümer angesehen, aber man kannte ihren relativen Werth sehr schlecht, und verstand ihren verschiedenen mechanischen Gebrauch nicht, wozu man sie nachher anzuwenden gelernt hat.

Wenn Proteus die Anzahl seiner Seekälber berechnet, so wird die Art, wie er sie zählt, durch ein griechisches Wort * ausgedrückt, für welches wir in unserer Sprache kein ganz gleichbedeutendes haben. Wenn ich sage, er habe sie gefünfet, so mache ich ein neues Wort, um vollkommen das griechische und die Anspielung auf den Ursprung der Rechenkunst auszudrücken: denn das griechische Wort, welches ich bey keinem nach Homer lebenden spätern Schriftsteller gefunden habe, soll, wie es scheint, die erste simple Art zu zählen andeuten, da man blos die fünf Finger der einen Hand zu Hülfe nahm, und noch nicht, wie die Arithmetik es nachher von beiden Händen

* Πεμπασσθαι. Od. IV.

den gelernt hat, nach Zehnern zählte. Ich will deswegen eben Homers Kenntniß des Rechnens nicht so ganz herunter setzen, und sie völlig nach diesem Ausdrucke einer noch ganz rohen Arithmetik beurtheilen; denn ob er gleich zu unsers Dichters Zeiten noch zählen bedeutete, so gehört er doch gewiß eigentlich einem frühern in dieser Kunst noch unerfahrnern Zeitalter zu, denn Homer braucht schon die Decimalprogression; indessen sollte ich doch fast vermuthen, daß die Art, nach den Fingern zu zählen, worauf der Ausdruck anspielt, die einzige war, welche Homer kannte.

Mathematik führte Thales und die jonische Schule in Griechenland ein; alles, was von dieser Wissenschaft abhängt, muß vor ihnen noch sehr unvollkommen gewesen seyn. Wir müssen daher, wenn wir den Homer als Vater der Geographie ansehen, ihn zwar wegen der Genauigkeit seiner Beobachtungen bewundern, die er als Reisender zu einer Zeit machte, da man noch keine Carten * hatte, dem ungeachtet aber auch gestehen, daß er Geographie als Wissen-

schaft

* Anaximander war der erste Erfinder der Landcarten. S. Strabo.

schaft eben so wenig verstand, als Astronomie, Trigonometrie, und andere Theile der Mathematik, die zu ihr unentbehrlich sind.

Wir finden zwar, daß Ulyß, wenn er sein Schiff vom Strande laufen läßt, dazu den Hebebaum und eine abhängige Fläche braucht. Aber dürfen wir daraus schliessen, daß er die Gesätze der Mechanik verstand? oder müssen wir nicht vielmehr deswegen, weil er beym Schiffsbau eine eherne Axt braucht, den damaligen Zustand der eigentlich nützlichen Künste noch für sehr unvollkommen halten?

Wir kommen zu den schönen Künsten. Ihre Rangordnung im Homer (vielleicht zugleich die natürliche Ordnung, in der sie nach und nach erfunden sind,) ist folgende:

Die Dichtkunst war die allervollkommenste unter allen; davon sind die Iliade und Odyssee genugsame Beweise. Aber auch ohne sie wissen wir schon aus den besten Nachrichten von wilden und uncultivirten Nationen, daß das Genie in einem rohen Zeitalter in nichts glücklicher als in der Dichtkunst ist.

Wenn

Wenn man Homers Musik sich von seiner Poesie abgesondert denken könnte, die stets gesungen und wohl gewöhnlich von einem Instrumente begleitet wurde, so würde sie den zweyten Platz verdienen; aber alle die großen Wirkungen, welche diese Kunst, wie ihre frühste Geschichte erzählt, gehabt haben soll, waren das gemeinschaftliche Werk der vereinigten Musik und Dichtkunst. Alle Verordnungen, bürgerliche und gottesdienstliche, wurden in Melodien und Verse gebracht, und Priester sowohl, als Gesätzgeber, waren Dichter und Musici. Dieß schickt sich sehr gut zu der rohen bürgerlichen Verfassung, die ich beschrieben habe, da man, um die Leute zu civilisiren, sich mehr an die Leidenschaften, als an den Verstand wandte.

Nach der Musik kommen die Künste, wo nach einem Risse gearbeitet wird, (Arts of Design.) und unter diesen zuerst die **Bildhauerkunst.** Statuen kommen zwar im Homer vor, aber ohne bewundert zu werden, und ohne daß die Geschicklichkeit des Künstlers gelobt wird. Der Schild des Achilles hat zwar einigen sehr große Begriffe von den Kenntnissen des Dichters in Bildhauerkunst und Malerey gemacht; wer Lust hat, zu sehen, wie weit die Alten

(eben

(eben so wie die Neuern) sich von ihrer Neigung zur Allegorie haben hinreissen lassen, der mag im Eustathius die ausschweifenden Conjecturen der Damo, der gelehrten Tochter des Pythagoras, und des Heraclides Pontius, über diesen Schild nachsehen. Unserm Zeitalter aber war es noch aufbehalten, eine vollkommene und ganz genaue Idee der **Malerey** nach allen ihren Theilen, nemlich der **Erfindung**, **Zusammensetzung** und **Ausdruck** darin zu entdecken, und zu bemerken, wie alles den Regeln der Perspective gemäs ist, und wie die drey **Einheiten** so vollkommen darin beobachtet sind, nemlich, eine Haupthandlung, ein Zeit- und ein Gesichtspunkt.

Boivins Idee, die ihn auf diese Anmerkung über Achilles Schild brachte, ist artig, und beantwortet völlig den Einwurf, daß es unmöglich sey, alle die Sachen, welche in dieser schönen Episode erzählt werden, in einem so kleinen Raume auf einem Schilde vorzustellen. Weiter will ich mich über diese Abhandlung nicht einlassen, denn ich muß schlechterdings läugnen, daß Homer **Malerey** als Kunst kannte. Es mag vielleicht, da jetzo die beiden verwandten Künste, Poesie und Malerey, in so genauer Verbindung stehen, manchem sonderbar scheinen, daß

die

die erste schon den höchsten Grad der Vollkommenheit, zu dem sie je gelangt ist, erreicht haben soll, ehe die letztere noch ihren Anfang genommen hatte; und doch kann ich nichts vom Gebrauche des Pinsels oder der Farben, um Aehnlichkeiten hervorzubringen, beym Homer entdecken; nicht eine Spur von Licht und Schatten, oder von der Kunst, einen Gegenstand auf einer ebenen Fläche als erhaben vorzustellen, und dem Auge durch die Vertheilung von Licht und Schatten zu nähern; ich finde nicht einmal ein Wort in der Iliade oder Odyssee, diese Kunst auszudrücken. Man wird mir zwar nach der gewöhnlichen Meynung antworten, einerley Wort * habe ursprünglich beides schreiben und malen bedeutet; daß es in spätern Zeiten diese beiden Bedeutungen gehabt hat, ist richtig; unser Dichter aber braucht es immer, um etwas mit einem scharfen Instrumente eingegrabenes auszudrücken, und es bedeutete damals noch nicht schreiben und malen; dieß macht es wahrscheinlich, daß diese Künste noch nicht gewöhnlich waren.

Eben

* Γραφω.

Eben dieß gilt auch von der Baukunst. Um diese Kunst hat Homers Vaterland (falls er ein Jonier war) sich mehr verdient gemacht, als irgend ein anders; aber zu seiner Zeit scheint sie noch nicht bekannt gewesen zu seyn. Ich läugne deswegen nicht, daß man bey Gebäuden schon damals, neben der Bequemlichkeit, auch auf Schönheit, ja wohl gar auf Pracht gesehen habe; aber Symmetrie und Proportion finden wir nicht in den Gebäuden der Iliade und Odyssee; die griechischen Säulenordnungen waren noch nicht erfunden, und Priams auf prächtigen Säulen ruhender Pallast * ist ganz das Gebäude des Uebersetzers, der es der Kunst spätrer Zeiten abgeborgt hat.

Homer ist wegen seiner medicinischen und vorzüglich anatomischen Kenntnisse sehr gelobt worden. Man glaubte, er habe ganz vollkommen den Bau des menschlichen Körpers gekannt, und einige meynten sogar, er habe seine Helden mit zu viel Gelehrsamkeit verwundet **. Diese Idee haben die

Aerzte

* Raisd' on arch'd columns of ſtupendous fame ".

** S. Pope's Eſſay on Homer.

Aerzte bestätiget; sie hielten ihn für erfahren in ihrer Kunst, weil er mit den anatomischen Kunstwörtern vollkommen bekannt war.

Hätten sie aber bedacht, daß dieß zu des Dichters Zeit noch gar nicht Kunstwörter waren; daß er keine andere Ausdrücke für die Theile des menschlichen Körpers hatte, als diese, welche nachher Kunstwörter einer eigenen Wissenschaft geworden sind; und daß alle seine anatomischen Kenntnisse nicht die Grenzen der Aufmerksamkeit übersteigen, womit Homer jeden Gegenstand der Natur, den er zu sehen bekam, betrachtete, so würden sie nicht so verschwenderisch mit Lobsprüchen seiner Gelehrsamkeit gewesen seyn, sondern sie vielmehr dem genauen Blicke und glücklichen Ausdrucke des Malers der Natur ertheilt haben.

Eben so haben die Worte τροπαι ηελιοιο alle die verführt, welche daraus den Dichter zum Astronomen machen, und die Zeit, wenn er lebte, bestimmen wollten. Die Wendezirkel, sagen sie, kannte zuerst Thales; Homer aber erwähnt ihrer; also lebte der Dichter nach dem Philosophen.

Ich habe schon oben versucht, Homers wahren Sinn dieser Stelle herauszubringen. Wenn meine Erklärung richtig war, und wenn wir diese Worte durch **Wendungen** oder die **Rückkehr** der Sonne, anstatt durch **Tropici** übersetzen, (das heißt, wenn wir ein gleichbedeutendes Wort aus dem gemeinen Leben borgen, um ein anders auszudrücken, das zu des Dichters Zeiten auch in das gemeine Leben gehörte, hernach aber Kunstwort ward,) so kommen wir der Simplicität seiner Idee näher, und werden finden, daß dieser Ausdruck nicht mehr astronomische Kenntnisse voraussetzt, als jeder Bauer hat, der weiß, daß die Sonne im Winter sich von uns weg und im Sommer wieder zu uns wendet.

Wenn ich im Plutarch lese, Alexander sey ein großer Bewunderer Achilles gewesen, und habe ihn beneidet, daß er einen Dichter, wie Homer, zum Barden seiner Thaten gehabt habe, so glaube ich leicht eine Anecdote, die so viel Charakteristisches hat; geht man aber weiter, und erzählt uns, Alexander habe die Iliade in der **Kriegeskunst** zu Rathe gezogen, so muß man, wie mich dünkt, bey den großen Verbesserungen, welche diese Kunst in der Zeit zwischen dem Homer und dem Sohne Philipps ganz

umgeschaffen haben, dieß entweder für Affectation beym Alexander, oder für die Pedanterie seines Lehrers halten. Denn Homers Schlachten, wie die des Bourguignon und anderer Maler von der Art, haben nur einige wenige deutliche Figuren im Vordergrunde; alles übrige ist dunkel und verwirrt.

Dieß ist die Idee, welche ich mir von dem **Zustande der Künste und Wissenschaften zu Homers Zeiten** mache, und sie ist es, die mich auf die Vermuthung bringt, (denn dafür gebe ich meine Meynung nur aus, so lang ich die Sache noch nicht weiter untersucht habe,) daß die **Schreibekunst**, wenn sie gleich zu Homers Zeiten in Griechenland bekannt gewesen seyn sollte, doch noch nicht recht gewöhnlich war; daß alle Kenntnisse, sie mochten die Religion betreffen, oder sonst von einer Art seyn, wie sie wollten, blos durch das Gedächtniß erhalten, und eben deswegen in Verse gebracht wurden, bis mit dem Alphabeth auch Prose eingeführt wurde.

Es fehlt auch dieser meiner Vermuthung nicht ganz an ältern Vorgängern. Eustathius * und Didymus,

* S. Iliad. VI. 168. u. VII. 175.

dymus, oder wer sonst der Verfasser der kleinern Scholien ist, sind eben dieser Meynung; auch Josephus *, dessen Urtheil in dieser Frage gewiß nicht zu verwerfen ist, meynt, die Iliade und Odyssee wären nicht von ihrem Verfasser niedergeschrieben worden. Wenn wir mit ihm annehmen, daß Homer keine geschriebene Copie seiner Werke hinterlassen hat, so werden die Nachrichten, die wir von ihnen in den Schriften der Alten finden, viel wahrscheinlicher. Plutarch, Aelian und andere stimmen darin überein, Lycurg habe sie aus Jonien nach Griechenland gebracht, wo vorhin nur einzelne Stücke und Fragmente davon bekannt waren; und Cicero sagt uns, Pisistratus sey der erste gewesen, der sie in die Ordnung brachte, worin wir sie jetzt lesen. Ein Manuscript des Homers von Jonien nach Griechenland zu bringen, wäre kein Lycurg, und sein Gedicht, wenn eine völlige Copie davon vorhanden war, gehörig zu ordnen, kein Solon oder Pisistratus nöthig gewesen. Wenn aber dieser Gesätzgeber das, was er von den jonischen Rhapsodisten singen hörte, sammelte und niederschrieb, wie man in neuern Zeiten einige Fragmente von alter Dichtkunst in den

* Contra Apion. lib. I.

nördlichen Theilen unserer Insel gesammelt hat, so konnte es nöthig seyn, dieß alles zu Athen in Ordnung zu bringen; und dann würden diese großen Männer, die ich genannt habe, eben so viel Verdienst um den Homer, als der Herausgeber des Fingals um den Ossian haben.

Die Meynung, welche ich über diese Materie geäussert habe, scheint unserm Dichter nachtheilig zu seyn, da sie ihm einen Theil seines dafür gehaltenen Charakters raubt, und ihn um den Ruhm der Gelehrsamkeit bringt, den seine alten und neuern Bewunderer mit so vieler Mühe ausgebreitet haben. Allein, könnte nicht auf der andern Seite dieß noch ungelehrte Zeitalter, in dem der Dichter lebte, ihm auch wieder vortheilhaft gewesen seyn, und jenen Schaden ersetzet haben.

Wenn man den Ursprung und Fortgang der Sprachen, in Beziehung auf ihren Gebrauch und Anwendung, betrachtet, so findet man, daß die verschiedenen Grade ihrer Verfeinerung und Vollkommenheit nicht für jedes Fach, worin ein Genie sich zeigen will, gleich vortheilhaft sind. Der Künstler im engern Verstander, und der Philosoph, werden

eine

eine gewisse Vollkommenheit der Sprache wünschen, die dem Dichter mehr hinderlich als nützlich ist. Er hat es ganz allein mit der Natur zu thun, und eine Sprache, die der Unvollkommenheit der Künste, der Simplicität der Sitten und der Kindheit der Wissenschaften entspricht, ist für ihn die bequemste.

Homer fand die griechische Sprache schon über die Kindheit hinaus, und merklich verbessert; jedoch hatte hierzu die Schreibkunst noch nichts beygetragen; er selbst auch gab ihr neue Schönheiten. Allein sie war noch blos eine Sprache für das Ohr, und das in einem Clima, wo die Ideen feurig und die Organen der Sprache der genauesten und feinsten Articulation fähig sind; sie war daher recht für die damals genau verbundene Poesie und Musik gemacht.

Als das Gehör noch den flüchtigen Schall der Worte auffangen mußte, und man sie nicht auf einem Papiere mit wiederholtem Nachdenken lesen und wieder überlesen konnte, war **Simplicität** und **Deutlichkeit** auch unentbehrlicher, als jetzt. Lange von einander abhängige Perioden wurden nicht eher erfunden, als bis Schreiben mehr **Kunst** ward, und Fleiß und Mühe die Stelle des Genies vertrat.

Wiederholungen (die man dem Homer so sehr vorgeworfen hat) waren nicht allein natürlicher, sie waren auch weniger merklich, und also weniger auffallend. Es kam mehr auf Action, Aussprache und Ton an, und alle Poesie war dramatisch. Billig wurde sie also damals unter die **nachahmenden Künste** gerechnet; wie man sie aber jetzo noch **Nachahmung** nennen kann, das begreife ich nicht, sie müßte denn auf dem Theater declamirt werden.

Unsere natürliche Sprache, die wir mit auf die Welt bringen, ist nicht blos auf die eigentlich so genannten Organen der Sprache eingeschränkt; sondern sie ist aus Stimme, Mine und Action des Leibes zusammen gesetzt.

Hätte uns nicht die Fähigkeit der Articulation, dieses distinctive Merkmal unserer gesellschaftlichen Bestimmung, eine bequemere Methode, unsere Ideen andern mitzutheilen, verschafft, so würden vielleicht die simpeln Töne der Natur, nebst den manchfaltigen Modulationen, die jetzo zur Musik gehören, im gemeinen Leben gebraucht werden, wovon sich, wie man sagt, etwas bey den Chinesern finden soll. Sprechen und singen würden dann wenig verschie-

den

den seyn, und dieß scheinen auch die griechischen Originalwörter zu beweisen, die beides bedeuten. Das Gesicht würde dann seine natürliche Beredsamkeit und Fähigkeit, etwas auszudrücken, die wir jetzt so sorgfältig durch die Erziehung zu unterdrücken suchen, nicht nur behalten, sondern auch vergrößert und vermanchfaltiget haben, und die stumme Sprache der Geberden und Leibesbewegungen würde einen großen Antheil an unsern Unterredungen haben.

Dieß ist die Sprache der Natur, ohne welche sich keine willkührliche durch einen Vergleich unter den Menschen entstandene Sprache denken läßt; denn jene mußte das erste Mittel seyn, wodurch Menschen sich Menschen zu verstehen gaben, und ohne sie hätte man sich über die willkührliche nie vergleichen können. Nachher gerieth sie freylich immer mehr in Verfall, so wie die an ihre Stelle angenommene künstliche Sprache gewöhnlicher und vollkommener ward. Obgleich sie aber fast ganz aus dem gemeinen Leben verbannt ist, so hat sie doch ihre Stärke in der Dichtkunst nicht verloren, wo die künstliche Sprache, hätte sie auch den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, doch gegen den feurigen Ausdruck der Natur immer nur kalte und matte Umschreibung bleibt.

Er ist keiner Misdeutung fähig, greift gerade unsere Empfindungen an, und bahnt sich den kürzesten Weg zu unserm Herzen.

Ich glaube, hieraus schliessen zu können, es sey ein für den Vater der Dichtkunst günstiger Umstand gewesen, daß er zu einer Zeit lebte, da die künstliche Sprache noch nicht so sehr die Sprache der Natur und Wahrheit verdrängt hatte.

Eben dieser noch unvollkommene Zustand der künstlichen Sprache wird uns vielleicht noch auf eine andere Art * einen eben so sonderbaren, als für die Wissenschaften glücklichen, Umstand erklären; nemlich den, daß Homer der älteste, und doch auch der leichteste und deutlichste unter allen alten Schriftstellern ist. Die griechische Sprache war damals zwar reich an Worten, aber diese Worte hatten noch nicht so viel Zweydeutigkeiten. Doppelsinn im Ausdrucke entstand erst mit den Wissenschaften, als man

* S. das vorhergehende, wo der Mangel der Schreibkunst als eine Ursache dieses simpeln und deutlichen Styls angegeben wird.

man die Sprache des gemeinen Lebens in die Philosophie übertrug, und alte Wörter neue Bedeutungen bekamen. Dadurch entstand die Verwirrung und Dunkelheit, die noch bis auf unsere Zeiten der Stoff so mancher polemischen Schriften ist.

Könnte Homer einen Blick auf die verschiedenen Schicksale und Veränderungen thun, die seine Sprache im Dienste der Wissenschaften und Gelehrsamkeit betroffen haben, so würde ihn die Menge voluminöser Streitschriften über Bedeutungen von Worten in Erstaunen setzen, die für ihn die deutlichsten Bilder der Dinge waren, die sie bezeichnen sollten; er würde sich wundern, daß Ausdrücke, die zu seiner Zeit allgemein als die Zeichen gewisser in die äussern Sinne fallenden Gegenstände erkannt wurden, noch neue Bedeutungen bekommen haben, welche die Philosophie und Gelehrsamkeit nach so vielen Jahrhunderten noch nicht hat bestimmen und vestsetzen können.

Da Homers Sprache noch nicht die Verfeinerung aufgeklärter und gelehrter Zeiten erlangt hatte, so war sie eben deswegen deutlicher und verständlicher, und weniger zu Pedanterie und Affectation geneigt.

Man

Man kannte vor der Vertheilung der Künste und vor der Zeit, da die Wissenschaften ein besonders Metier einiger wenigen Gelehrten wurden, keine Kunstwörter und scientifische Ausdrücke; man hatte keine andere Schule, als das Leben, kein anders Studium, als die Natur, und keine Philosophie, als die gesunde Vernunft (common Sense). Daher war Homer vor der Gefahr frey, in das gelehrte Geschwätz des erwachsenern Alters der griechischen Litteratur zu verfallen, das sein großer Bewunderer und bester Nachahmer unter den Neuern, Milton, nicht ganz vermieden hat.

Man möchte vielleicht denken, bey dieser Kindheit der künstlichen Sprache, die ich als einen Hauptgrund seiner Deutlichkeit und natürlichen Simplicität ansehe, habe ihm die Manchfaltigkeit und Harmonie des Ausdrucks fehlen müssen. Aber nie hatte die griechische Sprache, verhältnißmäßig mit ihren deutlichen Ideen, mehr verschiedene Töne, als eben damals; und deswegen war diese Periode für die Versification und den Ausdruck des Dichters just die bequemste. Sie wurde zwar in der Zeit ihrer größern Vollkommenheit mit einer Menge von Begriffen bereichert, von denen Homer nichts wußte; aber ihr

Vorrath von Ausdrücken wuchs nicht in dem Verhältnisse, als ihre Ideen, wie ich schon oben bemerkt habe, sondern die Litteratur mit allen ihren Theilen mußte sich fast blos mit dem alten Originalvorrathe der Sprache begnügen.

Ausserdem aber, daß Homers Sprache reich genug für ihn war, wurde sie noch durch gewisse Vortheile, die nie ein anderer Dichter eben so genossen hat, zur harmonischen Versification sehr bequem. Zuerst will ich von den griechischen Partikeln reden. Sie sind für die Hexameter, was kleine Steine beym Mauern sind; sie füllen gleich alle Löcher und Zwischenräume aus, und verbinden die größern so genau, daß ein wohlzusammenhängendes Ganze daraus wird.

Wer blos nach dem Auge einen Vers der Iliade oder Odyssee beurtheilt, wird meiner Meynung eben nicht günstig werden. Aber man muß auch bedenken, daß Homer blos für das Ohr dichtete, daß seine Gedichte abgesungen wurden, und daß nichts darin vorkömmt, was die geringste Beziehung auf Lesen oder Schreiben hat. Dieß muß man ja nicht vergessen. Es setzt uns in den Stand, recht in den ächten Charakter seiner Werke, in mehr als einer Absicht, vor-

züglich

züglich aber, was seine Versification betrifft, einzudringen. Wir würden von dieser viel richtiger urtheilen, wenn wir sie mit den Gedichten der Römer, Italiäner, Franzosen oder Engländer vergleichen, alle Regeln der Prosodie auf eine Zeitlang vergessen, und Stellen aus dem Homer, nicht nach der gewöhnlichen, sondern nach einer so musikalischen Aussprache, als sie immer erlauben, recitiren, und dann ein feines Ohr urtheilen lassen wollten, das keine von diesen Sprachen verstände, womit man den Versuch machte.

Wir müssen aber deswegen nicht glauben, daß Homers Partikeln blos zu Flickwörtern bestimmt waren. Sie tragen zur Deutlichkeit des Ausdruckes eben so viel, als zur fließenden und leichten Verbindung des Verses bey. Deswegen findet man sie auch viel von den besten prosaischen Schriftstellern im goldenen Zeitalter der griechischen Sprache gebraucht. Sie sahen nemlich, wie nöthig diese Partikeln waren, um den Vortrag zusammenhängend und verständlich zu machen; zwo Eigenschaften eines guten Schriftstellers, die man sehr vernachläßiget hat, seitdem dieser geringere Theil der Sprache so sehr aus unserer feinern neuern Schreibart verdrängt ist.

Der größte Vortheil aber, den Homers Sprache dem Dichter verschafft, ist die Leichtigkeit, mit der zwey oder mehrere Worte, zur ausnehmenden Verschöne-rung des Schalles und des Gedankens, miteinander verbunden werden können; es ist schwer zu entschei-den, ob das Ohr mehr bey der Harmonie, oder die Seele mehr bey dem großen Bilde dieser prächtigklin-genden malenden Beywörter gewinnt; sie haben in dieser Sprache eine in allen andern ganz un-bekannte Wirkung.

Hierzu kömmt noch die so große poetische Freyheit, Worte und Sylben abzukürzen, zu verlängern, hinzu-zusetzen, wegzulassen, zu verändern, und zu transponi-ren, und das so gut im Anfange und in der Mitte, als am Ende des Wortes. Diese Vortheile aber, welche die griechische Sprache vor allen andern vor-aus hat, konnte sich Homer auch vermuthlich besser zu Nutze machen, als irgend ein anderer griechischer Dichter. Denn als die Critik Kunst zu werden an-fieng, und Aristoteles in der Iliade und Odyssee diese Regeln fand, die der Dichter aus der Natur genom-men hatte, so setzte man nun andern Dichtern dieß zur Grenze, was Homer, seiner Phantasie überlassen, gethan hatte, und die Freyheiten, die es ihm beliebt

hatte sich herauszunehmen, wurden nun für andere Gesätze.

So entstand **Simplicität** der **Sprache**, nie aber **Niedrigkeit** und **grober Ausdruck**, aus den Sitten des Dichters; wo man keine **niedrige** und **unedle** Idee auszudrücken hatte, konnte auch kein unedler oder niedriger Ausdruck seyn, — — es konnten keine **Kunstwörter** seyn, wo die Künste noch nicht vom gemeinen Leben getrennt waren, und folglich auch keine **Pedanterie**; — — wenig abstracte Ideen, wo noch keine **Philosophie** war — — also zwar weniger **Gelehrsamkeit**, aber auch weniger **Dunkelheit**. Homer konnte die **Form** der Worte ohne die **Idee** und ihren **Schall** ohne ihren Sinn **ändern**; er gerieth also nie in Versuchung, **Wahrheit** und **Natur** der **Harmonie** und Versification aufzuopfern.

Dieß waren die Vortheile, die Homer bey seiner Sprache hatte, und die seinen **Ausdruck** eben so original als seine **Gedanken** und sein **Colorit** (wir wollen immer noch ihn uns als Maler denken) so glücklich als den **Riß** seiner **Zeichnung** machten. Durch sie ist sein Ausdruck simpel mit Würde, natürlich

ohne

ohne das Grobe der Natur, voll Unterricht ohne Pedanterie, und der deutlichste und verständlichste sowohl, als der musikalischste und harmonischste, den je ein Dichter gehabt hat.

Beschluß.

Ich habe hier die zween Hauptumstände im Leben Homers, als Dichter betrachtet, sein Vaterland und seine Reisen, aus den verschiedenen Ideen zu errathen gesucht, welche er sich von Dingen unter dem manchfaltigen Einflusse dieser Umstände gemacht zu haben scheint. Waren meine Vermuthungen auch einzeln, jede für sich, nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit, so werden sie noch mehr Glauben verdienen, wenn man sie zusammen nimmt; denn so viel der Reisende verräth, daß er ein Jonier ist, so sehr zeigt wiederum der Jonier sich als Reisender.

Wir mögen aber diesen jonischen Reisenden in seinem Vaterlande, oder in fremden Ländern antreffen, wir mögen auf ihn Acht geben, wenn er die äussern Schönheiten der Schöpfung betrachtet, oder ihm bis in die geheimsten Falten und verborgensten Schlupfwinkel unsers eigenen Herzens folgen, so finden wir bey ihm immer die natürlichsten Schilderungen jedes charakteristischen Umstandes von Wahrheit und Realität.

Ich hoffe, diese Originalmethode des Dichters durch die vorhergehenden Anmerkungen, so unreif und unausgearbeitet sie auch noch sind, einigermaßen gezeigt zu haben. Sie ist für die Einheit der Zeit, des Ortes, der Handlung und Charaktere, sonderlich in der Epopee, um desto wichtiger, weil man in einem so weitläuftigen Plan, wo bey Erzählungen und Beschreibungen mit Willen der zu sorgfältig historische und geographische Ton vermieden wird, so leicht in Widersprüche verfallen kann.

Ich mache daraus den Schluß, daß je mehr wir das Zeitalter, Vaterland und Reisen unsers Dichters untersuchen, wir immer mehr bemerken, wie seine Scenen und Landschaften der Natur abgeborgt sind, seine Sitten und Charaktere dem Leben, seine Personen und Begebenheiten (sie mögen Fabel oder Wahrheit seyn) der Tradition und Leidenschaften und Empfindungen der Erfahrung, die er von ihren Wirkungen bey andern hatte, und nach seinem eigenen Gefühle berichtigte und verbesserte.

Da also jedes Gemälde dieses großen Meisters eine treue Copie von dem ist, was er sahe, hörte

oder fühlte, so dürfen wir uns wohl nicht wundern, daß eben die Schriften, wodurch er den ersten unbestrittenen Rang unter den Dichtern erhielt, ihm nicht allein in der Geographie Respect, und in der Historie Glauben, sondern auch unter den Philosophen eine ansehnliche Stelle verschafft haben. Wenn manche ausschweifende Verehrer seiner Werke diese Ansprüche noch weiter getrieben haben, so kann man dieß übertriebene Lob nicht anders entschuldigen, als mit Homers ausserordentlich glücklicher Nachahmung; ich glaube nemlich, daß diejenigen, welche den Homer so übereinstimmend mit der Natur fanden, in so fern zu entschuldigen sind, wenn sie die Grundsätze aller Wissenschaften aus der Iliade und Odyssee herleiteten. Die Natur begreift sie alle in sich; ihre Verhältnisse sind richtig und unveränderlich; wer sie treu malt, oder einen Theil von ihr, der voller Action ist, und diese Action auf eine gewisse Zeit, Ort, und Personen anwendet, wird diese Verhältnisse beobachten, selbst, ohne es zu wollen, ohne es einmal zu wissen, nie aber ohne einiges Gefühl ihrer Richtigkeit und Wahrheit *.

Dieß

* S. Inquiry into the Life and writings of Homer. p. 314.

Dieß ist der treue Spiegel des Lebens, den einer der besten Richter des Alterthums * den abstracten Systemen speculativischer, die Welt nicht kennender Philosophen vorzog, wenn es auf die Einrichtung seines Verhaltens ankam; viele Ehre für den Homer! und zugleich Gerechtigkeit für den menschlichen Charakter, der, wenn man einige Nachsicht für die Heldenzeit hat, ziemlich günstig von dem Dichter geschildert ist; auch hat, so viel ich weiß, kein neuerer Chrysippus oder Crantor Entdeckungen gemacht, wodurch der Werth eines so richtigen Gemäldes des menschlichen Lebens verringert würde. Es ist schmeichelhaft für uns, von einer in der Schule der Natur gebildeten Meisterhand so schöne reizende Zeichnungen einer edeln Sympathie und freundschaftlicher menschenfreundlicher Gesinnungen zu empfangen, die wir sogar mitten in den schrecklichen Auftritten der Iliade eingestreut finden, häufiger aber in den ruhigen und friedlichen Scenen der Odyssee antreffen. Hier und da verdunkelt zwar

* „ Qui quid sit pulchrum, quid turpe, quid vtile, quid non,
„ Plenius ac melius Chrysippo et Crantore dicit “.
Horat. L. 1. ep. 2, 4.

dieß schöne Gemälde ein Schatten von Thorheit und Lastern, der uns mit dem Dichter oder mit uns selbst mißvergnügt machen könnte, wenn er nicht zugleich eine hinlängliche Portion von Menschenliebe mit eingestreut hätte, die dem Gemälde beides Wärme und Aehnlichkeit giebt.

Indessen bin ich doch weit von den ausschweifenden Ideen jener künstelnden Crittiker entfernt, die die Grundsätze aller Künste und Wissenschaften, oder wohl gar das tiefste System von Moral und Politik im Homer zu entdecken glauben; ich sehe es vielmehr als einen seinem Originalgenie besonders günstigen Umstand an, daß keine einmal angenommene Hypothese ihn hinderte, frey und unpartheyisch zu untersuchen, und daß, seine Absicht mag nun gewesen seyn, moralischen oder politischen Unterricht zu geben, (denn daß er eine solche Absicht hatte, möchte ich auch nicht ganz läugnen) er doch deswegen in der Wahl seiner Charaktere nie über die Natur oder seine eigene Kenntniß des menschlichen Lebens hinausgieng.

Dieser unpartheyischen Untersuchung der Natur und der verschiedenen Triebfedern unserer Handlungen,

gen, nicht wie man sie sich in der Studierstube vorstellt, nach speculativen Systemen denkt, oder aus Büchern kennen lernt, sondern so, wie man sie im Leben selbst findet, verdanken wir die beste Geschichte der menschlichen Neigungen und Leidenschaften aus jedem Gesichtspuncte, woraus sie sich uns zeigen; eine so unpartheyische Mischung von guten und bösen Eigenschaften mit bloßer Verschiedenheit des Verhältnisses und Uebergewichtes der einen über die andern, daß wir im Homer weder ein Muster eines vollkommen moralisch schönen, aber auch keinen ganz moralisch häßlichen Charakter antreffen.

Wir müssen aber hieraus nicht gleich den übereilten Schluß machen, das Interesse der Menschheit liege dem Homer nicht sehr am Herzen, und die Sache der Tugend sey ihm gleichgültig. Es giebt eine gewisse Stufe der Civilisation, wo wahre Exempel mehr zur Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten anreizen, als erdichtete; und bey einer solchen Verfassung ist es leichter, vielleicht auch klüger, dem Menschen zu zeigen, was er seyn kann, als was er seyn soll. Ein solcher Zeitpunct ward just dem Homer zu Theil. Es würde daher sehr unbillig seyn, ihn wegen dessen zu tadeln, woran die Sitten seiner Zeit

Schuld waren, und gegen die einzigen Materialien, die er behandeln konnte, eigensinnige Critiken zu machen.

Manchmal freylich scheint er uns ganz uns selbst in dem Labyrinthe seines großen Dramas der menschlichen Handlungen zu überlassen, wo so verschiedene Pfade des Lebens für die Vernunft und die Leidenschaften jedes Alters, Temperaments und Standes zu betreten offen stehn; und hier, glaube ich, verführte ihn sein nachahmender Genius, alles zu malen, was er im menschlichen Leben vor sich sahe, wobey denn natürliche, recht in die Augen fallende Aehnlichkeit das größte, oft das einzige Verdienst ist; doch wäre es unbillig, zu sagen, daß er weiter gar nichts zur Absicht hatte, als blos die Sachen zu malen, wie sie sind: denn wenn er gleich, um unserer Eitelkeit ein wenig zu schmeicheln, nicht just vorschreibt, welchen Weg wir wählen sollen, sondern uns das Vergnügen läßt, ihn selbst zu finden, so hat er ihn doch für diejenigen nicht allzu schwer zu finden gemacht, die ernstlich und mit Fleiß ihn suchen, und wer, wenn er ihn liest, auf den Irrweg geräth, hat es blos seiner eigenen Unbedachtsamkeit, nicht dem Homer, zuzuschreiben.

Sollten aber dennoch meine Leser diese Methode zu sehr blos auf Gemälde des Lebens, wie es ist, eingeschränkt finden, mehr als es der moralische Plan der Epopee erlaubt, so muß ich sie erinnern, daß Homer eben so wohl vergnügen als unterrichten wollte; er vernachläßigte das letztere zwar nicht ganz, doch sollte ich fast das erste für seinen Hauptzweck halten. Aber man muß, wie ich schon oben gesagt habe, hier den Dichter nach der Verfassung der Zeiten betrachten, für die er schrieb; die Wildheit der Sitten, die noch keines Plans von Policey, keines Systems von Moral fähig war, mußte hier unmittelbar durch Musik und Dichtkunst gemildert und besänftigt werden; man mußte die Leute mehr zahm machen als unterrichten. Dieß war eben der Hauptzweck meines Versuches, die Leser in das Vaterland und Zeitalter des Dichters zurück zu führen, ehe sie über ihn urtheilen. Der Vernachläßigung dieser Vorsicht ist es wohl vorzüglich zuzuschreiben, daß man ihn so oft wegen Schönheiten gelobt, an die er nie dachte, und Fehler an ihm getadelt hat, die er nie begieng.

Doch ich habe schon allzu sehr meinen Zweck aus den Augen verloren. Ich wollte blos ein Zeugniß

von

von der Wahrheitsliebe und Treue des Dichters in seinen Gemälden, die ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, ablegen. Wenn ich versucht habe, ihn von fälschlich Schuld gegebenen Irrthümern zu retten, und deswegen einige bey der Lecture seiner Werke gemachte Anmerkungen über ihre Treue und Uebereinstimmung, was Zeit, Ort, Personen und Sachen betrifft, eingestreuet habe, so war es blos als Reisender, daß ich ihm hierin Gerechtigkeit zu verschaffen hoffen konnte. Ich werde daher diesen Charakter wieder annehmen, und eben die Methode in der Beschreibung der Gegend von Troja befolgen, die ich bey Palmyra und Balbeck beobachtet habe, wo ich erst eine ganz unpartheyische Nachricht von dem Zustande jener Gegend, wie wir sie gefunden hatten, gab, und es hernach meinen Lesern überließ, über unsere Vermuthungen wegen ihres ehemaligen Zustandes zu urtheilen.

LB Coburg

Druckfehler.

Seite,	Zeile,	steht,	lies:
32	13	welches noch	daß es noch
33	13	Locrier	Locrer
53	16	veſten	erſten
54	10	ſo mögen ſie dann ſelbſt	ſo mögen ſie dann
62	18	bekannt machen müſſen	bekannt machen mußte
62	ult.	müſſen	mußten
66	14	Chatam	Chatham
107	6	orhomeniſche	orchomeniſche
110	11	Lilana	Liläa
110	16	waldichten	waldichte
122	5	ποταμο χωρον	ποταμοχωρον
127	23	Bochard	Bochart
129	15	Bochard	Bochart
174	8	characteriſchen	characteriſtiſchen
176	18	Montesquiou	Montesquieu
219	7	Grenze	Gränze
258	13	welches	welche
291	16	Achilles	Achills

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wood, Robert

Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homers

Frankfurt am Mayn 1773
Coburg, Landesbibliothek -- A I 8/46(1)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11911977-5